F. 725c (2 Lafontaine
C. Witton.
<36604371500016
<36604371500016
Ba
S

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Görlitz
bei C. G. Anton.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

I. Die schrecklichen Folgen einer Unvorsichtigkeit . . . . . . Seite 3

II. Hymens Klage 73

III. Die Liebe auf den Alpen . . . 88

IV. Gedanken, Sittensprüche und Bemerkungen über Liebe 110

V. Mütterlicher Rath der Marquise de Lambert an ihre Tochter 113

VI. Fragment aus dem Tagebuche Amaliens 135

VII. Die Schwäche des menschlichen Herzens. Eine wahre Begebenheit 151

VIII. Die türkischen Damen . . Seite 214

IX. Höflichkeit und Höflichkeit . . 220

X. Ninon l'Enklos 234

XI. Die Damen des alten Roms . . 248

XII. Diogenes von Sinope . . . 264

XIII. Die Folgen der Untreue . . . 288

XIV. Konversation 318

XV. Der Schutzgeist 336

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Zweiter Band.

I.

Die schrecklichen Folgen einer Unvorsichtigkeit.

Leonore Del Monti war die Erbin ungeheurer Güter. Ihre Eltern liebten sie zärtlich; ihr Vater gab ihr eine durchaus schöne Erziehung. Natur und Glück schienen Beide ihre Reichthümer an Leonoren verschwendet zu haben. Leonore war der Stolz Italiens, und der Wunsch aller Edeln Roms. Mit ihr wurde ihre Cousine Isabelle erzogen. Beide Mädchen waren von gleichem Alter, und die Aehnlichkeit ihrer Charaktere machte sie bald zu vertrauten Freundinnen. Fröhlich und heiter flatterten die beiden Kinder durch die ersten funfzehn Jahre ihres Lebens, ohne je Ursach ge-

habt zu haben, zu klagen. Sie genossen der glücklichen Gegenwart, sie erinnerten sich mit stiller Freude der Vergangenheit, und die Zukunft lag im hellsten Rosenlichte vor ihren Blicken.

Leonorens Mutter war die Vertraute beider Kinder. Vor ihren Richterstuhl brachten Beide ihre kleinen Streitigkeiten, in ihren Busen schütteten beide Kinder ihre Wünsche, ihre Plane aus, und von ihr holten sie in allen Verlegenheiten Rath. Allein mit jedem Jahre, das die Kinder lebten, verlor die Mutter einen Theil ihres Vertrauens, und die ersten Seufzer ihrer verlangenden Herzen konnten sie nur Eine in der Andern Busen hauchen. Die Herzen der beiden Mädchen schlossen sich fest aneinander, und diese Freundschaft wurde noch inniger, wie Isabelle sich eines Tages in den Arm ihrer Leonore, mit dem Geständniß: ich liebe! warf.

Sie liebte den jungen d'Orsini, und Leonore war die Vertraute der beiden Liebenden. Isabellens süße Unruhe, ihre Freudenthränen, die sie an Leonorens Busen weinte, das Glück

ihrer Liebe, die Entzückungen des jungen Orsini, wenn er Isabellen zu Füßen lag, und wobei Leonore oft gegenwärtig war, füllten schon voraus Leonorens weiches Herz mit Liebe, ehe sie noch den Mann kannte, dem sie ihr Herz schenken konnte. Orsini wurde endlich glücklich. Er warf sich seinem Vater zu Füßen, und bat so dringend um die Erlaubniß, in den Armen der liebenswürdigen Isabelle das Glück seines Lebens zu erhalten, daß der Vater sogleich bei dem alten Del Monti um Isabellen für seinen Sohn warb, und nach einem Monate war Isabelle das entzückte Weib des edeln Orsini.

Leonore begleitete ihre Freundin auf ein Landguth ihres Gemahls. Der Frühling, das Entzücken der beiden Geliebten, Leonorens brennendes Herz — sie verlor sich oft in süßen, halb neidischen Träumereien in dem dunkeln Park. Da ging sie, die Arme übereinander gekreuzt, den Kopf auf dem schlagenden Busen, in sich selbst versunken, dahin, und stattete ihr Ideal mit den zauberischsten Reitzen aus.

Eines Abends nahm Isabelle ihre Freundin mit in den Park. Da saßen sie in der heim-

lichsten Laube, und Isabellens Erzählungen von ihrem Glücke machten Leonoren stumm und trübe. Isabelle versank in wiederholende, und Leonore in verlangende Träume. Auf einmal hörten Beide die Töne einer Laute in der Ferne, und eine schöne männliche Stimme sang ein Sonett von Petrarcha, von den Qualen der Liebe. Es war gesungen, und die Laute sang nun in den süßesten, melancholischsten Tönen diese Empfindung noch lange fort.

Leonore stand auf, Isabelle folgte ihr lächelnd, und sie gingen in die Gegend hin, woher der Gesang tönte. Leise schlichen sie durch die Alleen, und endlich sahen sie unter einem dunkeln Gebüsch einen jungen Mann sitzen, die Augen in den Mond gerichtet, und die Finger läßig in den Saiten der Laute. Der Mond warf einen hellen Strahl auf sein Gesicht; Leonore behauptete nachher gegen ihre Freundin, daß sie Thränen in seinen Augen hätte blitzen sehen.

Sie schlichen sich furchtsam zurück, und wie sie im Hause angekommen waren, so erzählten sie ihre Begebenheit Orsini'n. Orsini

lächelte zweideutig, und da Beide in ihn drangen, ihnen zu sagen, wer der junge Mensch sei; so sagte er ihnen: er ist aus einer großen Familie, unglücklich durch sein Schicksal, aber noch unglücklicher durch die Liebe.

Durch die Liebe? fragte Leonore.

Durch die Liebe! antwortete Orsini: was hatten Sie auch, meine schöne Leonore, nöthig, dem armen Jungen Abends im Park auf seinen Streifzügen zu begegnen? Er liebt sie, Cousine! und diese Liebe wird ihn tödten. Leonore erröthete, schwieg und ging, und den ganzen Abend lag sie in dem Fenster gegen den Park, und unfreiwillig sagten ihre Lippen die beiden letzten Strophen des Sonetts leise her, das der junge Unglückliche gesungen hatte:

Ich lieb' und schweige, welke hin und sterbe,
Und Staub bedecket bald dies warme Herz!

Sie konnte die beiden Strophen nicht vergessen. Sie legte sich traurig nieder; sie schlief nicht; sie träumte wachend. „Was ist dir, Leonore? fragte den andern Tag hundertmal Isabelle das arme Mädchen, wenn sie in ein tie-

ses Schweigen versunken war. Sie sah dann auf, sah Isabellen mit einem Paar trüben Augen an, reichte ihr mit einem gezwungenen Lächeln die Hand, und seufzte: nichts! Einmal antwortete sogar die arme Leonore, sich ganz vergessend, mit dem Verse:

Und Staub bedecket bald dies warme Herz!

So ging der Tag hin. Am Abend saß sie bis um Mitternacht bei Isabellen, und redete von dem jungen Menschen. Auf einmal öffnete sich die Thür, und Orsini trat hinein, an seiner Hand den schönen Sänger im Park. Leonore zitterte, und konnte kaum aufstehen, um ihn zu begrüßen. Hier, meine Damen, bring ich Ihnen, sagte Orsini, meinen Gefangenen; er wünscht Sie zu sehen, Leonore, wahrscheinlich, um in eine doppelte Gefangenschaft zu gerathen. Leonore stand da, roth und glühend, wie eine Fackel. Der junge Mann warf brennende Blicke auf Leonoren, ohne ein Wort zu sagen. Orsini erzählte nun die Geschichte des jungen Unbekannten. Es war der Sohn des Marchese Belluti. Der Marchese hatte sich mit seinem Bruder, dem

Herzog di Kastro, überworfen, und jetzt war er gezwungen, mit seinem Sohne Italien zu verlassen, um der Rache seines stolzen und rachsüchtigen Bruders zu entgehen. Der junge Belluti hielt sich noch einige Tage auf dem Landguthe seines Freundes, des Orsini, verborgen auf; hier sah er Leonoren, und liebte sie. Jetzt that es ihm weh, Italien verlassen zu müssen. Allein er mußte. Sein Vater erwartete ihn in Venedig, um mit ihm nach Frankreich zu fliehen.

Leonore hörte diese Erzählung; ihre Augen hefteten sich von Zeit zu Zeit auf den jungen Belluti. Jetzt näherte sich der schöne Jüngling Leonoren; mit einem schönen, flehenden Blicke sah er ihr ins Auge, er legte seine Hand auf sein Herz, und nun hob er mit einer leisen Stimme zu Leonoren an: ich verlasse mein Vaterland, ich gehe unter einen andern Himmel, um dort unglücklich zu seyn; allein Sie, Sie können mir mein geliebtes Vaterland, das höchste Glück des Lebens, mitgeben. —

Ich, mein Herr?

Sie! ich liebe Sie, liebenswürdiges Mädchen! Hier füllten sich seine Augen mit Thränen, und Leonore zitterte. Ich liebe Sie mehr, als ich, als eine Sprache sagen kann. Ich muß fort, mein Vater, meine Liebe gegen ihn fodert es; o Leonore, nur ein Lächeln, nur den kleinsten Schimmer der kleinsten Hoffnung geben Sie mir mit in mein Elend.

Was wollen Sie? sagte Leonore in einer reitzenden Verwirrung.

Und Staub bedecket bald sein warmes Herz! sagte Isabelle.

Leonore, hob er wieder an, und legte die Hand noch einmal auf sein Herz; seine Thränen flossen häufiger, und durch die Thränen flogen so warme Blicke auf Leonoren: nur die kleinste Hoffnung, um meinem Leben bei mir selbst den kleinsten Werth zu geben, Leonore!

Leonore stand da, sie hob ihr Auge in die Höhe, sie schlug es seitwärts; Isabelle drückte sich eine Thräne aus dem Auge; sie sah auf Belluti, sie sah auf Orsini: überall begegnete sie flehenden Blicken. Mein Vater! rief sie: o Gott! Isabelle! Sie sank auf ihre Schul-

ter, und so reichte sie dem glücklichen Belluti ihre zitternde Hand. Belluti sank mit seinen Lippen auf die Hand; Thränen benetzten sie. O, all' ihr Engel des Himmels! rief er auf einmal: *ich* vertrau' euch, euerm Schutze dieses Herz! erhaltet es mir, und dann nehmt mir Alles! Gott! ich muß fort! Lebt wohl! O Leonore, Leonore! Er drückte ihre Hand an sein Herz. Leonore hob sich von Isabellens Schulter in die Höhe: sie sah ihn lächelnd und wehmüthig an. Belluti, Gott sei mit Ihnen und mit mir! Er mache Sie glücklich! Leben Sie wohl! Sie ging rasch durch die hintere Thüre. Belluti flog wild und mit einem hohen Entzücken im Herzen davon, und Leonore vergoß süße Thränen der Liebe, der Hofnung, der Trennung und der Furcht vor der Zukunft.

Leonore blieb nur noch wenige Tage bei Orsini's; aber diese wenigen Tage reichten hin, ihre Liebe unauslöschlich zu machen. Isabelle redete von nichts, als von dem schönen, zärtlichen Belluti, und Leonore dachte an nichts, als an Belluti. Endlich kam Leonore wieder in Rom bei ihren Eltern an, und die tiefe

Einsamkeit, in der sie nun lebte, das in ihrem Herzen jetzt so verschlossene Geheimniß ihrer Liebe gab ihrer romantischen Stimmung noch mehr Nahrung, und ihrer Zärtlichkeit neue Kraft. Sie ging nur gezwungen mit ihren Eltern in die seltenen Gesellschaften: sie war sich mit ihrem Herzen genug. In einer dieser Gesellschaften sah sie den Oheim ihres Geliebten, den Herzog di Kastro. Er wurde ihr von dem französischen Gesandten präsentirt, und Leonore wurde bleich, wie sie seinen Namen hörte, und zitterte, wie der Herzog sie anredete. Sie fand etwas Widriges in seinem Gesicht: war er ernst, so schien er ihr stolz und gebietherisch; lächelte er, so schien er falsch und zweideutig: und doch konnte das arme Mädchen das Auge nicht von ihm wenden.

Der Herzog bemerkte es, und drängte sich sichtlich zu ihr; er schien das für Wohlgefallen zu halten, was Abscheu war. Er machte Leonorens Eltern ein sehr artiges Kompliment, und bat um des alten del Monti Freundschaft.

Der Herzog war unstreitig der stolzeste Mann in Italien; seine Geburt, seine Reich-

thümer, die Gnade des Königs von Neapel, seine Eroberungen bei dem weiblichen Geschlecht, seine Schönheit — er war noch jetzt in seinem vierzigsten Jahre ein schöner Mann — sein Glück in Allem, was er unternahm, hatten ihm einen unglaublich hohen Begriff von sich selbst beigebracht. Er glaubte sich Alles erlaubt, weil lauter Schmeichler ihn von Jugend auf umgeben hatten; er konnte keine seiner Leidenschaften überwinden, keinem seiner Wünsche widerstehen; und wehe dem, der einem seiner Wünsche etwas in den Weg legte! Er war unversöhnlich aus Eitelkeit, und er setzte seinen Ruhm nur darin, nie zu verzeihen. Sein Haß war wüthend, und er hielt nichts für heilig, wenn es darauf ankam, das Vergnügen, sich rächen zu können, zu erhalten.

So war der Mann, von dessen Versöhnlichkeit Leonore die Befriedigung ihrer Wünsche erwarten sollte: und, armes Mädchen! in dem Augenblicke, da du vor seinem grausamen Charakter zitterst, kennst du dein Unglück nur halb: zittre nicht vor seiner Grausamkeit; zittre vor seiner Liebe!

Der Herzog kam den andern Tag schon zu Leonorens Eltern. Das arme Mädchen sah mit Wohlgefallen die Artigkeit, mit welcher der Herzog sie behandelte; sie betrachtete sich schon als die Vermittlerin zwischen dem Herzog und seinem Bruder, und dankte allen Heiligen für diesen Zufall. Allein wie erstaunte die Unglückliche, da nach vierzehn Tagen der alte del Monti ihr ganz trocken erklärte, daß er dem Herzog di Kastro ihre Hand versprochen habe. Sie erstarrte, sie wurde bleich, wie eine Lilie, sie antwortete kein Wort. Was hätte es auch ihr geholfen? ihr Vater liebte sie; allein er war der herrschsüchtigste, der ehrgeitzigste und härteste Mann in Italien.

Gewöhnt an den allerstrengsten Gehorsam, verbarg Leonore ihre Thränen sogar; ihre Liebe verlor vor dem strengen Blicke ihres Vaters allen Muth. Isabelle war entfernt, ihre Mutter selbst ohne Ansehen, die Zubereitungen zur Vermählung wurden gemacht, Rom war voll davon — was sollte das furchtsame leidende Mädchen machen, als beten und weinen? Der Tag der Zeremonie erschien, und Leonore wur-

de Herzogin di Kastro. Ueber der Mahlzeit gab der Herzog dem Vater der Braut einen Brief, und nun wurde der versammelten Gesellschaft erklärt, daß das gute Vernehmen zwischen dem Herzog und seinem Bruder, dem Marchese Belluti, wieder hergestellt sei.

Ich würde dem Undankbaren nie vergeben haben, setzte der Herzog mit einer stolzen Miene hinzu, wenn ich nicht meiner Gemahlin die Dankbarkeit meines Bruders und meines Neffen hätte versichern wollen. Ich habe meinem Bruder geschrieben, meine theure Leonore, daß ich nur auf Ihr Bitten ihm vergeben wolle. Die arme Leonore wußte nicht, wohin sie ihr Auge schlagen sollte, um die Angst zu verbergen, die sie fühlte. Sie verbeugte sich gegen den Herzog, und öffnete die zitternden Lippen, und seufzte.

Einige Tage nach ihrer Vermählung ging Leonore mit ihrem Gemahl nach Neapel. Wie sie in den Pallast des Herzogs hineintrat, nun auf ewig getrennt von Allem, was ihr werth war, so sank sie dem Herzog ohnmächtig in die Arme: sie empfand eine Bewegung in ih-

rer Seele, deren verzweiflungsvolle Bitterkeit unsäglich groß war. Sie versank in einen tiefen Kummer, in eine Melancholie, welche des Herzogs Liebe, die Freuden des Hofes, die Lustbarkeiten der Stadt nicht zerstreuen konnten. Sie erschien am Hofe, und die Bewunderung des ganzen Hofes flog ihr entgegen. Sie gewahrte bald, daß der Herzog ungemessen eifersüchtig war, und sie sah es mit Vergnügen, weil es ihr die Hoffnung machte, daß der Herzog sie auf seine Güther in die Einsamkeit führen würde.

Sie war sieben Monate verheirathet, da erzählte ihr der Herzog, daß sein Bruder in Frankreich gestorben sei, und ihn zum Vormund über seinen Sohn, den jetzigen Marchese Belluti, gemacht habe. Er kommt, setzte er hinzu, wenn er das Leben behält; er liegt zu Turin am hitzigen Fieber. Hätte der Herzog nur eine Ahnung von Leonorens Liebe gehabt: er hätte auf ihrem todtenblassen Gesicht, in ihrem heftigern Zittern, das Geständniß derselben deutlich gelesen.

Bis hieher war Leonorens Betragen ohne

Tadel gewesen. Sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihres Gemahls Liebe mit Liebe zu belohnen: sie gab sich alle Mühe, den unglücklichen Belluti zu vergessen. Sie erwähnte seiner in keinem ihrer Briefe an Isabellen, und hatte ihr es ein- für allemal untersagt, sie an ihn zu erinnern.

Jetzt aber, in der schrecklichen Angst über Belluti's Krankheit, in den heftigen Vorwürfen, die sie sich selbst darüber machte, daß sie durch ihre Untreue Schuld an seinem Tode sei, vergaß sie ihren Vorsatz. Sie schrieb an Isabellen; sie entdeckte ihr ihre Angst, ihren Kummer um den unglücklichen Jüngling. Sie bat sie, sich nach ihm erkundigen zu lassen; sie trug ihr sogar eine Empfehlung an ihn auf. Sie beklagte sich über ihr Schicksal; sie beklagte sich über die unglückliche Leidenschaft, über die sie nicht Herr werden könnte.

Ach, der erste Schritt, sagt das Sprichwort, ist nur schwer! Sie befand sich schon durch diesen Brief ruhiger; noch ruhiger wurde sie durch die Antwort ihrer Freundin. Seine Gesundheit war wieder hergestellt; er

lebte noch, und noch immer für seine ungetreue Leonore.

Leonore verschlang den Brief. Sie antwortete wieder, und der Brief war voll von dem geliebten Belluti, voll von Betrachtungen über den zweideutigen Charakter des Herzogs, und das süße Gift der Liebe, das Leonorens erster Vorsatz beinahe unthätig gemacht hatte, fing aufs neue an, seine heftige Wirkung zu äußern.

Leonore wurde nun Mutter, ein neues Band zwischen ihr und ihrem Gemahle, und die Briefe fingen an seltner zu werden. Nach und nach wurden die Briefe wieder länger und feuriger. Das Elend des unglücklichen Sängers (so nannten ihn Leonore und Isabelle in ihren Briefen) verdiente Thränen, und erhielt Thränen. Belluti bat seinen Oheim um Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und erhielt sie. Isabelle schrieb Leonoren, daß ihr geliebter Sänger tief zwischen umzugänglichen Felsen in Piemont wohne, und dort sein Leben in der tiefsten Einsamkeit beschließen wolle.

Nach einiger Zeit bat Isabelle Leonoren sehr angelegentlich, sie zu besuchen. Der Herzog erlaubte es, und Leonore flog auf das Landguth ihrer Freundin, die sie mit Thränen in den Augen empfing. Da ging Leonore wieder, da saß Leonore, wo Belluti gesessen hatte: lauter neue Pfeile, die sich gewaltsam in ihr Herz drückten. Ach, ich hätte nicht hierher kommen sollen! seufzte Leonore: ich werde hier noch die letzte Hofnung der Ruhe verlieren!

Da saßen beide Weiber in eben dem Bosket, wo sie saßen, wie Belluti die Laute schlug, und sprachen von ihm. Und bist du nicht neugierig, ihn einmal zu sehen? fragte Isabelle.

Gott! das würde mich vollends zerstören!

Zerstören und beruhigen zugleich: meinst du nicht?

Er wird blaß seyn, blaß wie der Kummer, blaß wie ich!

Wollen wir ihn kommen lassen?

Um Gotteswillen nicht!

Liebe Leonore, und wenn es der Wunsch seines ganzen Lebens wäre, dich noch einmal

zu sehen; würdest du auch so grausam seyn, ihm das abzuschlagen?

Dürfte ich anders? seufzte Leonore.

Nur sehen, liebes frommes Weib!

Ach, Isabelle! — Nein! bei allen Heiligen, nein!

Leonore, und wenn er hier wär, wenn er dich durch mich bitten ließ, ihn noch einmal zu sehen?

Gott, Isabelle: er ist doch nicht hier?

Ja, er ist hier! hier, um dir sein Lebewohl zu sagen, Leonore!

Leonore schrie auf; sie schlug es ab, ihn zu sehen. Isabelle bat, flehete bei seiner Liebe, und endlich — o unbesonnene Leonore! — endlich gab sie nach. So mag er kommen! und Belluti lag zu Leonorens Füßen.

Er war es, der bleiche, abgezehrte, sterbende Jüngling war es, der Leonorens Hand ergriff, sie mit Thränen bedeckte, sprechen wollte, und vor Schluchzen nicht konnte. Leonore stand da, zitternd, schluchzend, die Hand ihm drückend, und das letzte Band, das sie

an den Herzog knüpfte, zerriß in diesem Augenblicke.

Sie wollen mir Lebewohl sagen, Belluti? stammelte endlich Leonore.

Er riß sich vom Boden auf, stand vor ihr, betrachtete sie; sie weinte, und winkte ihm mit der Hand, zu gehen.

So leben Sie wohl, liebe Leonore! schluchzte er: auf ewig wohl! Er näherte sich ihr, er umschloß sie mit beiden Armen; seine Lippen drückten die ihrigen, ihre Thränen vermischten sich, ihre Seufzer, ihre Worte. Leb' wohl! stammelten Beide. Er flog wüthend hinaus aus dem Bosket, und Leonore sank sprachlos, und wie zernichtet, in Isabellens Arme.

Am andern Morgen fuhr Leonore nach Neapel zurück. Sie kam bleich und entstellt an; ihr Gemahl fragte um die Ursach ihres kranken Aussehens. Sie antwortete wenig, und verschloß sich in ihr Kabinett, und der Herzog hörte sie schluchzen. Die Kälte gegen den Herzog, die sie sonst noch sehr gut unter eine anscheinende Ehrerbietung verborgen hatte, wurde jetzt so auffallend bitter, daß der Herzog der

allergutmüthigste Mann hätte seyn müssen, es nicht zu merken. Ihr Kummer blieb derselbe, so viele Mühe sich auch der Herzog gab, ihn zu zerstreuen. Sie weinte oder schrieb, und der Herzog sah, daß sie zerriß, was sie geschrieben hatte. Endlich siegelte sie einen Brief, gab ihn einem Domestiken, ihn zu besorgen. Der Herzog ließ sich den unglücklichen Brief geben, er erbrach ihn, und las mit Entsetzen:

Meine theure Isabelle! Schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, um in deinen Busen den Schmerz auszuschütten, der meine Seele foltert. Ach Isabelle, ich bin das unglückliche Opfer einer unseligen Liebe, die meine Seele beherrscht, und sie mit den Qualen der Verdammten füllt. Vorwürfe, Gewissensbisse vermehren die Angst einer elenden Leidenschaft, und zerreißen meine Seele auch da, wo die Liebe nicht traf. So hab ich ihn wieder gesehen, den unglücklichen geliebten Jüngling, und sein Bild hat sich nun für die Ewigkeit mit Feuerzügen in meine Seele gedrückt; meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrückt, meine Lippen haben von den sei-

nigen die Seufzer der reinsten Liebe geküßt, und ich bin unglücklicher als zuvor. Wehe meinem Vater, daß er die Hand seines Kindes an ein Ungeheuer verkaufte; dessen Stolz, dessen wüthender Charakter, dessen mörderische Falschheit den Abscheu noch vermehrt, den mein Herz gegen ihn fühlt; wehe mir, daß ich an der Seite des Menschen leben muß, vor dessen Grimm ich zittere, dessen unmenschliches Herz die Liebe noch vermehrt, die des unglücklichen Jünglings weiche, schöne, reine Seele in meine ihm verschwesterte Seele hauchte.

Ach ich fühle, mein Brief ist Sünde; meine ganze Seele ist Sünde; denn sie ist nur Liebe für ihn, und Haß für den, dessen Namen ich führe. Leb wohl! dies ist der letzte Brief, den du je von mir erhältst. Ich will weinen, bis meine Thränen mir mein Grab ausgehöhlt haben, das meinen Kummer verbirgt. Zum letztenmal hab ich seiner gedacht; herausreißen will ich sein liebreitzendes Bild aus meiner Seele, und die Angst meines ewig kämpfenden Herzens mag mein Verbrechen in den Augen des Himmels vertilgen, und meine

Seele lösen. Leb wohl! Ach Isabelle, laß mich zur Tugend zurückkehren! schreib mir nicht; Ich bin sein Weib, ich bin Mutter zu seinem Kinde, und bitte Gott mit mir, daß ich den Vater meiner Tochter nur nicht mehr hassen darf. Leb wohl! deine unglückliche Leonore.

Man denke sich die Wuth, die unbeschreibliche Wuth des stolzen, des eifersüchtigen, des rachedürstenden Herzogs. Er erblaßte, er wurde glühend roth während des Lesens. Er zerknitterte den Brief in seinen Händen; dann las er wieder eine Zeile. Der Zorn wollte ihn ersticken. Er ballte die Hände, er raufte sich in den Haaren, er fiel auf die Kniee, und schwur bei Gott, die allerfürchterlichste Rache zu nehmen. Nach und nach legte sich die erste kochende glühende Wuth. Er durchlas den Brief noch einmal, und der Name seines Nebenbuhlers fehlte, sein liebstes Opfer der Rache fehlte. Er sann hin und her, wer der Geliebte seines ungetreuen Weibes seyn könnte, und überall sah er nur grundlose Vermuthungen.

Er las den Brief zum hundertstenmale, und jedesmal wurde seine Liebe gegen Leonoren käl-

ter, aber auch sein Haß besonnener, und seine Rache grausamer und durchdachter. Er lächelte; er ging, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und nieder, und brachte den Plan der allergrimmigsten Rache mit einer hämischen Freude in Ordnung. Dein Tod, elendes Weib, ist gesprochen! sagte er kalt und schneidend; nur erst sollst du deinen geliebten Jüngling meiner Rache überliefern; dann sehe ihn dein Auge langsam sterben, und dann — dann bin ich gerächt!

Er setzte sich in den Wagen, und verließ Neapel einige Tage, und wie er zurückkam, so lächelte er so boshaft, so zufrieden: man sah, die Anstalten der Rache waren getroffen; er kam, das Opfer abzuholen.

Am andern Morgen trat er in Lenorens Zimmer. Kalt sagte er: Sie müssen jetzt mit mir verreisen, Leonore! Er ergriff sie bei der Hand; Leonore, ihre Tochter in den Armen, folgte ihm schweigend. Sie stiegen in einen Wagen. Leonore nahm ihre Tochter auf ihren Schooß und liebkosete ihr. Der Herzog sagte nicht ein Wort, er schien in sich selbst versun-

ken zu seyn. Am Abend fuhren sie über eine Zugbrücke in ein altes verfallenes Schloß. Bei dem Geräusch der Ketten sah Leonore auf; sie sah das alte Gemäuer, und warf einen Blick auf den Herzog.

Fällt Ihnen das Schloß auf? sprach er mit einem bittern Lächeln: Sie halten es doch nicht für ein Gefängniß? Leonore zitterte, wie sie noch einen Blick auf sein Gesicht warf. Sie beugte sich auf ihre Tochter nieder, und benetzte sie mit ihren Thränen; das Kind fing an zu schreien, und Leonore drückte es mit einer wehmüthigen Zärtlichkeit an ihre Brust. Der Wagen hielt, der Herzog stieg aus, er nahm das Kind aus Leonorens Armen, gab es einem Domestiken, ergriff Leonorens Hand, hob sie aus dem Wagen, und führte sie, oder schleppte sie vielmehr die hohen Stufen vor der Wohnung hinauf. Er führte sie nun durch eine lange und finstere Gallerie. Leonore zitterte. Sie zittern? hob er auf einmal an: Sie sind ja bei Ihrem Manne, den Sie lieben; was zittern Sie?

Himmel! rief Leonore, was soll Ihre wilde

Bitterkeit? wozu dieser schreckliche Ton Ihrer Stimme?

Kommen Sie, das sollen Sie erfahren! Er zog sie nun in ein Zimmer mit einem Bette; Leonore sank in einen Stuhl, und zerfloß in Thränen. Der Herzog ging hinaus, und kam sogleich mit einem brennenden Lichte zurück, das er vor Leonoren auf einen Tisch setzte. Er setzte sich. Leonore wagte es nicht, ihn anzusehen: sie wartete zitternd darauf, daß er anfangen möchte. Ihre Unbesonnenheit, den jungen Belluti gesehen zu haben, fiel ihr auf, und zugleich die fürchterliche Angst, daß der Herzog es wissen möchte. Sie zitterte jetzt so heftig, daß ihr die Zähne hörbar zusammenstießen; sie hörte das Schlagen ihres Herzens.

Ein Gewissen haben Sie noch, sagte der Herzog, nachdem er sie lange betrachtet hatte: jetzt zur Sache! Lesen Sie diesen Brief. Leonore sah ihren letzten Brief an Isabellen in des Herzogs Händen. Gott! Gott! ich bin verloren! schrie sie auf, und verbarg ihr Gesicht mit den zitternden Händen.

Treulose! sagte der Herzog kalt: ich bin also das Ungeheuer, gegen das Ihre ganze Seele Haß und Abscheu ist? Gut, Madame, künftig sollen Sie Ursach haben, mich zu hassen. Oder meinen Sie, daß ich, von Ihnen verrathen, betrogen, entehrt, mit Schande bedeckt, gutmüthig schweigen soll?

Nein, sagte Leonore, ich bin schuldig; bestrafen Sie mich; aber entehrt habe ich Sie nicht! Ja, ich habe über meine unselige Leidenschaft nicht siegen können; allein meine Tugend und Ihre Ehre sind ohne Flecken, das schwöre ich Ihnen bei Gott!

Still! still! Heuchlerin! Hören Sie! Er las: meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrückt, meine Lippen haben von den seinigen die Seufzer der reinsten Liebe geküßt! Was sagen Sie, meine schöne Heuchlerin? Nicht wahr, das heißt meine Ehre ohne Flecken lassen? Jetzt sprang er mit blitzenden Augen auf, und stand vor Leonoren: was sagst du, niedrige Kreatur?

Ich bin unschuldig! ich rufe Gott zum Zeugen!

Wie? du hast ihn geküßt? —

Und dennoch unschuldig. —

Verdammte heuchlerische Schlange! rief er, mit den Zähnen knirschend: die grimmigste Rache ist schon bereit, dich zu treffen!

Jetzt sank Leonore zu seinen Füßen und rief voll Schrecken: O Gott, Gott, schütze mich! hilf mir!

Stehn Sie auf, sagte der Herzog etwas beruhigter: setzen Sie sich, und hören Sie mich!

Leonore setzte sich, und sah ihn furchtsam, demüthig und bittend an. Er fuhr fort: Sie sehen, Sie Undankbare, wie tief, wie unvergeblich ich von Ihnen beleidigt bin; Sie nennen mich selbst rachsüchtig, grausam und unmenschlich, Sie, der ich nichts, als Beweise meiner Liebe gegeben habe: was haben Sie von mir zu erwarten? — — indeß — so könnte ich Ihnen dennoch vergeben; dennoch — allein — nur ihre Aufrichtigkeit könnte mich versöhnen. Hören Sie! die kleinste Verstellung, die allerkleinste, spricht Ihnen das grausamste Urtheil! — Hören Sie? — Wer ist der niederträchtige Verführer Ihrer Unschuld?

Leonore rief; o bei Gott! meine Unschuld ist nicht verführt!

Ich frage, fuhr der Herzog mit lauter Stimme fort; wer ist der geliebte Jüngling? ich will seinen Namen wissen.

Leonore sah auf den Boden. Sie sah Belluti schon blutig am Boden vor ihr liegen, das unschuldige Opfer der Eifersucht des Herzogs. Sie schwieg.

Nun? gefällt es Ihnen zu antworten?

Nein! dachte in diesem Augenblick Leonore: nein! dich will ich retten. Sie fühlte in diesem Augenblicke neue Kräfte, die ihr Muth gaben. Sie sagte mit fester Stimme: Ihr Zorn will ein Opfer, mein Gemahl! opfern Sie mich; ich bin in Ihrer Gewalt! Und nun noch einmal: ich bin unschuldig! mein Tod ist gewiß; allein den Namen, den Sie wissen wollen — nein! nein! nie soll er über diese Lippen kommen!

Ein Paar Sekunden lang blieb der Herzog unbeweglich. Er hatte diese Festigkeit von Leonoren nicht erwartet. Endlich brach sich sein Schweigen in einer unbeschreiblichen Wuth.

Unglückliche! rief er, ich soll den Namen nicht wissen? Weib! du hast keine Vorstellung von dem, was ich bin, wenn du nicht gehorchst!

Ich erwarte von Ihnen Alles, und ich bin unglücklich genug, den Tod nicht zu fürchten!

Den Tod? du Thörin, meinst du, daß ein Augenblick Rache die Beleidigungen eines ganzen Lebens gut machen kann? Dein Grab ist bereitet; aber lebendig sollst du es bewohnen, und leben!

Leonore sank bei diesen Worten hinten über, und verlor die Sinne. Wie sie ihre Besinnung wieder hatte, so sah sie sich in den Armen ihrer Weiber. Sie fragte sogleich nach ihrer eigentlichen Kammerfrau, deren Treue und Liebe sie kannte, und die sie mit sich von Rom nach Neapel gebracht hatte. Man sagte ihr, sie sei noch zu Neapel. Leonore zitterte. Sie brachte die Nacht unter ihren Weibern zu: sie wagte es nicht, sich in ihrer Gegenwart zu beklagen, noch sie fortzuschicken; sie fühlte alle die innere Unruhe, die Reue und Furcht geben können.

Am frühen Morgen ließ sie sich in das Zimmer ihrer Tochter führen: sie fand sie noch schlafend; sie sandte die Weiber weg, und setzte sich an die Wiege des Kindes. Hier wurde der Lauf ihrer Empfindungen noch schmerzhafter. Sie verglich den süßen, ruhigen Schlaf des Kindes mit der Unruhe ihres Gemüths; sie beneidete seinen Zustand der Fühllosigkeit gegen ihr Elend; ach! und doch ist es unglücklich! rief sie: vielleicht seh ich es jetzt zum letztenmale. Sie segnete das Kind, empfahl es in einem brünstigen Gebete allen Heiligen, und nun, gleichsam bereit zu Allem, sank sie wieder in ängstliche Träume über ihr Schicksal. So schrecklich ihre Phantasie ihr auch dasselbe mahlte: so war doch der Entschluß, Belluti nicht zu nennen, in ihrer Seele fest.

Jetzt öffnete der Herzog schnell die Thür. Leonore wollte ihm entgegengehen; allein ihre Füße versagten; sie sank in den Stuhl zurück.

Nun? hat Sie die Ueberlegung in dieser Nacht vernünftiger gemacht? Fühlen Sie es endlich, was Sie wagen, wenn Sie mir länger widerstehen? Leonore seufzte tief auf. Soll

ich den Namen des Bösewichts erfahren? Sie schlug die Augen an die Decke, und schwieg. Ich will eine bestimmte Antwort: werden Sie den Namen nennen, oder nicht?

Ich kann nicht! antwortete Leonore bittend.

Das ist ihr Urtheil! Nehmen Sie von Ihrer Tochter Abschied!

O Gott, mein Gemahl! haben Sie Barmherzigkeit mit der Mutter, wenn auch nicht mit dem Weibe! Wie hart auch mein Schicksal sei, so trennen Sie mich nicht ganz von meiner Tochter!

In diesem Augenblicke erwachte das Kind; es öffnete die Augen, und lächelte seinen Aeltern zu. Leonore stürzte auf die Wiege los; mein Kind, rief sie, und nahm es auf: o komm, gieb mir das Herz deines Vaters wieder!

Der Herzog nahm das Kind auf seine Arme: die Bande zwischen Ihnen und diesem Kinde sind jetzt zerrissen; es ist Ihr Kind nicht mehr. Leonore sank ihm zu Füßen. Der Stolze weidete sich einen Augenblick an diesem Schauspiele. Den Namen! rief er. Leonore

seufzte leise: ich kann nicht! und der Herzog ging mit dem Kinde nach der Thür. Leonore schrie laut, das Kind fing an zu schreien, streckte die Arme nach seiner Mutter; der Herzog fluchte, verschwand mit dem Kinde, und ließ Leonoren in der bittersten Verzweiflung zurück.

Eine halbe Stunde nachher kam der Herzog zurück. Er führte Leonoren in ihr Zimmer; er setzte sie in einen Stuhl; er setzte sich zu ihr, und sagte ihr mit einem ruhigern Gesichte: Sie halten mich für unversöhnlich, und indeß — er schwieg — er sah vor sich nieder. Leonore sah in diesen Worten, in dem Tone seiner Stimme einen Strahl von Hoffnung; ihr weiches mitleidiges Herz betrog sie mit der Vorstellung der nahen Versöhnung. Sie sprach von ihrer Tochter; der Herzog hörte sie mit einem finstern Blicke, aber ohne Zorn an; er schien sogar gerührt. Er sagte Leonoren, daß seine Liebe zu ihr die Ursach seiner Wuth gewesen sei; er bat sie, Sorge für ihre Gesundheit zu tragen, und versprach ihr dafür, ihr das Kind zurückzugeben.

Leonore vergoß jetzt wahrlich nur Thränen

der Reue: jetzt erst fühlte sie sich schuldig; sie entschuldigte selbst seine Wuth; sie ergriff seine Hand und benetzte sie mit ihren Thränen. Allein in diesem Augenblicke fühlte sie auch ihren innern Zustand, den Furcht und die heftigen Leidenschaften ihr bisher verborgen hatten. Sie fühlte sich krank, und ein starkes Fieber zwang sie, sich ins Bette zu legen.

Der Herzog schien sehr unruhig zu seyn: er sandte sogleich einen Courier nach Neapel, um zwei Aerzte zu holen; er verließ Leonorens Bette nicht; er gab ihr in Gegenwart ihrer Weiber die größten Bmweise seiner Liebe und Zärtlichkeit, und leise versicherte er Leonoren den Sieg seiner Liebe über seinen Zorn. Er versprach ihr, ihre Tochter sogleich zurückzugeben, wenn sie gesund sei. Leonore ergriff seine Hand, seine grausame Hand, drückte sie an ihr Herz, küßte sie, und zerfloß in Dankbarkeit und in dem Gefühle ihres Unrechts.

Die Aerzte versicherten, daß die Krankheit nicht gefährlich wäre, und verließen das Schloß nach zweien Tagen. Wie sie fort waren, so schien des Herzogs Unruhe über Leonorens Zu-

stand zu wachsen; er zwang sie, im Bette zu bleiben, ungeachtet sie sich gesund fühlte.

Leonorens Weiber hatten die drei Nächte vorher gewacht; ihre Kräfte waren erschöpft, und der Herzog sandte sie fort, um den Tag über zu schlafen. Er sagte, daß er selbst mit seinem Kammerdiener und einer alten Frau vom Schlosse sie bewachen wollte. Die Vorhänge um das Bette waren zugezogen, und Leonore wußte nicht, daß ihre Weiber sie verlassen hatten. Um Mittag merkte sie es; sie fragte nach der Ursach, und der Herzog sagte sie ihr, und bat sie, ruhig zu liegen. Aber warum? fragte sie ahnend: ich befinde mich wohl. Der Herzog bat sie, nicht zu reden und sich zu beruhigen. Leonore wurde unruhig; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie betrachtete ihren Gemahl, und sah auf seinem Gesicht die Zeichen der heftigsten Unruhe.

Gegen drei Uhr foderte er ihre Hand. Leonore gab sie ihm zitternd. Der Herzog fühlte ihren Puls, sprang auf, und schrie mit entsetzlicher Stimme: Gott im Himmel! sie stirbt! geschwind! flieg nach Neapel! hole einen Arzt!

und der alten Frau gab er den Auftrag, den Kaplan aus dem Dorfe zu rufen. Sie stirbt! sie stirbt! schrie er: eilt! eilt! — sie flogen davon.

Leonore zitterte. Ihre erste Bewegung war, sich aufzurichten und zu fliehen; aber sie sank kraftlos auf ihr Bette zurück; ihr Herz klopfte so schnell, daß es ihr die Sprache benahm. Sie wurde kalt und starr. Der Herzog trat jetzt an Leonorens Bette, eine Tasse in der Hand. Hier, trinken Sie! sprach er mit erstickter Stimme. Ein kalter Schweiß drang über Leonorens Gesicht: sie glaubte nun ihren Tod gewiß; sie hielt es für Gift, was der Herzog ihr bot. Trinken Sie! sagte er noch einmal.

Gott, was ist das? sagte Leonore, sich schaudernd, und betrachtete die Tasse.

Arznei!

Lassen Sie mir doch Zeit, mich mit Gott zu versöhnen! — O Gott, rief sie jetzt mit gefalteten Händen: vergieb mir, vergieb meinem Mörder! tröste meine Aeltern, und schütze meine Tochter! Nach diesem Gebet fühlte sie sich

stark genug, das Opfer zu vollenden. Sie warf einen Blick auf den Herzog: er war blaß, verwirrt; er zitterte, er stotterte einige Worte; und nun richtete er Leonoren mit der einen Hand auf, mit der andern hielt er die Tasse an ihre Lippen, und Leonore trank ohne Widerstand den Saft rein aus. Gott Lob! sagte sie sanft: ich vergebe Ihnen meinen Tod! Sie legte sich auf ihr Kissen, faltete die Hände und betete leise. Einige Minuten nachher schlossen sich ihre Augen; eine blasse Farbe schlich sich über ihre Wangen, immer bleicher und bleicher; die Lippen wurden sanft-blau, der Umlauf des Bluts stand, der Athem verlor sich, und sie lag da wie eine schöne Bildsäule von weißem Marmor.

Nach einer halben Stunde stürzten der Kammerdiener und die alte Frau wieder ins Zimmer. Der Herzog flog ihnen mit dem lauten Geschrei entgegen: sie ist todt! sie ist todt! das Haus kam in Bewegung; Leonorens Weiber, alle Domestiken stürzten herzu. Sie fanden den Herzog am Bette Leonorens knieen. Das Zimmer war durch die vorgezogenen Vor-

hänge finster, die Vorhänge um Leonorens Bette waren zugezogen.

O Gott! sie ist todt! ich Unglücklicher! rief der Herzog in dem Tone der Verzweiflung: o sehet da, die schöne Blume meiner Liebe! sie ist verwelkt, und ich werde ihr folgen! Er hob den Vorhang des Bettes auf, und Leonore lag da bleich, und ohne Bewegung. Ein lautes Geschrei erhob sich.

Der Herzog trieb Alle in seiner Wuth in die nächsten Zimmer. Macht mich nicht rasend! rief er zornig: fort! ich hasse alle Menschen! Der Kaplan kam, er bedauerte den Herzog, betete, und auf die Bitte des Herzogs blieb er den Abend bei ihm. Um Mitternacht sandte er alle Menschen weg, zu schlafen. Geht! sprach er weinend, ich will allein bei ihr bleiben! ihr stört mich in meinem Schmerz und in meinem Gebet. Der Kaplan und zwei Wächter blieben in einem Vorzimmer, drei Zimmer von dem entfernt, wo Leonore lag. Der Herzog verschloß das erste Zimmer. Man ging gern, weil Alles ermüdet war, und sehr bald lag das ganze Haus in tiefem Schlafe.

Um zwei Uhr Morgens erwachte Leonore aus ihrer Betäubung: es war ein Schlaftrunk gewesen, was sie getrunken hatte. Sie öffnete ihre Augen, sie sah um sich her; sie erblickte den Herzog, der an ihrem Bette stand, und zitterte. Sie sammelte sich endlich; der Herzog gab ihr einige Tropfen, welche ihre Lebensgeister erweckten. Endlich erholte sie sich völlig: also lebe ich noch! rief sie. Ja, Sie leben, antwortete der Herzog kalt. Sie schob den Vorhang zurück, sie sah im Zimmer umher, sah nur den Herzog, und erschrack: Warum bin ich allein? — Das sollen Sie hören! jetzt stehen Sie auf!

Er reichte ihr Kleidung, er half sie anziehen, und nun trug er sie in einen Lehnstuhl. Jetzt, Leonore, sollen Sie Alles wissen, fing er an: es war ein Schlaftrunk, den Sie gestern nahmen.

Wozu aber —

Hören Sie! Sie haben mich entehrt; ich bot Ihnen Verzeihung an; Sie schlugen sie aus. Mein Zorn konnte Ihnen den Namen Ihres niederträchtigen Verführers nicht entrei-

ßen; Sie lieben ihn also noch. Ja, Weib, jetzt hasse ich dich, ich verachte dich! du wolltest sterben, weil dir der Tod lieb ist, weil er dich von mir befreiet. Aber leben sollst du, getrennt von Allem, was dir lieb ist.

Gott! meine armen Aeltern!

Morgen erhalten sie die falsche Nachricht von deinem Tode; sieh, du Schlange! das ganze Schloß hält dich für todt; alle meine Leute haben dich todt gesehen.

Leonore zitterte heftig und immer heftiger. Sie hatte nicht einmal die Kraft, ihre Hände gegen den Grausamen zu erheben.

Hören Sie weiter, fuhr er fort: ich habe hier am Schlosse ein weites Souterain, das Niemand kennt, wohin nie ein Strahl der Sonne gedrungen ist. —

Gott! ich bin verloren!

Nein! Ihr Schicksal steht noch in Ihrer Hand. Sehen Sie, in einem Augenblicke sind alle unsere Leute wach. Ich erkläre ihnen, daß eine Ohnmacht den Irrthum Ihres Todes veranlaßte; der Brief an Ihre Aeltern ist noch

nicht abgegangen; Sie erscheinen wieder in der Welt; ich vergebe Ihnen. —

O Gott! Gott!

Ich fodere nur ein Wort von Ihnen, nur Ein Wort. Ich muß, ich will ein Opfer haben: nennen Sie mir den Verführer, und Sie sind frei, sind wieder Mutter, wieder Tochter, wieder Gemahlin. Wählen Sie!

O Gott! sieh, sieh diesen Grausamen! ich soll einen Unschuldigen seiner Mordsucht überliefern! Nein! nein!

Besinnen Sie sich, Leonore, sagte der Herzog, und warf einen wüthenden Blick auf Leonoren: noch ein Nein, und Sie sind für diese Welt verloren. Besinnen Sie sich! Ihre Aeltern werden vor Kummer sterben! Sie selbst werden leben, ohne Ihre Tochter, ohne je das Licht, ohne je einen Menschen wiederzusehen! Besinnen Sie sich, sage ich Ihnen! Ist dieser Augenblick vorüber, so ist keine Hoffnung mehr! Ich könnte dann Ihr Schicksal nicht ändern, selbst wenn ich wollte!

Hier sprang Leonore auf, sie sank auf ihre Kniee, sie betete, sie sprach verwirrt; dann ge-

rieth sie in ein tiefes Nachsinnen. Sie dachte an Belluti. Nein! rief sie, nein! ich kann die Unschuld nicht verrathen!

Nicht? rief der Herzog wüthend: noch einmal! werden Sie ihn nennen?

Nein! niemals!

Ungeheuer! die Stunde der Rache ist gekommen! Er wollte ihre Hand ergreifen, sie floh in die andere Ecke des Zimmers; hier umklammerte sie mit beiden Händen die Säule des Bettes. Ihre Haube fiel bei dieser Bewegung ab, und ihre Haare rollten auf ihre Schultern. Der Herzog betrachtete sie einen Augenblick schweigend. Er riß sie von der Säule, und trug sie vor einen Spiegel. Du Unglückliche! betrachte noch zum letzten Mal diese Schönheit, die ein ewiges Dunkel bald verbergen wird! betrachte dich selbst! sei nicht grausamer gegen dich, als ich es bin! Habe Mitleiden mit dir selbst! Nenne deinen Verführer! Nenne ihn! nenne ihn!

Nein! nein! ich kann nicht! und sie sank betäubt in seine Arme. Der Herzog trug sie durch drei Zimmer, eine kleine heimliche Trep-

pe hinab, auf einen Hof. Die frische Morgenluft gab hier Leonoren ihre Besinnung wieder. Er öffnete eine Thür, und nun trug er das arme schwache Weib in den Garten. Der Morgen fing an, seinen ersten Strahl am Himmel zu verbreiten. Das ist der letzte Morgen, der dir leuchtet! rief er bitter.

O Gott! Gott! Hülfe! schrie Leonore.

Jetzt waren sie nahe an einem alten Felsen. Der Herzog stieß einen Schlüssel hinter einen großen Stein, und auf einmal öffnete sich eine Fallthüre. Leonore schauderte zurück. Dieser Augenblick, rief der Herzog, ist dir noch zur Rettung übrig. Nenne deinen schändlichen Liebhaber! sein Blut soll mich versöhnen. Leonore warf einen Blick an den Himmel; die funkelnden Sterne, der schöne Anblick des prächtigen Gewölbes gaben ihr den Muth eines Märtyrers. Sie sprach fest: ich bin dein Opfer!

Der Herzog zog sie bei diesen Worten in die Thür, eine Treppe hinab. Leonore sah noch einmal zurück in das Licht, das sie verlassen sollte; dann sank sie nach einigen hefti-

gen Bewegungen, die sie machte, um sich los-zureißen, auf seiner Schulter in Ohnmacht.

Endlich kam Leonore wieder zu sich. Alles war ringsumher finster und still. Sie lag auf einem Lager von Stroh. Sie schrie vor Schrecken laut auf, und der Wiederhall in der Höhle beantwortete allein ihre Klage, verdoppelte ihre Angst, und den Schrecken, unter dem sie beinahe erlag. O Gott! sagte sie leise und unter einer Thränenfluth: so soll dies die einzige Stimme seyn, die ich höre! Jetzt hörte sie ein Geräusch: es war der Herzog, der ihr Gefängniß öffnete. Er erschien, eine Laterne in der Hand; er setzte einen Krug mit Wasser und ein Brod bei Leonoren nieder. Hier ist deine Nahrung, sagte er kalt; künftig holst du sie dort aus dem Thurme gegen dir über. Ich werde sie in den Thurm herablassen; denn ich bin jetzt zum letzten Male hier in deinem fürchterlichen Aufenthalte.

Leonore sah jetzt um sich her: sie erblickte eine ungeheure Höhle, deren Gewölbe nicht ganz von dem schwachen Lichte, das der Herzog hatte, erleuchtet wurde. Der Theil der

Höhle, wo Leonore war, hatte einen Teppich von Stroh, um sie gegen Nässe und Kälte zu schützen. Jetzt wendete sich Leonore gegen ihren Kerkermeister; sie betrachtete ihn mit einer kalten und bittern Verachtung.

Was betrachtest du mich? fragte er.

Leonorens verhaltener Zorn brach jetzt aus. Sie verwünschte ihn, sie warf ihm mit allen Zeichen der tiefsten Verachtung seine Grausamkeit vor, und sie schloß mit den Worten: geh, du heilloser Barbar! geh! ich bin hier in meinem Grabe glücklicher, als mit dir im Paradiese!

Er ging mit einer verbissenen Wuth, und seitdem erschien er nicht wieder in der Höhle selbst. Wenn er das Brod und das Wasser brachte, so pochte er an den Thurm, bis Leonore antwortete; dann ging er, ohne ein Wort zu sagen.

Indeß bereuete Leonore sehr bald, seinen Haß durch ihre Vorwürfe noch vermehrt zu haben. Er war der Vater ihrer Tochter; ihr geliebtes Kind war in seinen Händen; dann war auch noch nicht jeder Strahl von Hoff-

nung in ihrem Herzen erloschen. Jemehr sie ihr Schicksal überdachte, um desto wahrscheinlicher schien es ihr, daß er sie nur eine Zeitlang hier gefangen halten würde; sie überredete sich, daß er ein anderes Mittel gefunden haben würde, ihre Abwesenheit zu entschuldigen, als die Nachricht ihres Todes. Jemehr sie darüber nachdachte, desto weniger konnte sie glauben, daß er sich die Nothwendigkeit auflegen würde, sein eigener Sklave zu seyn, nie das Schloß zu verlassen, und ihr alle zwei Tage Lebensmittel zu bringen. Und einen Vertrauten seines Geheimnisses durfte er nicht haben.

Ach, das arme Weib wußte nicht, daß der Haß eines boshaften Herzens seiner Rache schwerere Opfer bringen kann, als die zärtlichste Liebe der reitzendsten Geliebten. So oft er also in dem Thurme pochte, so oft redete Leonore ihn an, voll von der Hoffnung ihrer Befreiung, bat ihn um Mitleiden, und versicherte ihm ihre Unschuld.

Endlich aber verlor die Unglückliche ihre Hoffnung ganz und gar. Eine dumpfe Ver-

zweiflung bemächtigte sich ihrer Seele: sie murrte gegen die Vorsehung, sie beschuldigte Gott der Grausamkeit. Da saß sie auf ihrem Strohlager, von der finstersten Nacht umgeben, ein Raub ihres Elendes, voll Verlangen nach ihrem Tode. Er kam nicht. Sie beschloß zu sterben. Zwei Tage hindurch nahm sie keine Nahrung. Der Herzog pochte, und Leonore antwortete nicht. Endlich trat er in die Höhle hinein, die Laterne in der Hand. Leonore betrachtete das Licht mit Entzücken; ja, sie sah ihn selbst mit einer heimlichen Freude: es war die Gestalt eines Menschen.

Er fragte sie nach ihrem Befinden; die Stimme erregte in ihrem Herzen eine süße Freude; allein sie antwortete nicht. Er bot ihr an, ihr ihre Gefangenschaft zu versüßen, ihr Licht, Bücher und bessere Nahrungsmittel zu geben, wenn sie ihm den Namen ihres Geliebten sagen wollte. Sie betrachtete ihn mit dem Blicke der tiefsten Verachtung. Jetzt, Elender, sagte sie: jetzt hast du alle Bande zwischen mir und dir zerrissen! Jetzt bin ich frei: jetzt überlasse ich mich frei einer Liebe,

die noch jetzt mein Glück macht, und einem Hasse gegen dich. Der Jüngling, dessen Namen du wissen willst, um ihn zu ermorden, ist jetzt mein angebeteter Geliebter; mein letzter Seufzer wird ihm noch meine Liebe versichern. Meinst du, ich werde dir ihn nennen? —

Gut! so stirb, wie du gelebt hast, Ehebrecherin! und fahr zur Hölle!

Ehebrecherin? bin ich denn noch dein Weib? — Sieh, ich bin der Raub meiner Verzweiflung! Ich will sterben, ich muß sterben! Jetzt hob sie sich von ihrem Lager empor, und stand vor ihm; sie hob beide Arme in die Höhe. Gott! Gott! Richter der Welt! du siehst mich, du hörst allein meine klagende Stimme; du weißt, daß ich verzweifeln muß. Hier steht der Bösewicht, der mich ermordet! hebe deinen Arm auf, und zerschmettere den Unmenschen, der mich zum Selbstmorde zwingt! Zittre! zittre, Barbar! Gott hat mir vergeben, und sein Gericht trifft dich!

Bei diesen Worten bebte der Herzog; er ward bleich, er heftete Blicke voll Unruhe auf Leonoren. Leonore, sagte er: Sie selbst sind

Schuld an Ihrem Unglück. Hundertmal habe ich Ihnen Verzeihung angeboten; Sie selbst haben sie ausgeschlagen. Wenn Sie gewollt hätten, so wären Sie noch jetzt in meinem Pallaste, wären bei Ihrer Tochter. —

Gott, meine Tochter! lebt sie noch?

Sie ist bei Ihrer Mutter.

O, ist das wahr? ist sie bei meiner Mutter?

Der Herzog sah, daß diese Vorstellung Leonoren beruhigte; er zog aus seiner Tasche einen Brief, und gab ihn ihr, und Leonore las mit nassen Augen:

„Meiner Leonore Tochter ist gestern Abend bei mir angekommen; ach, wie soll ich Ihnen meine Empfindungen zeichnen, die mein Herz durchbohrten, wie ich sie in meine Arme nahm! — Dank Ihnen, lieber Sohn, für dies theure Geschenk. Sie ist das Band, das mich ans Leben knüpft, aber mich nicht für den Tod meiner Leonore tröstet. O Gott! wie viele traurige Empfindungen weckt der neue Titel: Mutter, den die Kleine mir giebt! — Bald werde ich kommen, und mit Ihnen auf dem Grabe meiner verlornen Leonore weinen und

sterben. Nein, eine Mutter kann das Grab ihrer Tochter nicht sehen, ohne zu sterben. Das ist mein Trost! — Doch ich soll leben! Nein, ich will leben: die Religion befiehlt es mir, die Natur macht mir das Leben zur heiligen Pflicht. Ich will für das Kind meiner Leonore leben. Ich will allein für den theuern Ueberrest meiner Leonore da seyn; da seyn, Ihnen die Liebe und den Schmerz zu danken, der sie an das Grab Ihrer und meiner Leonore fesselt. Leben Sie wohl! ich werde bald den Kummer theilen, den der Tod Leonorens über uns Alle gehäuft hat, am meisten aber über ihre unglückliche Mutter."

Kaum hatte Leonore den Brief gelesen, so sank sie auf ihre Kniee. O Gott! rief sie weinend: so hat mich auch deine Liebe hier nicht verlassen? so bin ich auch dein hier in diesem schrecklichen Gefängnisse? O vergieb, vergieb, daß ich murrte! hier gelob' ich dir, geduldig mein Leiden zu tragen. Sei der Trost meiner Mutter, und der Vater meines Kindes!

Nach diesen Worten sank sie auf das Stroh: die heftige Bewegung hatte sie angegriffen, der

zweitägige Hunger hatte sie geschwächt. Der Herzog nutzte diesen Augenblick. Er bot ihr Nahrungsmittel an. Leonore aß. Der Herzog verließ sie, und sie sah ihn nachher nicht wieder.

Der Gedanke, daß ihre Geduld, ihre Ergebung in ihr Schicksal den göttlichen Segen auf ihre Mutter und Tochter herabziehen würden, und dem Leonore eifrig nachhing, belebte sie jetzt aufs neue, und stärkte ihren Muth. Sie fing an, ernsthaft über ihr Schicksal nachzudenken; sie hatte selbst den Muth, sich schuldig zu fühlen; sie sah ein, daß sie ihren Gemahl beleidigt hatte. Sie hielt die Strafe für grausam! allein nicht ganz für unverdient. Diese Betrachtungen brachten bei ihr eine bittere Reue über ihre Untreue hervor; allein diese Reue hatte auch etwas Süßes; sie fand eine Wollust in den Thränen, die sie über ihr Verbrechen vergoß. Diese reuige und tugendhafte Empfindung tröstete sie über ihre Fehler, und versöhnte sie mit sich selbst. Ja, sie that noch mehr: sie gab ihr die Hoffnung, daß der Himmel versöhnt sei, und daß der Himmel der sich erhebenden Tugend endlich helfen müsse.

Diese Idee verdrängte alle andere; sie glaubte den Zeitpunkt der göttlichen Hülfe durch Gebet, durch fromme Gedanken zu beschleunigen. Die Liebe gegen Belluti verlor immer mehr von ihrer Stärke; sie dachte noch wohl an Belluti; allein mehr zum Zeitvertreibe, als aus Drang der Empfindung. Nach und nach wurde sie ihres Schicksals gewohnt. Selbst die Exaltation ihrer religiösen Ideen ließ nach. Sie schuf sich sogar Beschäftigung. Ihr Gefängniß war geräumig. Sie ging einen großen Theil des Tages darin auf und nieder; sie machte Hymnen an Gott, Lieder an ihre Tochter, an ihr Gefängniß, auf ihren Zustand; sie erfand Melodieen dazu, und sang sie laut ab; und das Echo aus der hintern Grotte, das die letzte Sylbe wiederholte, war ihre theuerste Freundin. Sie konnte sich im Dunkeln ganz genau aus einer Höhle in die andere finden, das Gehör ersetzte ihr Gesicht. Ein Schall, so oder so von den Felsen gebrochen, sagte ihr genau, wo sie war. Ihr Schlaf war eine neue Wohlthat für die Unglückliche: schöne Träume zauberten sie auf die Oberwelt

zurück; sie war bei ihren Aeltern, bei ihrer Tochter, und wenn sie erwachte, so setzte ihre exaltirte Phantasie diese Träume fort. Sie lebte in herrlichen Gärten, unter Bäumen; sie sah die Sonne, den Himmel. Der Schlaf gab ihr, was sie verloren hatte, zurück. Der Tod, den sie anfangs tausendmal sich gewünscht hatte, wurde ihr nach und nach gleichgültig, und endlich, wie allen Menschen, schrecklich.

Zuweilen brachte ihr der Herzog auf vier Tage Lebensmittel. Dann wußte sie, daß er eine kleine Reise machte. War ihr Vorrath verzehrt, und der Herzog zögerte zu kommen, so wurde sie unruhig. Der Tod ihres Tyrannen war auch ihr Tod, und sie that brünstige Wünsche für sein Leben. Auch der Haß gegen ihn fing an, von seiner Heftigkeit zu verlieren. Anfangs hörte sie nie, ihn sich nähern, ohne nicht die Empfindung eines heftigen Schreckens zu haben; diese Empfindung verlor sich; zuletzt wünschte sie, daß er kommen möchte; er unterbrach doch das fürchterliche Stillschweigen in der Höhle; er ließ doch Geräusch von sich hören: kurz, seine Ankunft zerstreuete sie. Er

war ihr zuletzt nothwendig geworden, ob er ihr gleich nie antwortete, so viel sie ihn auch bat, zu reden.

Die Ungewißheit über das Schicksal ihrer Aeltern und ihrer Tochter war die einzige Qual, die sie hatte. Sie bat den Grausamen flehentlich, ihr Nachricht zu geben, und wenn er nicht reden wollte, doch wenigstens nur ein Geräusch zu machen, wenn ihre Tochter noch lebte. Er machte ein Geräusch mit den Schlüsseln, und Leonore war zufrieden. Sie horchte jedesmal, wenn er ging, auf seine Tritte, und freute sich kindisch, wenn er hart auftrat.

Ueberall war ihr das Geräusch, das ein Anderer als sie machte, unglaublich angenehm. Wenn es stark donnerte, so hüpfte sie vor Freude: ihr Entzücken war unbeschreiblich groß; sie glaubte sich weniger allein. Sie horchte auf jeden neuen Schlag; und hörte es gänzlich auf zu donnern, so versank sie in die tiefste Traurigkeit, und zerfloß in Thränen.

Immer lebendiger wurde die Hoffnung, endlich befreiet zu werden: es wurde ihr zuletzt so gewiß, daß ihr diese Gewißheit und die

Erwartung derselben zu einer neuen Qual wurde. Sie gelobte Gott, nach ihrer Befreiung in der Einsamkeit ihm und der Erziehung ihrer Tochter zu leben, und dann ihr Leben in der tiefsten Einsamkeit zu beschließen, sobald ihre Tochter erwachsen sei.

Der Herzog, merkte sie, mußte jetzt sein Schloß gar nicht mehr verlassen; denn er brachte ihr regelmäßig ihre Nahrung. Eines Tages war ihr Vorrath meist aufgezehrt, und der Herzog erschien nicht. Sie wartete auf ihn mit Ungeduld, und verzehrte nun ihren kleinen Vorrath. Sie schlief ruhig; sie erwachte, und der Hunger erinnerte sie mächtig an den Herzog. Sie lag an dem Thurme und horchte; der Herzog kam nicht. Die Angst sowol, als der Hunger beraubten sie des Schlafes, und noch ein Tag ging hin, ohne daß sie Jemanden hörte. Ihre Kräfte waren erschöpft; sie weinte, sie rang die Hände, sie rief des Herzogs Namen. Er kam nicht. Sie betete für ihre Tochter, für ihre Mutter; allein noch heißer um Rettung. Endlich sank sie ganz ohne Kraft auf ihr Lager; ein sanfter Schlaf voll

hoher entzückender Träume bedeckte ihr Auge; sie sah um ihr Lager Engel und Heilige stehen. Auf einmal glaubte sie klopfen gehört zu haben; sie fuhr aus ihrem Schlummer auf. Sie horchte mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Es klopft noch einmal. — Sie zittert vor Freude. Sie will rufen, und ist zu schwach dazu. Jetzt eine Stimme, und nicht die Stimme des Herzogs; eine neue, eine fremde Stimme! O Entzücken ohne Worte! O Freude des Himmels! o Stimme eines Engels! es ist nicht des Herzogs Stimme! Außer sich, in Entzücken verloren, faltet sie die Hände. Gott! Gott! seufzet sie: die Stimme wird still. Sie will schreien, und kann nicht; sie will sich aufraffen, und sinkt wieder taumelnd auf ihr Lager.

In diesem Augenblicke öffnet sich die Thüre des Thurms. Leonore sieht Licht; sie will sehen, ihre Augen verschließen sich; sie können den schwachen Schein einer Lampe nicht ertragen. Man nähert sich. Gott! Gott! ruft Leonore mit aller Stärke, deren sie fähig ist. Sie öffnet ihre Augen aufs neue, und schützt sie mit der Hand gegen das Licht. Ein Mann

knieet neben ihr, legt seine Hand unter ihren Kopf, und hebt sie in die Höhe! mit der andern bietet er ihr Nahrung. Sie stillt das herrschende Bedürfniß der Natur; sie verschlingt die Nahrung, die man ihr giebt.

Und wer bist du, Unglückliche? frägt die Stimme. Wer ich bin? antwortete Leonore seufzend: ach die Unglücklichste aller Menschen. Sprich, bist du hier, mich zu retten, oder bist du der Gesell der Grausamkeit meines barbarischen Gemahls? —

Gemahls? antwortete der Mann, und zittert. Um Gottes willen — wer — wer sind Sie?

Leonore, die Tochter del Monti's, des Herzogs di Kastro —

O, um Gottes willen! wer? frägt der Mann, und sinkt an Leonorens Seite zitternd hin. Er ergreift die Lampe, leuchtet Leonoren ins Gesicht, und fährt starr zurück. Jetzt sah Leonore des Mannes Gesicht. Es war bleich, seine Augen stier, seine Brust von einem erstickenden Seufzer hoch gehoben.

Leonore? ruft er endlich, und betrachtet sie aufs neue. Er stammelt Worte ohne Sinn;

er segnet das Schicksal, und verwünscht es; er ist außer sich; in seinen Augen mahlt sich Freude und Verzweiflung, eine um die andere. O, Leonore! ruft er wieder: meine Leonore! und Leonore erkennt endlich die Stimme. Belluti! Belluti! ruft sie, und sinkt in seine Arme ohne Kraft und ohne Sinne; allein nur einen Augenblick. Sie erhält ihre Sinne wieder. Sie reden Beide auf einmal, ohne sich zu verstehen, ohne sich zu antworten.

Endlich frägt Leonore: lebt der Herzog?

Der Herzog? sagt Belluti, und hebt sich wüthend auf: o der barbarische aller Menschen! o abscheulich entsetzliches Ungeheuer! o Gott! erfindet mir eine Strafe für diesen unbarmherzigen Tieger der Hölle! Kommen Sie, Leonore! Er half ihr bei diesen Worten vom Lager auf: kommen Sie, Sie sind frei! ihr Anblick soll den sterbenden Teufel noch martern, ehe ihn diese Hände zur Hölle hinab senden.

O Gott! nicht zu ihm! nein, bringen Sie mich — nein, Belluti, o, ich bin sehr unglücklich! Er lebt noch? o, sagen Sie mir, leben meine Aeltern, meine Tochter noch? Sie

leben! antwortete Belluti. Dahin bringen Sie mich! bringen Sie mich nicht zum Herzog! ich beschwöre Sie, verschweigen Sie ihm, daß Sie mein Schicksal wissen. O, sagen Sie mir, wie sind Sie hieher gerathen! O Gott sei gelobt!

Der erste Sturm der Leidenschaft war vorüber, und Belluti hatte nun wieder Ruhe genug, zu erzählen. Er setzte Leonoren auf ihr Lager, und sich an ihre Seite, und nun fing er an. Ich lebte in Piemont mit meinem Kummer und meinem Herzen allein. Nach einem Jahre hörte ich die Nachricht Ihres Todes, Leonore, und ich gerieth in eine Stimmung der Seele, die unbeschreiblich ist. Ich wollte noch einmal ihr Grab sehen. Ich kam hier an, und fand den Teufel hier untröstlich über Ihren Tod. Ach, dieser Kummer schwächte den Haß, den ich gegen ihn hatte; ich fing ihn an zu lieben, und ich brachte gewiß einige Monate jedes Jahr hier an Ihrem Grabe zu. Ich liebte die Gesellschaft dieses Ungeheuers, denn er sprach nur von Ihnen. Seit einem Jahre verließ er das Schloß gar nicht mehr;

er bat mich, in seinen letzten Augenblicken bei ihm zu bleiben. Eine langsame Krankheit schien ihn langsam aufzureiben. Ich kam zu ihm. Oft schien er mir etwas entdecken zu wollen; allein immer schwieg er. Endlich wurde er so schwach, daß er sich niederlegen mußte. Seine Unruhe nahm zu. Nachdem er drei Tage gelegen hatte, so ließ er mich durch seinen Kammerdiener rufen. Zugleich erzählte mir dieser, daß er diese und die vorige Nacht versucht hätte, allein aufzustehen. Er hätte geschellt, und sie hätten ihn halb angekleidet und außer Bette getroffen. Ich ging zu ihm. Er ließ den Arzt und die Bedienten hinausgehen. Nun ergriff er meine Hand, und sagte mir, daß er mir ein Geheimniß entdecken müsse. Ich habe, sagte er, in einem heimlichen Souterrain ein Frauenzimmer sitzen, die den Tod durch abscheuliche Verbrechen verdient hat. Sie hat seit drei Tagen keine Lebensmittel. Bringen Sie ihr welche: klopfen Sie an den Thurm, und sie wird Ihnen antworten. Hören Sie sie aber nicht an, die Einsamkeit hat sie ihres Verstandes beraubt. Kom-

men Sie sogleich wieder. Sie sollen ihre Geschichte und ihren Namen wissen. Er gab mir die Schlüssel, der Unmensch, lehrte mich alle Mittel kennen, die Thüre zu finden. Ich ging, o Gott, Gott sei Dank! und fand hier diese Unschuld, nun schon neun Jahre das Opfer der tiefsten, teufelischsten Bosheit.

Wie der Marchese geendigt hatte, so beschwur er Leonoren, nun ihr Gefängniß zu verlassen; allein wohin? sie waren noch immer in des Herzogs Gewalt. Leonore beschloß, noch einige Stunden hier zuzubringen, bis Belluti Anstalt getroffen hätte, sie mit Sicherheit in die Arme ihrer Aeltern führen zu können. Er öffnete also alle Thüren des Kerkers bis auf die letzte, er ließ ihr Licht, und versprach ihr, bald zurückzukommen.

Wie sich Leonore wieder allein sah, so fühlte sie eben die Angst, die sie fühlte, wie der Herzog sie zum ersten Male hier allein ließ. Indeß sie hatte Licht. Sie nahm es, und ging durch die erste Thüre, die sonst verschlossen war. Sie war fröhlich wie ein Kind, daß sie nicht mehr in ihrem alten Gefängnisse war. Sie

durchflog auch diesen Keller, öffnete die Thüre, und nun befand sie sich am Fuße der Treppe, die sie bis vor die letzte Thüre führte. Eilig stieg sie die Stufen hinauf, als ob sie vor Jemanden flöhe, und oben auf der letzten Stufe athmete sie frei. Hier setzte sie sich nieder, und lauschte durch die Spalten; es war Nacht. Eine fürchterliche Angst ergriff sie aufs neue; sie klammerte sich gegen die Thüre. Nach und nach verlor sich auch diese Angst. Sie hörte ein leichtes Geräusch. Sie legte ihr Ohr an die Thüre und horchte, und hörte die Stimmen der erwachenden Vögel. Wer war jetzt glücklicher als Leonore. Ihr Entzücken entlockte ihr die wollüstigsten Thränen. Das Geräusch vermehrte sich, und sie hielt den Athem an, um besser hören zu können, alle andere Gedanken hatten sich verloren. Jetzt hörte sie Hunde bellen, und Menschen reden, und hin und wieder gehen. Sie klatschte in die Hände. Ein einziger Strahl des Tages stahl sich durch eine Felsspalte an die Thüre. Sie bückte sich in die unbequemste Stellung, um diesen Strahl aufzufangen. Auf einmal hörte sie Stimmen,

laute, schreiende, lärmende Stimmen: wo ist sie? wo ist sie? Sie hörte Belluti reden. Sie schrie, sie schluchzte: hier bin ich; sie drängte sich gegen die Thüre: macht auf! die Thüre flog auf, und sie sank in ein verblendendes Meer von Licht, und in Belluti's Arme.

Ihr Tyrann ist todt! rief Belluti, und es erhob sich ein allgemeines lautes Geschrei: das ist sie! die Herzogin! Sie lebt! Leonore bedeckte ihre Augen mit beiden Händen; sie schoß nur einzelne Blicke durch die Finger auf die Gegenstände umher. Sie hörte nichts, sie unterschied nichts, sie lebte nur in ihren Augen. Der Anblick des Himmels, der Bäume, der Farben, des Lichts, machte den erhabensten Eindruck auf sie. Belluti führte oder trug sie vielmehr in das Schloß, in ein verdunkeltes Zimmer, das dennoch ihr blitzhelle schien. Nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an das Licht, und jetzt fingen mehrere Gegenstände an, ihr interessant zu werden. Sie that tausend Fragen auf einmal, und freuete sich, wenn zehn Stimmen auf einmal antworteten. Sie liebkosete jedem, den sie sah; sie hatte ihre Freu-

de daran, Jemanden die Hand zu geben; sie konnte sich nicht enthalten, einem jungen Mädchen, dasman ihr zur Kammerfrau gegeben hatte, die Wangen zu streicheln und sie zu umarmen. Diese Bewegungen der Liebe, des Wohlwollens thaten ihr wohl. Sie fragte mit Ungestüm nach tausend Dingen, und hörte selbst nicht auf zu reden, und doch fehlten ihr hin und wieder Worte, die sie vergessen hatte.

Daß sie nur neun Jahre gefangen gewesen war, wollte sie auch den allerheiligsten Versicherungen nicht glauben. Sie meinte, daß es lange, sehr viel länger gewesen seyn müßte. Man führte sie vor einen Spiegel. Sie betrachtete sich, sie erschrack, denn sie kannte sich nicht; allein sie glaubte doch nun, daß es wohl nicht länger gewesen seyn könnte.

Die Leute in dem ganzen Schlosse waren Anfangs in ihrem Zimmer gewesen, um ihre unglückliche Gebieterin zu sehen. Nachdem die ersten leidenschaftlichen Ergüsse vorüber waren, hieß Belluti sie das Zimmer verlassen. Wie das Zimmer meist leer war, merkte es Leonore; sie stand mit einer großen Unruhe auf, sah

ängstlich hin und wieder, und verlangte endlich die Menschen wieder. Sie mußten kommen, und sich wenigstens in den benachbarten Zimmern aufhalten, damit sie das Geräusch der Redenden hörte. Eine aus Versehen zugemachte Thüre machte sie unruhig; sie sprang auf, und eröffnete sie.

Sie ging auch in den Garten, und hier fing sie laut an zu weinen. Sie flog in Belluti's Arme, sie umarmte ihr Mädchen, sie schrie den andern zu; denn Alles mußte mit in den Garten, damit sie Menschen sah. Sie warf ihre Blicke mit einem strahlenden Entzücken rings um sich her, und wie sie von einer Höhe die Sonne untergehen sah, so hob sich ihre Brust, so füllten sich ihre Augen mit Thränen. O Gott! rief sie: der Grausame! das hab' ich neun Jahre nicht sehen dürfen! —

Wie der Abend kam, so wurde sie sichtlich unruhiger. Belluti ließ eine große Menge Lichter anzünden, und ließ alle nahe Zimmer erleuchten. Haben Sie Mitleiden mit mir! sagte sie wehmüthig: ich bin ein Kind; aber lassen Sie die Erleuchtung die ganze Nacht

durch. Sie behielt die Nacht so viel Frauenzimmer bei sich, als da waren. Sie sprach bis tief in die Nacht, bis endlich ein fester Schlaf sie überfiel, und die Ermattete stärkte.

Den andern Tag brachte sie eben so zu: unter lauter Reden, Bewundern und Erstaunen über alle Gegenstände, die ihr neu waren. Gegen Abend kamen ihre Aeltern. Sie hörte ihre Mutter auf dem Hofe schreien: mein Kind! meine Leonore! Sie erblaßte, und in dem Augenblicke stieg eine glühende Röthe in ihr Gesicht; sie sprang auf, und sank ihren Frauen wieder in den Arm. Die Thüre flog auf, ihre Mutter stürzte hinein, Leonore in ihre Arme.

O, wer beschreibt die Entzückungen, die Mutter und Tochter fühlten, wie sie wieder zu sich selbst gekommen waren? Leonore lag auf dem Busen ihrer Mutter; ihres Vaters Thränen benetzten ihre Stirn, und — o Entzücken ohne Worte! — ihre Tochter, ein zehnjähriges schönes Mädchen, ruhete mit ihren Lippen auf Leonorens Hand, und seufzte: meine theure Mutter!

Und wo ist der Teufel, rief der Vater wüthend, der mein unschuldiges Kind so mißhandelte?

Leonore ergriff seine Hand, und drückte sie an ihre Brust: vor seinem und meinem Richter! lassen Sie, mein Vater; — hätte ich ihn geliebt, so wäre er — nicht dieser Unmensch gewesen; ach! vielleicht hätte er glücklich gelebt! Lassen Sie uns vergeben: ich bedarf der Vergebung wie er! Diese Bemerkung zwang Leonoren zu Thränen, und störte auf einen Augenblick das allgemeine Entzücken. Nach einigen Stunden reisten sie Alle nach Rom ab.

Leonore war in einer Art von fröhlicher Trunkenheit, wie sie wieder in Rom war. Das Geräusch, das Lärmen auf den Gassen betäubte und ergötzte sie. Endlich gingen alle ihre Empfindungen in eine stille Zufriedenheit über; sie empfand den Werth der Güter, die ihr wiedergegeben waren. Der erste mondhelle Abend, den sie im Freien zubrachte, machte einen unglaublich großen Eindruck auf sie; sie ging nie in einem Garten umher, ohne nicht mit dem fröhlichsten Wohlbefinden die Bäu-

me, die Blüthen, die Blumen, das Grün des Bodens aufmerksam zu betrachten.

Gleich nach ihrer Ankunft in Rom mußte sie ihre Geschichte erzählen, die man noch nicht wußte. Ihre Aeltern, Belluti und Isabelle waren nur gegenwärtig. Welche Thränen der Liebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Bewunderung wurden nicht bei dieser rührenden Erzählung vergossen.

Isabelle und Belluti warfen sich zu Leonorens Füßen. Gott! rief Isabelle: ich war Schuld an dieser Unbesonnenheit, und du, arme unschuldige Leonore, wurdest dafür so grausam bestraft! Belluti hatte ihre Hand ergriffen, und badete sie mit seinen Thränen: o Großmuth über alle Gränzen! O Engel, Engel des Himmels, mehr als Engel, heilige Tugend! O Leonore! Sie konnten sich retten, wenn Sie mich nannten: und Sie nannten mich nicht? Sie ließen sich hinabstoßen in das finstere Grab des Elendes! O Leonore! war meine Liebe das werth? und, Leonore, wird Ihr Herz —

Leonore unterbrach ihn: ich habe noch mit Ihnen zu reden, Belluti; jetzt lassen Sie mich meine Geschichte des Elends endigen. Sie hatte die Geschichte geendigt, und sie bot dem Marchese die Hand, um in den Garten zu gehen. Nach einer Stunde kam Belluti zurück, das Schnupftuch vor den Augen. Großes Weib! Heilige des Himmels! sagte er, und warf sich vor dem Vater Leonorens nieder, küßte seine Hand, dann die Hand der Mutter; dann schloß er Isabellen in die Arme, und verließ das Zimmer.

Alles war still; Leonore ging ruhig im Garten auf und nieder. Ein Wagen rollte vor. Belluti stieg ein, er winkte mit der Hand noch: Lebe wohl! bedeckte seine Augen, und der Wagen flog dahin.

Leonore verließ darauf Rom; sie bezog ein kleines einsames Güthchen, das eine sehr angenehme Lage hatte. Hier wohnte sie mit ihrer Tochter, und bildete sie. Ihre eigene Geschichte, welche sie ihrer Tochter, mit Verschweigung des Namens Belluti, erzählte, gab ihr Stoff genug, ihre Tochter vor jeder Unbe-

sonnenheit zu hüten, und ihr ganzes Vertrauen zu haben. Leonorens Herz schwamm in Wonne, wenn sie das reitzende Mädchen täglich an Schönheit des Herzens und des Körpers wachsen sah, und ihr Zustand wurde dadurch eine selige Zufriedenheit; selbst das Andenken ihres Elendes erlosch nach und nach, und sie behielt keine Spuren davon übrig, als einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Dunkelheit, und gegen ein vollkommenes Alleinseyn. Ihre Tochter war nun vierzehn Jahre alt, und sie bat Belluti, nach Rom zurückzukehren.

Belluti kehrte auf den Flügeln der hoffenden Liebe zurück. Leonore bat ihn, in ihrer Aeltern Hause zu leben; ja, sie trug ihm einen Theil von der Erziehung ihrer Tochter auf. Belluti fand in dieser Beschäftigung sein ganzes Glück. Es war ein Dienst, den er Leonoren leisten konnte. So lebte er ein Jahr in dieser schönen Beschäftigung.

Leonore ging einen Morgen mit ihrer Tochter allein im Garten auf und nieder. Man sah Mutter und Tochter sehr eifrig reden: jetzt warf sich die Tochter an der Mutter Busen;

Beide weinten; Leonore nahm ihrer Tochter Hand, und führte sie zu ihren Aeltern und Belluti zurück.

Sie trat vor Belluti mit nassen Augen und einem himmlischen Lächeln. Belluti, sprach sie: Sie sind mein Retter vom Tode. Ich bin Ihnen eine Belohnung schuldig! Sie lieben meine Tochter: Hier ist sie! empfangen Sie aus meinen Händen das Theuerste, was ich habe. Eben habe ich das Geständniß meiner Julie, daß Sie von ihr geliebt sind!

Belluti sank zu ihren Füßen; er küßte ihre Hand, ohne ein Wort zu sagen. Dann schloß er das liebreitzende Mädchen in seine Arme. Ist es möglich! rief er: Juliens Herz ist mein? Julie schlug die Augen mit einer schönen Schamröthe nieder. Der Kontrakt wurde noch den Tag aufgesetzt, und Leonore vergaß ganz ihr erlebtes Unglück in den Armen ihrer glücklichen Kinder und Enkel.

II.

Hymens Klage.

Nein, Vater Zeus, nein! so rief Hymen voll Grimm, und trocknete sich die blauen Augen: nein, länger mag ich es nicht dulden! Bei deinem Zepter, bei meiner Fackel! ich lege mein Amt nieder, und ihr mögt sehen, wie weit ihr auf Erden ohne mich kommt! — Euer Spott bin ich schon längst gewesen, und auf Erden — wahrhaftig, wenn mich nicht noch hie und da eine unschuldige Seele in Ehren hielte —

Ein altes Mütterchen etwa! murmelte Merkur.

Nun aber, was hast du, mein Sohn? Beim Styx, mich dünkt, wenn man die Menge der Ehen auf Erden zählt, so dürfte der Gott der Ehen am wenigsten über Verachtung klagen! so sprach Zeus, und sah rings in dem Kreise der Götter umher.

Gewisse Leute klagen gern, lispelte Venus, bloß um sich interessant zu machen.

Gewiß ist Amor wieder Ursach! sprach Minerva.

Ich? rief Amor aus der Ferne her, wo er mit seinem Gefolge und den Grazien Pfänder spielte: was soll ich? ich und Bruder Hymen sind doch jetzt gute Freunde, denk' ich.

Hymen (bitter lachend) O wahrhaftig, Herzensfreunde! — Kurz, Vater Zeus, wenn Amor sich nicht ändert, so magst du mit meiner Fackel zu dem Elende leuchten, das man Ehe nennt. Ich mag nicht länger der Gegenstand der Flüche und der Verwünschungen der Sterblichen seyn!

Amor (lachend) Warum machst du es nicht besser? mich verwünscht man auch, und liebt mich dennoch. Frag die Runde herum alle die Unsterblichen!

Zeus. Aber so laß doch hören, Hymen, worüber du eigentlich klagst? —

Hymen. Worüber ich klage? als ob ihr nicht selbst fast alle Zeugen meines Mißge-

schicks wäret! — Fragt den Vulkan, ob er mich segnet, daß ihm meine Fackel leuchtete?

Venus. Keine Ungezogenheiten, Vetter!

Hymen. Gut, ich verlange Gerechtigkeit!

Zeus. Nun, du langweiliger Schwätzer, so sag, was du willst.

Amor. Das ist sein Charakter!

Hymen. So hört. Das Reich über die Herzen war zwischen mir und Amor gleich vertheilt. Amor führt den Jüngling und das Mädchen zusammen, er knüpft seine Netze um sie her; er hilft die schöne Scham der Jungfrau bekämpfen; seine Begleiterin, die immer rasche, immer wache Begierde, treibt mit ihrer Geißel die Liebenden zu einander; sein übriges Gefolge, Eitelkeit, Schmeichelei, Ahnung, Hoffnung, Sehnsucht, Lachen, Scherz, ziehen das Netz Amors immer fester um die Liebenden; Amors lachende Freude umschwebt sie; sie sind glücklich, sie sind an Glück uns Göttern gleich.

Amor. Noch saußt immer mein Lob um meine Ohren; mich soll doch wundern, woher die Klage kommen soll? Ja, ihr Götter! das

ist mein Amt, ' und ihr hört jetzt selbst aus dem Munde meines Klägers, wie ich es verwalte. — Noch mehr, da steht Hymen selbst. Er wird es nicht läugnen. Sobald ich einen Jüngling und ein Mädchen in meinen Netzen gefangen habe, so höre ich nicht auf, von Hymens Reitzen zu reden; ich fülle die Herzen der Liebenden mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach ihm. Kann er das läugnen? Ich lasse sie das größte, das unsäglichste Glück von Hymens Fackel ahnen; ich treibe sie mit Gewalt zu seinem Altare; ich überliefere beinahe alle Liebende in Hymens Hände — und wenn er — fuhr Amor schnell fort — wenn er sie dann nicht halten kann, so ist das nicht meine Sache mehr; da sehe er zu!

Vulkan (murrend) Der verdammte Lügner! gerade so schwatzt er uns ins Elend.

Zeus warf einen flüchtigen Blick auf Juno, und zuckte ein paarmal mit den Augenbraunen, als ob er die Stirn runzeln wollte: nun, Hymen, was hast du zu sagen?

Hymen. Noch sehr wenig; aber genug, um mich eures Mitleids werth zu machen.

Das Alles, was Amor von sich gesagt hat, ist Wahrheit. Ich gestehe es gern. Er thut Alles das, was er eben gesagt hat, und noch mehr, als das. Die Liebenden stürzen sich sehnsuchtsvoll zu meinen Altären und unter meine Fackel; allein was hilft mir das? — Er thut nur die Hälfte von dem, was er thun sollte. Kaum hat er die Liebenden bis an meinen Altar begleitet, so entflieht er auch gähnend, und ich — werde kurze Zeit nachher der Gegenstand der Verwünschungen der Sterblichen. Da sitzen die armen Unglücklichen, und sehen dem entflohenen Amor nach, gähnen, sind verlegen; ich rede zu, was ich kann, und das hilft so lange, als es mag. Endlich hilft nichts mehr, und die, welche am sehnsuchtsvollsten an meine Altäre rannten, schleudern die bittersten Flüche gegen mich. Nein, ihr Götter, ich verlösche meine unglückweissagende Fackel, wenn ihr nicht Amorn zwingt, an meinen Altären zu wohnen, und die Sterblichen zu umflattern, welchen meine Fackel geleuchtet hat. Von mir will ich schweigen; ich will nicht daran denken, daß mich Zeus zum Gotte der

ersten und besten Freude der Sterblichen gemacht hat, und daß eben dieser Gott der Ehen, daß ich oft gezwungen bin, das Schicksal der Furien zu beneiden, weil die Menschen sie weniger hassen als mich. Ich bin zu martern da, und nicht zu beglücken. Ich mag die Menschen nicht länger sich quälen sehen; ich mag die Thränen, die Reue, den Verdruß nicht länger sehen, welche ihnen meine Fackel erpreßt; ich bin es müde, den Tartarus auf der Erde anzubauen; hiermit trete ich meine Fackel den Furien ab; sie mögen mit ihren Schlangen die Bande knüpfen, welche die Menschen ans Elend fesseln! und ich — ich will lieber unglücklich seyn, als Unglückliche machen.

Bravo! rief Apollo: Bravo! mit einem Wortspiele geschlossen! — Wahrhaftig, der Zorn ist dir ein Apollo gewesen.

Zeus. Und das gesteht Amor?

Amor. Das gesteh ich!

Zeus. Nun so setzen und befehlen wir denn, dir Amor, dem Gotte der Liebe, aus hoher väterlicher Liebe gegen die Sterblichen,

und aus Gerechtigkeit gegen Hymen, daß du, Amor, die Gatten nicht eher verlassen sollst, als bis Hymen selbst es will — und nun, Kinderchen, zur Tafel!

Amor. Halt, Zeus! Ich habe noch einige Worte hinzuzusetzen, die, wie mich dünkt, von großem Gewicht sind. Bei meinem Werden gab mir das ewige Schicksal mein Wesen, und mein mich stets begleitendes Gefolge. Zwei meiner Schwestern sind unzertrennlich von mir, oder vielmehr, ich muß aufhören, Amor zu seyn, sobald sie mich verlassen. Hier sind sie. Er winkte. Die Begierde trat auf Amors eine Seite: glühend war ihr Gesicht; in ihrem Auge brannte eine düstere Flamme; ihre Blicke waren rollend und wild; sie riß Alles an sich, und war dennoch nie zufrieden; in steter Bewegung war sie, sah hierher und dorthin, ohne je einen Gegenstand genau zu betrachten; auf die andere Seite Amors trat seine zweite Schwester, das Geheimniß. In einen grauen Schleier war sie ganz gehüllt, mit hochpochendem Busen, dessen Pochen sie aber sorgfältig in den Falten des siebenfachen

Schleiers verbarg; mit glühenden bedeckten Wangen stand sie da, leise zischelte sie abgebrochene Worte, winkte unter dem Schleier mit ihren Händen, gab Zeichen mit Husten und Blicken, mahlte Worte in ihre Hand, schlich auf den Zehen, und erschrack vor dem Knistern des Sandes. So standen sie bei Amor.

Zeus fragte: was soll das?

Amor. Sieh, Vater Zeus: an diese meine beiden Schwestern hat das ewige Schicksal mich gebannt; ich bin ohne sie nicht Amor mehr: fliehen sie, so bin ich vom Schicksal gezwungen, ihnen nachzufliehen; keine Macht kann mich halten, selbst deine Donnerkeile nicht, nicht Apollo's Schmeichelei der Saiten, nicht Juno's Stolz und Reichthum, nicht die Keuschheit Dianens. Ich muß fliehen; und bände man mir die Flügel, so würde Amor aufhören, Amor zu seyn. Kurz, Hymen ist ungerecht gegen mich; er klage gegen das Schicksal, unter dem wir Alle stehen.

Zeus. Gut, so setzen wir, daß deine beiden flüchtigen Schwestern bei Hymen bleiben

sollen, und nun, Kinderchen, hört auf zu disputiren.

Amor (lächelnd) Ich nähme das an, wenn ich Aufschub wollte; allein Bruder Hymen würde mit diesem Befehle so wenig zufrieden seyn können, als da meine beiden Schwestern. Dein Befehl wird endlich den Hymen treffen müssen, und wehe ihm, wenn er sich auch auf das Schicksal berufen muß, wie ich und meine beiden Schwestern leider thun müssen! Höre mich an, Zeus! Ich und mein Gefolge treiben die Liebenden an Hymens Altar, im Sturm treiben wir sie fort. Hymen empfängt sie, er schwingt seine Fackel über die Liebenden; und hier bei meinen Pfeilen schwör ich, immer bin ich voll Hoffnung, voll des besten Willens, bei den Liebenden zu bleiben, und sie mit Bruder Hymen glücklich zu machen; allein einige Stunden nachher, da wir angekommen sind, reißt Bruder Hymen meinem Schwesterchen Geheimniß den Schleier ab, und der Begierde giebt er seine Fackel, und siehe da — sobald es geschehen ist — entfliehen sie Beide, und ich — armes schwaches Kind, bin ge-

zwungen, hinter ihnen her zu fliehen. Ich kann nicht anders, und meine Schwestern können nicht anders. Meine Schwester Begierde verlangt nach nichts mehr, als nach Hymens Fackel; sobald sie dieselbe hat, ist sie gezwungen, zu entfliehen, und Hymen giebt sie ihr richtig in die Hände. —

Hymen. Ja ebenfalls, weil ich muß, weil das Schicksal mich zwingt! allein Bruder Amor, so ganz ehrlich bist du denn doch nicht zu Werke gegangen. Es giebt doch Beispiele, wo die Begierde mit meiner Fackel entflohen ist, und du dennoch bliebst. Unter tausend Beispielen eins von dir selbst. Wie du Psychen liebtest, stahlest du mir nicht meine Fackel? und wo blieb sie?

Amor. Gut, die Begierde wurde mit deiner Fackel befriedigt, und sie entfloh; allein mein anderes Schwesterchen Geheimniß blieb bei mir, und so konnte ich bleiben; allein sobald Psyche, die ich so innig liebte, meiner Schwester Geheimniß den Schleier raubte, so entfloh sie, und ich war gezwungen, ihr

nach zu fliehen. Da sitzt Psyche; laß sie selbst reden.

Psyche seufzte.

Zeus. Die arme Psyche! indeß weiter, Amor.

Amor. Ich habe nichts mehr zu sagen. Meine Schwestern fliehen, sobald die Begierde mit Hymens Fackel befriedigt ist, und sobald Hymen der schamhaften Geheimniß den Schleier abgerissen hat, und müssen fliehen, und ich ihnen nach, und Hymen —

Hymen. Muß, muß, ebenfalls durchs Schicksal gezwungen, die Begierde befriedigen, und das Geheimniß entschleiern.

Zeus. Allein, Amor, muß darum dein ganzes Gefolge fliehen?

Amor. Müßte gerade nicht. Oft bleiben auch statt meiner einige von meinem Gefolge zurück, und lassen die Liebenden doch nicht ganz unglücklich werden. So bleibt manchmal noch Jahre lang Eitelkeit, Schmeichelei, Gewohnheit, die Grazien; die Eifersucht bleibt oft ganz und gar bei Hymen zurück.

Hymen. Allein ohne dich eine wahre Furie, die ich in den Tartarus wünschte.

Zeus. Ja, so sehe ich, so steht euch nicht zu helfen, lieben Kinder, und da ists am besten entschieden; was können wir Alle gegen das Schicksal?

Minerva. Aber sollen wir die armen Sterblichen denn so ganz diesem Elende überlassen?

Zeus. Weißt du etwa Rath, mein Kind?

Minerva. Der unglückliche Zustand der Sterblichen verdiente doch wohl von dir, Vater der Menschen, eine nähere Untersuchung.

Momus zischelte Merkuren zu: was die pedantische Minerva einem Könige zumuthet!

Zeus. Fasse dich kurz, Töchterchen, wenn du etwas weißt. Wir wissen schon, daß du gut redest.

Minerva. Ganz kurz. Statt Amorn und seinen unzertrennlichen Schwestern schlage ich dem Hymen eine andere Göttin vor, die bei ihm bleibe, und ihm die Sterblichen glücklich machen helfe.

Amor. Nur dich nicht selbst, Minerva; denn da hilft, bei Zeus Haupte! keine Weisheit, wenn ich und mein Gefolge fliehe.

Minerva. Nicht mich; denn leider weiß ich, daß ich den Sterblichen die unbedeutendste und unbekannteste Gottheit bin: was sollte ich auch da, wo du regierst? Nein, aber eine Anverwandte von mir, die Freundschaft.

Zeus. Wer ist die? von der sollen wir noch hören.

Minerva. Tritt her, meine Schwester! Ein schlankes, edles Mädchen, mit einem ruhigen sanften Gesicht, mit einem stillen Lächeln auf ihren Lippen, groß und fest in ihren Bewegungen, trat näher zu Zeus Throne.

Amor reichte ihr die Hand; sieh da, Schwesterchen! sprach er: wir kennen uns schon lange. Ich habe mich sonst oft in deine Stelle geschoben, und jetzt sollst du meine Stelle vertreten. Nun, viel Glück dazu! allein ich fürchte, die Göttin der Weisheit möchte wol diesesmal ihre Weisheit bei diesem Handel verloren haben.

Minerva. Nicht so ganz, wie du meinst. Wir können zwar das Schicksal nicht zwingen; aber leichter machen doch. Sieh Amor, künftig sei die Freundschaft bei den Sterblichen deine Vorläuferin; sie knüpfe erst mit ihren leichtern und festern Ketten die Herzen der Sterblichen aneinander, ehe du deine Fesseln von Flammen um sie schlägst. Treibe du sie dann an Hymens Altar; dann entfliehe: so will es das Schicksal; nur die Freundschaft bleibe dann mit einem Theile deines Gefolges, Lachen und Scherzen, bei den Verbundenen zurück, und die Sterblichen werden, troz des entflohenen Amors, noch immer erträglich glücklich seyn.

Amor. Nur fürchte ich, liebe Weisheit, wenige Sterbliche werden die Freundschaft aufnehmen. Die Sterblichen kennen dich nicht; allein du kennst sie eben so wenig.

Minerva. Sollte ich sie auch nur von Sokrates her kennen, so werden noch immer einige seyn, welche die Freundschaft erst aufnehmen, ehe sie dir die Brust öffnen — und

die übrigen — gut — sie mögen es denn so haben, wenn sie nicht anders wollen.

Amor. Ich fürchte, ich fürchte, Hymen wird da noch oft genug die Furie zu spielen haben.

Momus. Nun, wenn auch: das Schicksal scheint ihn so ohnehin halb und halb dazu bestimmt zu haben. Wenigstens trägt er allein von allen Göttern ein Furienattribut, die Fackel. Was meinst du, Zeus?

Zeus. Es mag seyn! Die Sterblichen mögen sehen, wie sie sich mit Amorn, der Freundschaft und Hymen zurecht finden. Leicht ist es nicht, beim Styx! das wissen sogar Wir! Und länger darüber nachsinnen, geht nicht; denn wir müssen zu Tische.

III.

Die Liebe auf den Alpen.

Anmerkung.
Aus Privatbriefen des Herrn * an * genommen.

Der gute Pfarrer in L** nahm mich mit vieler Freundschaft und Güte auf. Es war mitten im August, und der warme Ofen war uns dennoch nöthig. Von hieraus fing ich nun meine romantischen Streifereien an. Aber mehr, als alle die reitzenden und erhabenen Aussichten auf den ungeheuern Bergen, hat mich eine kleine Begebenheit interessirt, die noch jetzt mein ganzes Herz anzieht, so oft ich daran denke.

Guter Gott, tief in die Klüfte, zwischen die schrecklichsten unzugangbarsten Felsen hat sich die Liebe und die Natur gerettet!

Nein, Freund, glauben Sie nicht, daß meine Feder nur Einen Zug zu der Geschichte hinzusetzt, die ich Ihnen erzählen will. Wollte

der Himmel dagegen nur, daß ich sie Ihnen so erzählen könnte, wie sie sich zugetragen hat, und es müßte das interessanteste Gemähldе der Liebe werden.

Ich streife so umher, ohne noch einen festen Plan zu haben, ich hoffte noch auf unsern B**. Auf einem dieser kleinen Streifzüge komme ich in ein Thal, nicht weit von L. Ich finde die jungen Leute des Kirchspiels zusammen. Man spielt, man tanzt, man lacht, man ringt, und ich sitze da auf einer Anhöhe, und sehe zufrieden diesem Völklein der Natur zu, und beneide ihre Fröhlichkeit. Ich gehe abwärts von ihnen den Berg hinab, um hinten wieder den Berg zu ersteigen; und wie ich mich um ein Gebüsch wende, so sehe ich vor mir auf einem Baumstamme ein junges Mädchen sitzen. Sie hatte den Ellenbogen auf ihr Knie gestützt, und die Hand vor die Augen geschlagen; die andere Hand lag läßig in ihrem Schooße. Es war eine kummervolle Gestalt.

Ich stand und betrachtete sie. Guter Gott, findet auch hier der Kummer einen Weg zu diesen Thälern voll Unschuld und Natur? —

Auf das Geräusch, das ich machte, hob sie das Gesicht in die Höhe, und ich sah ein blasses, kummervolles Gesicht, mit einem blassen Munde und sanften Augen, um welche der rührendste Zug eines stillen Grams schwamm. Sie sah mich einen Augenblick an, nahm eine andere Stellung, die das Auffallende des Kummers verbergen sollte.

Ich näherte mich, und fragte etwas Unbedeutendes. Sie antwortete mit einer Stimme, der man es anhörte, daß sie lieber weinen als reden möchte. Ich fragte, warum sie nicht Theil an den Spielen der jungen Leute nähme? Sie lächelte halb, antwortete stotternd einige unzusammenhängende Worte, stand dann langsam auf, und ging den Weg zu den jungen Leuten. Ich sahe in der Nähe einen Alten; ich ging auf ihn ein, fragte nach dem Mädchen, und hörte Folgendes:

Das Mädchen hat einen jungen Menschen, der sie liebt, und wieder geliebt wird. Von Jugend auf sind sie beisammen: die Spiele der Kindheit, die Gewohnheit, Herz, Natur, die Dienstleistungen des jungen Menschen, sei-

ne Blicke, sein Händedrücken, und zuletzt seine bestimmte Erklärung, daß er sie liebt, erwarben ihm endlich freundliche Blicke, Händedrücke, und halbe Zusagen, schäkernde Vielleichts von dem Mädchen.

Der junge Mensch ist entzückt. Er begleitet das Mädchen von nun an, wie ihr Schatten; er ist bei allen Spielen und Tänzen auf ihrer Seite, ihr Spielgenoß und Tänzer. Noch immer hat er das Wort des Mädchens nicht; indeß er lies't schon in ihren zärtlichen Blicken, daß das nächste Ringfest ihn glücklich machen werde.

Das nächste Fest erscheint. Das ganze Kirchspiel versammelt sich im Thale auf der Wiese. Die jungen Männer stehen da in einer Reihe, und messen sich mit neidischen Blicken, bis der Kampf anhebt. Lautern, so heißt mein Held, steht da unter den Kämpfern; allein blaß und ermüdet. Wahrscheinlich, weil ihn die Begierde, die Hoffnung, die Liebe, sein eigenes Herz diese Nacht keine Minute erholenden Schlaf vergönnt hat. Er ringt, dreimal wird er zu Boden geworfen, von dem

Schwächsten des Kirchspiels zu Boden geworfen. Ein Gelächter über das andere verfolgt ihn, und die Mädchen entschließen sich alle lachend, heute mit dem schwachen Lautern nicht zu tanzen.

Mariens Herz schwimmt in Thränen; sie glüht, sie brennt, sie schlägt die Augen zu Boden, um den verspotteten Lautern, den verspotteten Geliebten nur nicht zu erblicken. Jedes Gelächter schneidet ihr durchs Herz. Sie sieht auf; sie sieht ihn entfernt von den Andern, hinter ihnen, in schimpflicher Weite stehen, und sie sollte ihm heute ihre Hand und ihr Herz geben? — Unmöglich!

Man fängt an zu tanzen. Lautern nähert sich schüchtern und voll Scham. Er bittet Marien mit stotternden Worten um einen Tanz. Ihre Brust hebt sich voll Mitleiden, in ihr Auge tritt eine Thräne; schon hebt sie die Hand auf, sie, trotz des Beschlusses der Mädchen, in seine zu legen, und eben hört sie, daß einer laut und lachend ruft: das muß Lautern thun!

Marie schlägt ihr Auge dahin. Was soll Lautern thun? frägt ein Mädchen. Einschenken, denn zum Tanzen ist er zu schwach! antwortet der junge Mensch. Marie zieht ihre Hand zurück, und sagt mit gerunzelter Stirn: ich tanze nicht mit dir!

Lautern tritt zurück, knirscht mit den Zähnen, springt auf den ein, der eben geredet hat, faßt ihn an. Sie ringen, und Lautern wirft den Stärksten aller jungen Leute mit einer Leichtigkeit zu Boden, als ob es ein Kind wäre, und nun fliegt er dahin, zum Thale hinaus, und Alle sehen ihm lachend und erstaunt nach.

Auch Marie sieht ihm mit heimlichem Frohlocken nach. Sie hofft auf seine Wiederkunft, ihre Blicke hängen immer mit Sehnsucht auf dem Ausgange des Thals; der Tanz ist ihr langweilig; die Sonne kann heute nicht hinab über das Gebirge. Ein Gebirge fällt von ihrem Herzen, da man endlich aufbricht.

Sie bringt einige Mädchen nach Hause, um nur vor Lauterns Hütte durchgehen zu können. Der alte Lautern sitzt vor der Thüre; sie

wagt es nicht, zu fragen: wo ist Euer Sohn? sie sieht den Alten ängstlich an; ihr Herz ahnet ihr Schicksal; sie eilt nach Hause, um sich satt zu weinen.

Weinend steht das arme Mädchen noch bis Mitternacht am Fenster. Zum erstenmale seit Jahren fehlte Lautern diese Nacht. Sonst wünschte er immer spät noch dem geliebten Mädchen flüsternd und hustend eine sanfte Ruhe. Ehe die Sonne die Gipfel der Gletscher vergoldete, stand Marie schon wieder am Fenster und starrte an dem Fichtengange hinab nach Lautern, und Lautern, der jeden Morgen an den Fichten umherstreifte, den sie geduldig sonst ganze Stunden nach ihrem Fenster blicken sah, wenn sie ihn necken wollte, und nicht das Fenster öffnete: Lautern erschien diesen Morgen zum erstenmale nicht.

Marie ging mit dem ersten Strahle der Sonne vor Lauterns Hütte vorüber; sie sah Niemanden: sie ging zurück, wieder vorüber, und sang ein lustiges Lied mit zitternder Stimme, und Niemand kam zum Vorschein. Sie harrte, bis der alte Lautern vor die Hütte trat,

und sie bat ihn um eine Kleinigkeit, fragte endlich zitternd nach seinem Sohne, und hörte, daß er diese Nacht nicht zu Hause gewesen wäre.

Lautern kam heute nicht, kam den andern Tag nicht. Der Vater wurde unruhig, Marie weinte ganze Nächte durch. Endlich nach einem Monate erschollen widersprechende Gerüchte von Lautern. Bald wollten ihn Einige zu Bern gesehen haben, bald auf dem Wege nach Deutschland, um Soldat zu werden, und zuletzt war er bei einer Lawine verunglückt. Sein Körper war gefunden und beerdigt.

Die arme Marie! diese letzte Nachricht brachte sie beinahe um den Verstand. Sie sank aus einer Ohnmacht in die andere; sie ging bleich wie ein Gespenst, abgezehrt wie ein Todter umher, und erregte das Mitleiden des ganzen Kirchsprengels. Wenn die jungen Leute sich versammelten, wenn die Mädchen die gute Marie zu den kleinen Festen abholen wollten, so traten Marien die Thränen in die Augen. Sie schüttelte den Kopf, sie wischte das Auge mit ihrer Schürze, sie drückte den Mäd-

chen die Hände, und flüsterte: nein, ich habe ihn getödtet.

So lebte sie zehn Monate. Auf einmal hört sie das laute Geschrei der jungen Leute im Dorfe; es wird immer lauter, sie hört die Stimmen näher kommen; sie unterscheidet ihren Namen, und den Namen Lautern. Sie springt ans Fenster, sie sieht — o Entzücken! sie sieht Lautern im Triumphe von den jungen Leuten zu seiner Hütte begleitet gehen. Einmal nur hebt er das Auge nach Mariens Fenster, und schlägt es sogleich wieder nieder.

Marie lehnt sich stumm, zitternd, glühend roth vor Freude, weit aus dem Fenster. Sie glaubt mit lauter Stimme Lautern zu rufen, und es ist nur ein Seufzer, den ihr volles Herz vermag. Sie will hinab, und sie muß sich am Fensterkreuze halten, so schwach fühlt sie ihre Kniee. Sie kann nur beten und Gott danken.

Lautern ist nun zwar da; allein nicht der alte Lautern. Er hat allen den jungen Leuten nicht ein Wort auf ihre Fragen geantwortet; stumm und in sich verschlossen ist er neben ihnen mit starren Augen hergewandelt. „Und

Marie ist beinahe aus Angst über dich gestorben! das arme Mädchen ist wie ein Schatten!“ das sagt ihm Einer, und da hebt er doch das Auge empor, betrachtet den, der es sagt, starr, und antwortet nichts.

Marie hofft nun mit der Sehnsucht der ersten Hoffnung nach langen Leiden auf Lautern; allein Lautern kommt nicht: sie erscheint nun wieder bei den Festen der jungen Leute; allein Lautern erscheint auch da nicht. Schon zehnmal ist sie zitternd an seinem Hause weggegangen, um ihn anzureden, und ihn mit thränenden Augen zu fragen: Lautern, was hab' ich dir gethan? Ach, Lautern, war nie vor der Thüre, nie am Fenster, und mit jedem Gange verlor sie immer mehr den Muth, ihn anzureden, wenn sie ihn sähe.

Einen Abend sah sie ihn — ihr Auge hing immer auf seiner Hütte — sah sie ihn in die Thüre treten. Sie trat schnell und zitternd vom Fenster zurück. Er schlug die Augen auf ihr Fenster, betrachtete es lange; endlich wischte er sich die Augen, und ging in die Fichten.

Mariens Brust flog; sie sprang an die Thüre. Er hat sich das Auge gewischt; es war, als ob sie das erst jetzt erführe, daß er zuweilen weine. Sie mußte ihm nach, und ihn fragen: Lautern, warum weinst du? Sie ging ihm nach; sie sah ihn vor sich hin gehen; ihre Schritte wurden kleiner, ihre Kniee zitterten; sie war schon auf dem Wege umzukehren. Eben sah er sich um. Er sah sie und blieb starr stehen, und auch Marie stand still, weinte und schluchzte.

Mit stieren Blicken kam Lautern näher. Er blieb vor Marien stehen. Marie! sprach er mit halber Bitterkeit, die sich in den zärtlichen Ton der Liebe auflös'te. Marie schluchzte. Er bot ihr die Hand; Marie ergriff sie, und drückte sie an ihren Busen. Er lächelte, und wischte ihr die Thränen von den Wangen, sprach nichts, und Marie konnte nichts reden. Sie gingen mit einander zurück, Hand in Hand, Marie schluchzend, Lautern stumm; sie trennten sich.

Den andern Tag hofft Marie Lautern bei den kleinen Festen der jungen Leute zu finden.

Vergebens. Sie geht abwärts, setzt sich auf den Baumstamm, wo ich sie antraf. Die Hauptbegebenheit bis auf das Detail erfuhr ich also von dem Alten, das Detail habe ich nach und nach von Marien selbst und Lautern herausgelockt; denn daß ich sogleich Bekanntschaft mit beiden Liebenden machte, können Sie leicht ermessen.

Von Lautern habe ich wenig herausgebracht. Wenn ich ihm von Mariens Liebe erzählte, von den Thränen, welche sie um ihn vergossen, von dem Gram, den sie um ihn getragen hat: so lächelte er, vergoß Thränen, und schwieg hartnäckig. Ich bat ihn, ich beschwur ihn, Marien nur ein gutes Wort zu geben; ich stellte ihm vor, daß Marie genug gestraft sei. Er schlug jedesmal die Augen gen Himmel, legte die Hand auf das Herz, und vergoß Thränen.

Mir war des jungen Menschen Betragen unerklärbar; zuweilen vermuthete ich, daß wirklich sein Verstand gelitten habe, zuweilen, daß er einen sonderbaren Plan gefaßt haben müsse. Was es war, sollen Sie sogleich hören.

Das große jährliche Fest der Kämpfe näherte sich wieder, und wenn ich mit Lautern von diesem Feste redete, so sah ich allemal eine Fieberröthe in sein Gesicht treten; seine Augen brannten, seine Hände ballten sich. Ich schrieb das auf das Unglück, das er beim vorigen Feste erlitten hatte.

Ich fragte ihn oft, ob er diesesmal dabei seyn würde. Er antwortete, nachdem ich die Frage oft gethan hatte, mit einer sonderbar-heftigen Stimme: ja!

Der Tag näherte sich, und Sie können denken, daß ich nicht fehlte. Marie kam blaß und trauernd; häufige Thränen flossen aus ihren Augen; sie stand da mit niedergeschlagenen Augen; nur von Zeit zu Zeit warf sie einen unruhigen Blick auf Lautern, der in der Reihe der jungen Leute stand, und wilde Blicke überall umherwarf, nur nicht einen auf Marien. An seinem ganzen Aeußern sahe man, daß große Bewegungen in seinem Innern vorgingen.

Der Kampf ging an. In Lauterns Wange stieg eine hohe Röthe, in sein Auge eine Flamme. Er rang mit einem der Stärksten,

und warf ihn mit einer Gewalt zu Boden, die wahrlich fürchterlich war. Noch zwei Andere hatten gleiches Schicksal, und Lautern war Sieger. O, Sie hätten sollen die schnelle Veränderung in seinem Gesicht sehen. Es ist unbeschreiblich. Aus dem Gesichte voll Wuth und Zorn wurde das Gesicht eines freundlichen segnenden Engels. Er sprang auf Marien zu, fragte mit jauchzender unsicherer Stimme: Marie, jetzt — jetzt — willst du meine Frau seyn? Marie sank laut schluchzend an seinen Busen. Er nahm sie in seine Arme, und bedeckte ihren blassen Mund mit zärtlichen Küssen. Er betrachtete sie jetzt, und dann schlug er seine Blicke in den Kreis der Zuschauer umher, als ob er in ihren Augen den Triumph lesen wollte, den seine Zunge nicht auszusprechen vermogte.

Marie hing noch immer mit starren Augen in seinen Armen. Ihr Herz hatte ihn aufgegeben, und ihr Herz fand ihn wieder. Endlich nach ein Paar Minuten überwältigte die Liebe ihre bangen Zweifel, und sie drückte ihn an sich, gab ihm die zärtlichsten Namen, un-

ter den rührendsten Liebkosungen. Sie hatte nur Augen und Sinne für Lautern.

Die Zuschauer drängten sich immer näher, ein Gemurmel des Erstaunens erhöhte sich zu einem lauten Freudengeschrei. Man umarmte sich gegenseitig, man vergoß Thränen, man fühlte die Gegenwart der zärtlichen Liebe. Die Scene war einzig!

Die Hochzeit Lauterns und Mariens war einige Tage darauf; und nie werde ich wieder eine Hochzeit feiern, wo Unschuld und Liebe, das feinste Ehrgefühl und die zarteste Delikatesse allein das Band schließen.

Lautern war ein anderer Mensch geworden, und er erzählte mir nun den Grund zu seinem sonderbaren Betragen.

Wie ihm bei dem vorletzten Feste Marie den Tanz abschlägt, so reißt er im wildesten Ungestüm sich fort. Er fühlt sich und Marien entehrt. Mancherlei schwarze Vorsätze erfüllen sein Herz. Nachdem die Zeit den ersten Sturm des Zorns beruhigt hat, so kehrt er wieder zu Marien zurück, allein mit dem festen Vorsatze, alle Ansprüche auf Marien so lange fallen zu

lassen, bis er ihre Hand mit einem ehrenvollen Siege erhalten dürfe.

Und wenn du nun zum zweitenmale besiegt wärst? fragte ich. Dann hätte Mariens Auge mich nie wieder erblickt! antwortete der Jüngling, und Marie schloß ihn ungestüm in ihre Arme, und seufzte leise: und ich wäre vergangen!

Unsere Leserinnen könnten glauben, daß wir Ihnen hier einen Roman statt einer wirklichen Geschichte verkauften; allein sie irren sehr, wenn sie das glauben sollten, und zum Glück liegt des Herrn Bourrit Description des Alpes Pennines vor mir, der eben die Gegend, wo diese Geschichte vorgefallen ist, durchwandert und beschrieben hat.

Wörtlich sagt er Folgendes: „Wir gingen nach Grindelwald. Wie wir einige Zeit gegangen waren, so blieb einer von uns stehen, und bat uns, an das letzte Ende des Berges zu blicken, auf dem wir gingen. Er glaubte eine Armee in Schlachtordnung zu sehen. Wir nehmen unsere Ferngläser, und sehen eben das. Diese Erscheinung schien uns sehr sonderbar;

wir wußten nicht, was wir davon glauben sollten. Unsere Führer hätten es uns wohl erklären können; allein die waren schon nach Lauterbrunn zurückgekehrt: wir verdoppelten also aus Neugierde unsere Schritte; allein unser Erstaunen verdoppelte sich auch, da wir Weiber unter diesem Haufen entdeckten. Diese zweite Entdeckung machte uns ein großes Vergnügen: wir sahen nun wohl, daß ein Fest diese Menschen versammelt hatte; allein wir wunderten uns doch darüber, daß sie dazu ein so hohes, so abgelegenes, und mit so hohem Schnee bedecktes Gebirge gewählt hatten.

Wie wir ankamen, so glaubten wir nach Griechenland in die Ebene bei Olympia versetzt zu seyn. Wir sehen über dreihundert Menschen in zwei Reihen stehen: die eine Reihe machten die Männer, die andere die Frauenzimmer aus, und in der Mitte waren zwei rüstige Kämpfer, die sich mit Anwendung aller ihrer Kräfte zu Boden zu stürzen suchten. Alles, was Schwere und Behendigkeit, Stärke und Geschicklichkeit vermögen, wendeten die Kämpfer in diesem sonderbaren Kampfe an.

Der Preis des Siegers ist die Achtung seiner Landsleute, und oft die Hand und das Herz eines schönen Mädchens.

Bei diesem jährlichen und öffentlichen Feste der Bewohner der Gebirge werden ihre Heirathen geschlossen: hier sucht der liebende Jüngling die Hand seiner Geliebten zu verdienen; hier zeigt das zärtliche Mädchen, unter den Augen und dem Schutze ihrer Aeltern, den Antheil, den sie an dem Siege ihres Geliebten nimmt. Welche Empfindungen füllen ihre Brust! Jetzt scheint ihr Geliebter zu unterliegen, und sie erbleicht; jetzt beugt er seinen Gegner zurück, ihre Augen funkeln, und das, was sie jetzt dem Geliebten ihres Herzens sagen möchte, liegt in ihren Blicken.

Dieses waren die bezaubernden Gegenstände, welche uns auf unserm Wege aufhielten, und wer würde nicht geblieben seyn, und dieses Schauspiels genossen haben?

O glückliches, o beglücktes Volk! Bei dir findet man den Menschen wieder, wie er aus den Händen der Natur hervorging, stark und kräftig, ohne die Krankheiten, welche die, ach!

verfeinertsten Nationen martern, entnerven und vor der Zeit absicheln! Dir fehlt unsere Feinheit, unsere Grübelei, unser Vernünfteln; allein du gehst dahin, wohin dich die Hand der Natur leitet, und rechtfertigst den allgemeinen Schöpfer der Menschen, und zeigst, daß die meisten Menschen dadurch unkenntlich geworden sind, weil sie sich von der einfachen Natur entfernt haben.

Wir waren entzückt von der Schönheit der Mädchen, und wir störten ihre unschuldigen Freuden durch unsere Erscheinung; wir konnten uns nicht enthalten, unser Erstaunen und unsere Bewunderung durch Zeichen an den Tag zu legen: unsere Bewegungen, unsere Worte verriethen unser Entzücken. Besonders eine von den Mädchen zog durch ihre Schönheit unsere Blicke auf sich; sie sah es, und sie und ihre Gespielinnen entzogen sie sehr künstlich unserer Neugierde.

Die guten Menschen hatten Mitleiden mit uns; sie suchten uns zu zerstreuen: sie fragten uns um den Zweck unserer Reise, sie führten uns an den Rand des Gebirges, um uns mit

Einem Blicke das ganze Thal Grindelwald unter unsern Füßen zu zeigen.

Wir waren auf dem höchsten Kamm des Gebirges, ungefähr eine Meile von Grindelwald. Der Weg hinab war abschüssig; die ersten Schritte, die wir machen mußten, gingen über eine große Schneelage. Wir wagten es; unser furchtsamer Gang, unser häufiges Fallen, unser wunderliches Benehmen, zog uns ein Gelächter nach dem andern von dem Haufen Menschen zu, und die Mädchen spotteten unser; zwei von den jüngsten boten uns die Hand, wenn wir eben fallen wollten.

Wie wir über den Schnee weg waren, so hatten wir wieder den hinreißendsten Anblick: die Höhe des Gebirges mit der Menge Menschen besetzt, die uns hinuntersteigen sahen. Dieser Anblick war einzig; sie schienen zu einer höhern Region zu gehören, Himmelsbewohner zu seyn.

Allein der Zauber des Anblicks verstärkte sich; denn sie fingen ebenfalls an, hinabzusteigen. Die Mädchen machten sich zum Lauf bereit, mit Blicken auf ihre Liebhaber: dann ga-

ben sie sich die Hände, und nun flogen sie alle auf einmal über den Schnee daher. Ihre Leichtigkeit, die fliegenden Locken, die flatternden Bänder an ihren niedlichen Hüten: es war ein reitzender Anblick. Selbst Weiber von vierzig Jahren schienen so leicht wie die jüngsten Mädchen. Sie verlängerten unser Vergnügen dadurch, daß sie in bestimmten Zeiten Halt machten, und das konnten sie, wenn sie wollten, ungeachtet der Abschüssigkeit ihres Weges und der Glätte des Schnees, dessen Oberfläche gefroren war.

Nun waren sie bei uns; sie stellten sich nun wieder in Eine Linie, und sahen nun ihren Liebhabern entgegen, die nun eben sich bereit machten, in die Arme ihrer Mädchen, oder ihrer Weiber zu fliegen. Das geht dann schneller; denn der Männer Zweck ist, so schnell als möglich in die Arme zu fliegen, die sie erwarten, und der ist der Geehrteste, der zuerst ankommt.

Wir haben nie schönere, naivere und unschuldigere Geschöpfe gesehen, als diese Mädchen. Sie verließen uns nach und nach beim

Hinabsteigen, um in ihre Hütten zu gehen. Am Fuße des Berges waren wir allein."

Wenigstens finden unsere Leserinnen in dieser Beschreibung des Herrn Bourrit die Gebräuche wieder, deren Herr ** in der kleinen Geschichte erwähnt, und seine Versicherungen, daß diese kleine Begebenheit so sich zugetragen habe, wie er sie erzählt, stimmt vollkommen mit dem Charakter und den Sitten dieser Alpenbewohner überein, die uns so manche Reisebeschreibungen erzählen.

IV.

Gedanken, Sittensprüche und Bemerkungen über Liebe. *)

Lust zu zanken, üble Laune sind die Verräther der Liebe, Vorboten der Versöhnung. Sie geben der Liebe Interesse und Leben, verjagen die Langeweile, verschönern die Weiber, und machen den Mann lächerlich, weil des Mannes üble Laune ohne alle Grazie ist, und leicht zu sauer wird.

Liebe. Die schweigende Ehrfurcht verbirgt sie, und beweiset sie zu gleicher Zeit mehr, als die glühendste Erklärung.

*) Ich rede hier nicht von der Freundschaft, oder der sanften ehelichen Liebe, sondern von der fürchterlichen überspannten Leidenschaft, die wenigstens jedem einmal den Verstand raubt.

Eifersucht. Entsteht sie aus Bescheidenheit, so schmeichelt sie; und wenn eine sanfte Trauer sie begleitet, so rührt sie. Entsteht sie aber aus Selbstsucht und Mißtrauen, so erbittert und erniedrigt sie.

Händedruck. Beweiset in der Liebe gewöhnlich mehr als die schönste Rede, die man halten kann. Es ist eine Versicherung der Liebe in der Anwesenheit Anderer; der Kuß ist es, wenn die Liebenden allein sind.

Vernunft. Dient in der Liebe nur dazu, wozu der Minister einem Despoten dient. Er fertigt die Dekrete des Fürsten aus, ohne seine Meinung äußern zu dürfen; indeß wird die Liebe nie beständig seyn, wenn die Vernunft nicht wenigstens hinterher sie billigt.

Gute Laune. Witz. Eine stille Trauer kann Liebe erregen; aber der Witz muß sie würzen, um sie zu erhalten.

Thränen. Sind gefährlich bei Männern, bei Weibern bedeuten sie fast gar nichts; sie verschönern ein hübsches Gesicht.

Leiden der Liebe. Ach, die seligen Jahre meiner Liebe, ruft Malchen voll Ent-

zücken: kehrten sie doch zurück! Gott, ich war so unglücklich!

Genuß. Verweigert man Alles, so stirbt die Liebe aus Hunger; und verwilligt man Alles, so stirbt sie aus Ekel. Wer weiß hier die Mittelstraße zu treffen? —

Dauer. Die Weiber sind in der Regel treuer wie die Männer, und die Männer beständiger wie die Weiber. Das Weib liebt einen Andern, und bleibt dennoch treu; der Mann wird selbst der Geliebten untreu, ohne die Liebe zu verlieren. Das Weib ist mehr Herr über ihre Sinne, der Mann mehr über sein Herz. — Die Zeit zerstört die Liebe; Gewohnheit befestigt sie.

Alter. Man sagt, das Herz wird nie alt. — Sehr schlimm, wenn das ist. Alt werden wäre das Beste, was das Herz thun könnte, wenn das Uebrige nicht mehr jung ist.

V.

Mütterlicher Rath der Marquise de Lambert an ihre Tochter.

Der mütterliche Rath der Marquise de Lambert an ihre Tochter mag schon bekannt genug seyn; wenigstens sollte er in den Händen, und noch mehr in den Seelen aller jungen Frauenzimmer seyn. Ich will hier nichts, als einige ihrer vorzüglichsten Lehren ausheben, andere mit ein Paar Anmerkungen begleiten, die sich mir immer unterm Lesen derselben aufdrängten.

„Von jeher hat man die Erziehung des „weiblichen Geschlechts vernachlässigt, und doch „hat die Natur die schöne Hälfte des mensch„lichen Geschlechts zu den drei ehrwürdigsten „Aemtern auf Erden, zu Gattinnen, Müt„tern und Erzieherinnen, bestimmt. Man ver„gleiche die Erziehung der Frauenzimmer mit „diesen ihren natürlichen Bestimmungen, und

„man muß gestehen, daß man das Gegentheil
„von dem thut, was man thun sollte."

Höchst sonderbar! welches sind die Beschäftigungen der Mädchen? wahrhaftig keine andern, als solche, aus denen man schließen sollte, sie sollten nie Mütter, Gattinnen und Erzieherinnen werden. Die Mädchen leben, als ob die Zeit von dem ersten Seufzer an, den ihnen der erste schmeichelnde Liebhaber entreißt, bis auf das Ja! das sie vor dem Altare ihrem Manne sagen, ihre ganze alleinige Bestimmung sei.

„O, meine Tochter, wir haben so viel In-
„teresse dabei, die Tugend zu lieben, daß wir
„sie nie als unsere Feindin betrachten sollten,
„sondern als die Quelle unsers Glücks, unserer
„Ehre, und unserer Zufriedenheit."

Unter dem Worte Tugend versteht die Marquise die Erfüllung aller weiblichen Pflichten, und in dem Mädchenstande die Zubereitung auf jene drei ehrwürdigen Aemter der Natur. Manches Mädchen wird bei diesen Lehren lächeln; allein die wenigen Jahre, in denen die Rose auf den jugendlichen Wangen, und

eine schlanke Gestalt die einzige Tugend, ein Paar schöne bewegliche Lippen der Witz, ein strahlendes Auge der Verstand, und ein Kreis von Anbetern die Quelle des Glücks, der Ehre und der Zufriedenheit des Mädchens ist, sind bald vorübergelaufen, und wehe dann dem Mädchen, das nicht mit andern Tugenden den Verlust der Jugend und Schönheit ersetzen, nicht mit wahrem Witze blasse Lippen, nicht mit wirklichen Kenntnissen ein erloschenes Auge beleben und interessant machen kann! Die Marquise hat Recht, „die dahingeflohenen Jugendjahre werden bejammert, die gegenwärtigen „machen Langeweile, die künftigen erregen „nichts als Angst."

„Die rauschenden Freuden, welche man „im Getümmel der Welt genießt, sind Betrüger; sie versprechen mehr, als sie geben können; sie beunruhigen uns, wenn wir sie aufsuchen; sie thun uns nicht genug, wenn wir „sie besitzen, und bringen uns in Verzweiflung, „wenn wir sie verlieren."

Die schlimmste Seite von diesen Freuden hat die Marquise vergessen. Ein solches Leben,

wo man aus einem Getümmel in das andere stürzt, von Gesellschaft zu Gesellschaft schwärmt: ein solches Leben macht das Herz kalt und falsch; tödtet Wohlwollen und Herzlichkeit, macht den Geist leichtsinnig und kleinigkeitliebend, macht die Pflichten der Gattin zur Last, und die Mutterliebe zu einer Qual. Ich fragte einmal ein Kind in einem Gespräch: nun, da hat dich deine Mutter wohl recht lieb? Ach nein, antwortete das Kind: meine Mutter hat keine Zeit; sie muß auf den Ball.

„Du hast zwei Richter, mein Ki d, die „dein Urtheil sprechen: die Welt und dein Ge„wissen. Dem Urtheile der Welt kannst du „entgehen, aber der innern Stimme deines „Gewissens nicht, und du kannst nicht glück„lich seyn, wenn dein Gewissen dich anklagt.“

Der Himmel gebe, daß die Zeiten bald kommen, wo dieses letzte Tribunal in Wirksamkeit gesetzt ist!

„Glänzende Tugenden sind das Loos des „weiblichen Geschlechts nicht, sondern stille und „einfache Tugenden. Ein Alter sagt: die gro„ßen Tugenden gehören dem Manne: die be-

„sten Weiber sind die, von denen man gar „nicht redet.“

Die Maxime des Alten paßt nur auf die Weiber des Alterthums, die durch die bürgerliche Einrichtung gezwungen waren, beständig in dem engen Kreise ihres Hauses zu bleiben. Die Tugend ist bei dem Manne eben dasselbe, was sie bei dem Weibe ist. Glänzende Handlungen sind nicht das Loos des weiblichen Geschlechts.

„Die Tugenden des weiblichen Geschlechts „sind schwer, weil der Ruhm sie nicht unter„stützt und belohnt; häuslich leben für sich und „für die Familie, einfach, gerecht und beschei„den seyn: schwere Tugenden, weil sie nicht „bekannt werden.“

Allein ist denn das Gefühl, dem Manne Alles seyn, die Glückseligkeit eines Hauses schaffen, dem Staate Bürger ziehen, dem menschlichen Geschlechte gute Mütter, nicht eben so belohnend, als das Gefühl des Richters, einen Unschuldigen gerettet zu haben? Ist der lächelnde, dankbare, zärtliche Blick des Mannes, die ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit der

Kinder, nicht eben so belohnend als der Beifall der Fürsten dem Manne? und sagt nicht die Marquise kurz darauf: „der Tugend folgt „ein süßes Gefühl, das ihren Anhänger auf „der Stelle belohnt."

„Glaube nicht, daß die einzige Tugend des „Weibes Keuschheit ist. Es giebt Weiber, die „keine andere weibliche Tugend kennen, und „die mit dieser alle ihre Pflichten erfüllt zu „haben glauben."

Diese Lehre ist unendlich merkwürdig, und trifft eine große Menge Weiber und Mädchen. Was thut meine Tochter? lebt sie nicht tugendhaft? führt sie sich nicht gut auf? Sie ist eitel, verschwenderisch, geschwätzig, verläumderisch, träge, stolz. Ei was, sie führt sich doch gut auf! Ist ein Mädchen züchtig, ist ein Weib ihrem Manne treu, so ist Alles geschehen, was geschehen soll: wehe dem Manne, der noch eine Tugend mehr verlangt!

„Bescheidenheit ist der anziehende Reitz der „Schönheit, und ein Schleier für die Häßlichkeit!"

Noch mehr: sie ist die Grundlage der wahren Liebe.

„Talente sind nöthig, denn du sollst gefal„len. Nichts ist vergänglicher, als das Reich „der Schönheit; nichts trauriger, als das Le„ben der Weiber, die weiter nichts zu seyn „wußten, als schön. Ziehe den Mann an dich „durch Reitze, empfang ihn mit der Freund„schaft, und halte ihn fest durch dein Herz."

„Die Liebenswürdigkeit wohnt nicht auf „dem Gesicht: sie wohnt in der Seele."

Und man thut so viel fürs Gesicht, und so wenig für die Seele!

„Die lärmenden Freuden gehören nicht ins „Gefolge der Tugend; jedes Vergnügen, das „die Seele berauscht, ist gefährlich."

Wenn wir doch eine Geschichte von den Folgen der Bälle, und der andern berauschenden Gesellschaften hätten: manche Mutter würde zittern, ihre Tochter auf einen Ball zu führen.

„Wer an rauschende Freuden gewöhnt ist, „hat keinen Geschmack mehr an der Zufrieden„heit, welche Gesundheit, Unschuld und die „Erfüllung der Pflichten geben."

So wie die Zunge den Geschmack für einfache Speisen verliert, wenn sie an starkgewürzte gewöhnt ist, so wie der Trinker zuletzt Scheidewasser haben muß, um zu schmecken. Es ist mit der Seele, wie mit dem Körper.

„Die größte Kunst ist, sich selbst genug „seyn. Ich habe gelernt, sagte ein Weiser, „mein eigener Freund seyn, und so bin ich nie „allein. Lerne das auch, mein Kind, und du „hast den schönsten Zufluchtsort, wenn du Kum„mer hast, in dir selbst.“

Ich habe eine Frau gekannt, die halb verrückt wurde, da ihre Schönheit, und mit ihr ihre Bewunderer sie verließen. „Nichts ist ver„gänglicher, als das Reich der Schönheit!“

„Bring einige Stunden jeden Tag in der „Einsamkeit mit Nachdenken über dich selbst, „oder mit der Lektüre eines guten Buches zu. „Eine stille Einsamkeit giebt der Seele die nö„thige Ruhe wieder, und ist die Freundin der „Weisheit. In uns selbst wohnt Frieden und „Wahrheit, und die Einsamkeit macht uns be„kannt mit ihnen. Je öfter du unter Men„schen bist, desto mehr Stärke gewinnen dei-

„ne Leidenschaften. Es ist leichter, den Leiden-„schaften zuvorzukommen, als sie zu überwin-„den."

„Wenig reden steht jedem jungen Mädchen „gut. Es erregt ihnen Achtung, und giebt ih-„nen Würde. Indeß, da man nicht immer „schweigen kann, so sollte jedes Frauenzimmer „wissen, daß man schön denken muß, um „schön zu reden."

Und nun schön denken zu lernen? Ach nein, sagte das Kind: meine Mutter hat keine Zeit, sie muß auf den Ball.

VI.

Neujahr.

Sei mir willkommen, neues Jahr! willkommen mit deinen Hoffnungen und Freuden, mit allen Leiden, die du für mich in deinem Schooße trägst! Sei mir willkommen! Zwar kenne ich dich! du bist wie deine Brüder. Sie gaben mit so freundlich glückwünschenden Mienen mir tausend neue Hoffnungen; sie ließen mich tausend erfüllte Wünsche ahnen; sie schienen so ämsig an dem Baue meiner kleinen Luftschlösser mit helfen zu wollen, und — wenn sie gingen, so hatten sie die Hoffnungen zerstört, meine Wünsche nicht erfüllt, und meine Luftschlösser waren, was sie anfangs waren — Luft; sie verwiesen mich auf ihren kommenden Bruder, und der war wie sie. Und warum solltet ihr nicht so seyn? Sind wir doch Kinder, und verlangen von euch Unmöglichkeiten!

So sei mir dann willkommen mit deiner täuschenden Stirn, neues Jahr! täusche mich,

wenn du kannst und darfst, immer mit einer neuen Hoffnung, wie eine zu zärtliche Mutter ihr Kind mit der Hoffnung einer Unmöglichkeit von Tag zu Tag erheitert, und seinen kleinen Kummer mit einem Mährchen wegerzählt, bis es ihn vergißt, — und soll deine Hand trübe Wolken über meine Stirn führen, so vergolde wenigstens ihren Rand, damit ich mich der bald hervorbrechenden Sonne freuen kann.

Was du mir auch bringst, bring es mir nach und nach, und laß uns Freunde seyn! Ich will dich nie verwünschen, so rauh auch dein Blick, so schwer auch dein Gang für mich seyn mag; ich will jede kleine Blume, die du mir bietest, nehmen, sie sammeln, in ein Bouquet zusammenbinden; sollten es auch nur wenige und gemeine Blümchen seyn, mich daran laben, und sagen: es war doch ein gutes Jahr! Und solltest du gar keine Blume der Freude für mich haben, so will ich noch einmal die halbverwelkten Blumen deiner dahin gegangenen Brüder sammeln, mich damit kränzen, bis du vorüber bist, und hinterher sagen: es war doch ein gutes Jahr! es ließ mir die Blumen

seiner Brüder. So sei mir denn willkommen, neues Jahr, wie du auch seyn magst!

Welch ein sonderbares Ding ist die Zeit der Menschen! Sie wälzt ihr Rad unaufhörlich über die Erde weg, und mit jeder Umwälzung hat die Erde mit Allem, was auf ihr ist, eine neue Gestalt bekommen. Das menschliche Herz ist eben den Veränderungen unterworfen, wie die Jahreszeiten. — Der Abschnitt von einem Jahre! welch eine erstaunliche Menge von Veränderungen! das Auge sieht, und sieht endlich in dieser ewig zerstörenden und schaffenden Bewegung nichts mehr!

Ein Jahr! Eine Nation hat ihre Gesetzform, und mit ihr Sitten, Moden, Gebräuche, Empfindungen, Laster, Tugenden, Art zu denken, Vergnügungen, Schmerz, Freude, Wünsche, Hoffnungen, Religion und Alles geändert. Der Reisende trauet seinen Ohren, seinen Augen nicht: die Natur ist noch eben dieselbe; die Städte mit ihren Gassen und Häusern stehen noch, wie sie vorher standen; die Flüsse haben noch eben den Lauf, als sonst.

Der Reisende sieht eine ganz verschiedene Nation; der innere Mensch ist geändert, und die äußern Gegenstände fühlen die Folgen erst nach dem Laufe von mehrern Jahren.

Ein Jahr! welche Veränderungen bei einzelnen Menschen: da stützt eine Wittwe ihre Stirn in die Hand, und stille Thränen, nicht des Kummers, sondern die sanftern Thränen der Erinnerung, stehlen sich langsam durch die Finger den Arm hinab. Gott! sagt sie: nun ist es ein Jahr, daß ich meinen Mann verlor! Welch eine unzählbare Menge von Veränderungen sind in diesem Einem Jahre durch den Tod ihres Mannes mit diesem Weibe vorgegangen! Sie lebte in einem Pallaste; kein Geräth war ihr kostbar, keine Kleidung prächtig genug; wenn sie funfzig Schritte gegangen war, so schmerzten ihr die Füße; vier Pferde mußten in Bewegung gesetzt werden, wenn sie ihre Nachbarin sehen wollte; sechs Bediente waren zu ihrer Bequemlichkeit zu wenig; ein kleines Zimmer erregte ihr Kopfweh, und sie war der Ohnmacht nahe, wenn sie auf einer Reise in einem engen Gastzimmer einige Mi-

nuten zubringen sollte. Ihr Kind spielte mit Silber und theuerm Porzellain; die ganze Natur, die ganze Kunst wurde erschöpft, um des zweijährigen Kindes Langeweile zu vertreiben. Sie war hochfahrend, stolz, gebieterisch, eitel, eigensinnig; niemand wollte mit ihr leben; ihre Domestiken, die sie quälte, haßten sie; ihr Kind, das sie verzog, bezahlte ihre Liebe mit Gleichgültigkeit. Der Mann stirbt: das Vermögen reicht kaum hin, die Schuldner zu befriedigen, und nun sitzt eben die Frau in einem engen Gäßchen, in einem kleinen Stübchen, an einem Holztische, auf einem Strohstuhle, vor ihren Knieen ein Spinnrad, und schlecht gekleidet. Weinend sagt sie: nun ist es ein Jahr, daß mein Mann todt ist. Neben ihr steht das Kind, und spielt mit der leeren Spinnradsrolle auf einem andern Strohstuhle, und auch dieses Spielzeug, das einzige, ist zu kostbar, sie muß von Zeit zu Zeit nach der Rolle greifen, daß sie nicht auf den Boden fällt und zerbricht. Sie ist sanftmüthig, gütig, natürlich, nachgebend und fleißig; ihre eine zwölfjährige Magd liefe für sie durchs Feuer;

die ganze Gasse ehrt sie, und ihr Kind liebt sie jetzt zärtlich. Die Verzweiflung über den Tod ihres Mannes ist nur ein melancholisches Andenken geworden, das nur dann schmerzt, wenn eine Karosse ihre abgelegene Gasse besucht, und sie vergießt nur Thränen in den Nächten, die sie durchwachen muß, um dem Kinde ein Weihnachtsgeschenk zu erübrigen. Wer will die Summe der Veränderungen in diesem Jahre zählen?

Ein Jahr! stolze, reiche Familien sind gesunken, arme in die Höhe gestiegen. In dem Hause wohnte im vorigen Jahre ein arbeitsamer, vorsichtiger, häuslicher Hausvater, mit seiner Familie, und jetzt lebt da ein Wüstling, und die ganze Gasse ist lärmend geworden; aus dem Fenster sah vor einem Jahre ein altes Mütterchen, und schmählte, oder betete; jeder vermied die Gasse, und jetzt lacht das fröhliche Gesicht eines jungen reitzenden Weibes auf die Gasse, an der Brust das erste Pfand ihrer keuschen Liebe. Man macht einen Umweg, um nur durch diese Gasse gehen zu können.

Vor einem Jahre lag auf diesem Lager ein Sterbender; ein Haufen Kinder standen um das Lager her, und benetzten es mit ihren Thränen, und jetzt — da steht um eben das Lager her ein Haufen Jünglinge und Mädchen, und lachen und schäkern darüber! und mitten unter ihnen eine Jungfrau mit schamrothen Wangen: es ist ihr Brautbett, und noch ein Jahr! und es ist wieder zum Sterbebette geworden. Ein Jahr! und Alles verändert: wo die Freude laut jauchzte, da jammert jetzt das Elend. Elend und Freude haben nur die Stellen verwechselt; sie besuchen eine um die andere jedes Dach. Der Neujahrstag sollte uns zu Philosophen machen, die wenig wünschen, und er macht uns zu Kindern; wir lassen sogar Millionen Wünsche drucken.

Dreißig Millionen Menschen sterben in einem Jahre: welch eine unendliche Menge Veränderungen müssen diese Sterbefälle unter den Menschen hervorbringen? Mehr als dreißig Millionen Menschen erhalten in einem Jahre das Leben; welche Veränderungen werden diese hervorbringen? welche Menge von Hoff-

nungen, Wünschen, welche Freuden, welche Leiden, welche Angst, welche ungeheuere Menge Pläne werden mit jenen in den Boden niedergelegt, und mit diesen auf die Erde geboren!

Wahrhaftig die Listen der Gebornen und Gestorbenen, welche das Neujahr mitbringt, sollte uns das Wünschen verleiden, und wir wünschen nie mehr als Neujahr!

Ich weiß nicht, wer es sagt, der Engel des Lebens geht vorher, und schafft Leben, damit der Engel des Todes zu würgen habe. Mich dünkt, man sollte sagen: der Engel des Todes geht vorher, und mordet, damit der Engel des Lebens Leben schaffen könne! — Tod und Leben, Leben und Tod in ewigem Wechsel auf der Erde, in allen möglichen Dingen. Nichts, nichts ist von diesem allgemeinen Schicksal ausgenommen. Welle hinter Welle; immer verschlingt eine die andere! Menschen- und Thiergeschlechter keimen auf, wachsen und vergehen; Pflanzen keimen auf, wachsen und vergehen; das Leben drängt den Tod, der Tod tritt in die Schritte des Lebens. Den blumen-

vollen Frühling jägt der segensreiche Sommer; der alternde Herbst folgt, und der mordende Winter tödtet, zeugt, und giebt dem Frühling die Brut. So zerstört die Natur sich selbst, um sich wieder zu erwecken; sie ist der wahre Vogel Phönix, der sich verbrannte, um lebendig und verjüngt aus der Asche hervorzugehen. Das ist das große Gesetz für alles Daseyn! Ist es anders mit der Kunst? Wo ist das städtereiche, das kulturreiche Asien und Afrika? was ist das wilde Europa geworden? Das Leben der Kunst geht voran, der Tod folgt, um dem Leben Platz zu machen. Die Aufklärung hat ihre Fackel aus dem schönen Griechenland in die rauhen Wälder Germaniens getragen; jetzt steht sie in den fürchterlichen Gegenden von Nordamerika, und der Genius von Griechenland liegt an schmähende Fesseln geschmiedet. Wie oft hat das Reich des Denkens sich selbst und seinen Ort geändert! Was ist fest! was ist unvergänglich! und in welchem Widerspruche steht nun der Mensch mit den ewigen Gesetzen der Natur! Er verlangt nichts als Unvergänglichkeit für alle seine Wünsche und

Hoffnungen; übermüthig trotzt er dem allgewaltigen Richterspruche der Natur; er will mit seinen luftigen Wünschen eine andere Welt schaffen, sie nach seinen erfundenen Gesetzen leiten; er traut seinen Empfindungen die Ewigkeit zu, welche die Natur sich selbst versagte, und einen Monat nachher spottet er selbst darüber, daß er so habe empfinden können, und bleibt der Geck seiner Wünsche, der wahre Neujahrsnarr, wie ihn ein Engländer nennt.

Die heftige Liebe stirbt durch ein reitzendes Lächeln; die reinste Freundschaft verwandelt sich durch eine Spötterei in Gleichgültigkeit; der kälteste Entschluß erliegt einem unbedeutenden Zufalle; die Tugend selbst, so göttlich sie ist, fällt vor einem Blicke, vor einem Worte, in einer schwachen Minute; ein Jahr ist eine Riesenzeit für die Hinfälligkeit aller menschlichen Entschlüsse.

Seltsames Ding, das Mensch heißt; wie kannst du dich freuen, wie dich betrüben, da die Minute deinen Schmerz endigt, und deine Freude zerstört! Wie magst du hoffen und wünschen, da die erfüllte Hoffnung, der er-

reichte Wunsch gerade das ist, was dir Wunsch und Hoffnung gleichgültig machen? die Hoffnungen deiner Kindheit sind verschwunden; die Liebe des Jünglings ist verglühet; die stolzen ehrgeitzigen Plane des Mannes belächelt der Greis, und der Greis sammelt Gold, und sieht das Grab nicht, das der Tod so eilig zu seinen Füßen gräbt.

Und sollen wir klagen, daß wir so sind? daß uns die Natur mit sich selbst in diesen räthselhaften Widerspruch setzte? Nein, willkommen sei uns die Zeit mit ihren tausendfachen täuschenden Hoffnungen; wir sehen ihre bunten Hoffnungen, und vergessen sie selbst darüber. Der Anblick ihres tödtenden Arms würde uns erschreckt, würde uns elend gemacht haben. Sie verzuckerte, wie eine liebende Mutter, den Rand des Gefäßes, worin sie das bittere Getränk des Lebens mischte; sie umwand die Kette, die wir tragen sollten, mit lieblichen Blumen.

Und doch wieder seltsamer Mensch, dem jedes Jahr seines Lebens zu lang, und dem das Leben selbst, das doch aus Jahren besteht, zu

kurz ist! Das Jahr hat nicht Flügel genug, wenn es zu dir kommt; und du klagst über seine Eile, wenn es vorüber ist. Könntest du nur mäßig mit dem Genusse seyn; allein du möchtest die Zeit zwischen Genuß und Genuß tödten; die Hoffnungen sind dir nichts, und doch sollten sie dir Alles seyn; du spielst, du läufst, du arbeitest, du quälst dich, die Last der dreihundert und fünf und sechzig Tage des Jahres von deinen Rücken abzuschütteln: und ist der letzte Tag da, so klagst du. Du bist dem Verschwender gleich, der mit dem letzten Groschen ein Geitzhals wird, und lieber vor Hunger sterben, als ihn ausgeben möchte.

Das Leben ist kurz, und ein Drittheil verschwendest du mit den Possen des Dinges, das du Lebensart, Mode nennst, das zweite Drittheil mit Nichtsthun, und das letzte mit schlafen, wünschen und verläumden! Was bleibt dir zum Leben übrig? — Würdest du mehr leben, wenn du tausend Jahre alt würdest? ich zweifle! und soll die Natur so vielen Tausenden das Leben versagen, weil du glaubst, nach hundert Jahren klüger geworden zu seyn, und

leben zu wissen? Du kannst nicht bleiben, du mußt den kommenden Geschlechtern Platz machen, wenn du nicht mehr fähig bist, an dem Geschäfte der Natur, Leben hervorzubringen, Theil zu nehmen! Welche Erde müßte das seyn, die tausendjährige Menschen mit ihren Nachkommen aus tausend Jahren fassen könnte. Die Natur kann nicht alle versäumen, um allein einen deiner thörichten Wünsche zu befriedigen.

Jetzt nun 1793. Wie oft wird diese Zahl geschrieben werden! Unbedeutende Zahl, millionenmal geschrieben, millionenmal übersehen! — Bedeutende Zahl! von diesem Jahre an wird das Elend so vieler Tausende sich datiren! — 1793 bei einem Todesurtheil, bei einer Begnadigung geschrieben; ihre Züge sind Flammen! — Todesjahr von dreißig Millionen, Geburtsjahr von eben so vielen! und wie heilig müßte die Zahl so vielen Tausenden seyn, wenn sie bei dem Friedensinstrument der kriegführenden Mächte Europa's geschrieben würde.

VI.

Fragment aus dem Tagebuche Amaliens **.

Wir können unsern Leserinnen nicht sagen, zu was für einem Behufe dieses Tagebuch von Amalien aufgesetzt worden ist; auch haben wir nur Bruchstücke davon. Allein das versichern wir sehr feierlich, daß dies Fragment wirklich von einem Frauenzimmer, daß dieses Frauenzimmer todt sei, und man dies unter mehreren Schriften von ihrer Hand gefunden habe.

Den Eingang macht eine unbedeutende und lange Auseinandersetzung der verkehrten Erziehung des weiblichen Geschlechts. Doch zur Sache selbst!

— — In meinem fünften Jahre wußte ich schon, daß ich schön war; man sagte es mir so oft, und war so freundlich dabei, wenn

man mir es sagte, und meine Aeltern lächelten so wohlgefällig, wenn ein Fremder es bemerkte, daß ich hätte mehr als Mensch seyn müssen, wenn ich einen Spiegel vorübergegangen wäre, ohne hineinzusehen. Ich hielt die Schönheit für die erste Tugend der Frauenzimmer: denn ich war oft gegenwärtig, wenn meine Mutter ihrer Jungfer die Schmeicheleien wiederholte, welche ihre Reitze (meine Mutter war sehr hübsch) den Männern entlockt hatten.

Was sollte ich auch anders glauben? Meine Mutter brachte täglich einige Stunden an der Toilette zu, und mit einem Interesse, das ich bei keinem ihrer andern Geschäfte bemerkte. Ein Band, ein neues Kleid setzten mich in Entzücken: denn sie thaten bei meiner Mutter dieselbe Wirkung.

Im siebenten Jahre suchte ich schon zu gefallen, und wenn ein Mann sich mit mir abgab, wenn er mich niedlich fand, so hielt ich ihn für klug und gesittet. Noch so bestimmt weiß ich, daß ein Mann einmal über Etwas lachte, was ich sagte; er flüsterte meiner Mutter zu: wahrhaftig, Ihr Malchen wird einmal

uns Männern mit ihrem Witze zu schaffen machen! doch so, daß ich es hörte, und ich konnte den ganzen Tag nicht aufhören zu schwatzen. Man lachte nicht weiter, und das verdroß mich so, daß ich mit eben dem Manne maulte, als ob er mir Unrecht gethan hätte.

Ein Freund meines Vaters zog sich meinen ganzen Haß zu, und dieser Haß dauerte, so lange ich ihn gekannt habe, und die Ursach war? — meine Mutter erzählte ihm einen Einfall von mir. Ich hörte das in dem Winkel, wo ich mit einem Spiel beschäftigt war, und hoffte auf Lobeserhebungen, und der böse Mensch warnte meine Mutter vor meiner Eitelkeit. Ich ging hinaus und weinte, und seit dem habe ich nie buschige Augenbraunen leiden können, die sich tief auf die Augen ziehen. Ich sah ihn an, und er zog seine buschigen schwarzen Augenbraunen tief auf seine finstern Augen. Es ist als ob ich ihn noch sähe. Ich vermied ihn, wo ich konnte.

Im zwölften Jahre konnte ich so ziemlich lesen, ganz gut stricken; aber tanzen, und von meinen kleinen Freundinnen klatschen, — vortreff-

lich! Wenn ich schlecht las oder strickte — ei nun! — man schmählte, und wurde wieder gut; und dann unsers Nachbars Hannchen las sehr fertig, und strickte fünfmal so viel als ich, und meine Mutter nannte sie nie anders, als das Gänschen; denn sie konnte nicht tanzen und nicht schwatzen.

Davon zog ich mir so ganz im Stillen meine kleine Lebensphilosophie ab, die sich denn auch sehr richtig bewies. Ich tanzte schön, ich schwatzte, ich sang ein Paar Arien, und die jungen Herren fanden mich sehr reitzend; Hannchen aber — unser Lehrer lobte sie, und tadelte mich; allein der trug nichts, als einen abgetragenen alten Rock. Was kam auf dessen Lob an? —

Im vierzehnten Jahre lernte ich sehr fertig lesen; denn die Romane fingen an, mir sehr zu gefallen. Ich las alte und neue. Die alten gefielen mir besser als die neuen. So einen Liebhaber ein Paar Jahre seufzen zu sehen, ohne daß er das Herz hat, sich zu erklären, diese Jahre hindurch seiner zu spotten, alle Launen an ihm auszulassen, kam mir wie der Himmel

selbst vor. Ich fing auch schon an, die Sprö- de zu spielen, wenn ein junger Mensch mich näher ins Auge faßte; ich hatte mein Vergnü- gen daran, üble Laune zu haben. Man sieht, die Liebe war mir noch nichts, als ein bloßes Spiel der Eitelkeit; ich hatte noch kein Herz, das sich hineinmischte.

Im funfzehnten Jahre fingen die neuern Romane an, mir mehr zu gefallen. Ich war entschlossen, mit ganzer Seele zu lieben, sobald das Ideal käme, das meiner werth wäre. Mein Kopf war mit nichts mehr angefüllt, als mit diesen Ideen; ich träumte nichts als An- beter, Eifersucht, Entführungen, und ich war oft böse auf meine Mutter, wenn sie mir ver- sicherte, daß ich frei sollte wählen können. In- deß ihre Versicherung wurde bald auf eine har- te Probe gesetzt.

Was für Begriffe hatte ich von der Liebe aus den Romanen! Diese treue, aufrichtige, im- mer unterwürfige Liebe — welch eine ganz ande- re Gestalt erhielt sie in der wirklichen Welt!

Auf einem Balle tanzte ich mit dem Lieu- tenant ** vor. Er tanzte schön, und ich —

nicht minder. Die Augen der ganzen Versammlung hingen auf meinem Tänzer. Er tanzte mit Andern, und kam immer zu mir zurück. Wie du heute Abend beneidet wirst, Malchen! sagte meine Mutter im Vorübergehen zu mir, und ich war verloren. Ich hörte des Lieutenants * * Schmeicheleien mit Wohlgefallen an, ich drückte ihm die Hand, er führte mich in ein Nebenzimmer, that mir die schwülstigste Liebeserklärung, und ich sah in ihm den vortrefflichsten Mann; — denn der ganze Saal hatte nur Augen für ihn gehabt. Ich schwieg — ich erröthete, er drang in mich, bat um Hoffnung, ich konnte sie ihm nicht abschlagen, und ein Liebeshandel war angefangen. Bald kam es auch von meiner Seite zu einer Erklärung, und ein Leben ohne Gleichen an Wonne hob an.

Meine Mutter ertappte einige Briefe; man lärmte, man drohete: der Mensch ist nichts, hat nichts! rief meine Mutter; aber er tanzt schön! rief ich. Lärm und Drohungen halfen nichts, meine Mutter wagte es nicht, hart zu seyn, ich war das einzige Kind. Meine Liebe

siegte und wurde noch feuriger, je mehr sie Widerstand antraf. Der Lieutenant ** lag vor mir auf den Knieen, drohte, sich zu erschießen, wenn ich ihm ungetreu würde, und ich blieb getreu.

Zwar bemerkte ich zuweilen Dinge an meinem Geliebten, die mir mißfielen; ja, wenn ich allein mit ihm war, so erlaubte er sich Freiheiten, die ich zwar verbat, aber doch nur dem Uebermaaße seiner Liebe zuschrieb. Ich hörte nichts mehr, nicht den Rath meiner Verwandten, nicht den Spott der Stadt: ich glaubte, meine Liebe könnte nicht fallen, und sie fiel.

Es lebte in **, wo ich wohnte, seit zwei Jahren einer der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands **. Er war allgemein geachtet; Alles betrachtete ihn, wenn er irgendwo erschien; Alles schwieg, wenn er redete; jeder sagte das nach, was er gesagt hatte. Ich suchte seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, und ich hatte die Freude, auch ein paarmal von ihm bemerkt und ausgezeichnet zu werden. Ich liebte ihn nicht; allein ein paar-

mal befahl ich doch dem Lieutenant **, auch ein großer Schriftsteller zu werden, das er denn auch sehr zärtlich versprach. Genug, der große Schriftsteller hatte ein großes Gewicht bei mir.

Eines Tages sitze ich im C—schen Garten. Ich höre die Stimme von ** (dem Schriftsteller), und meinen Namen nennen. Ich schleiche näher. Bei Gott! sagt er: Malchen ist ein schönes Mädchen, und ihre Seelenanlagen sind sehr gut, sicher sehr gut.

Ich zitterte vor Freuden.

Nun aber — fuhr er fort — wie dieses Mädchen den erbärmlichen Schaafskopf, den Lieutenant ** lieben kann, das ist doch unbegreiflich. Glauben Sie mir, sie liebt ihn nicht, nein! sie kann diesen albernen Geck nicht lieben, sie hat ihn und die ganze Stadt zum Narren.

Nun bei Gott, antwortete die andere Stimme; so wäre das Mädchen das erste weibliche Genie, wenn das wahr wäre!

Ich glühte; meine Liebe zum Lieutenant ** war völlig weg. Ich haßte ihn, ich schämte

mich, ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn ich ihn nie gekannt hätte. Ich ging noch ein paarmal auf und nieder; ich traf meine Mutter. Aber Mutter, sagte ich: wie konnten Sie je im Ernst glauben, daß ich einen solchen albernen Schaafskopf, als den Lieutenant ** lieben könnte. Meinen Spaß wollte ich mit ihm haben, und auch dazu ist er zu albern.

Meine Mutter umarmte mich; ich lachte bei meinen Bekannten über den Spaß, den ich mir mit der Stadt gemacht hatte, und meine Liebe und mein Umgang mit Lieutenant ** war geendigt: und nicht allein geendigt; nein, ich wurde die Geißel des Lieutenants, ich erzählte meinen Liebeshandel mit ihm, und schloß immer mit den Worten: so muß man einen Fat strafen!

Dieser Handel machte mich zum Idol aller jungen Herren; allein — es hatte auch eine sehr üble Wirkung. Man hielt mich für boshaft, und das war ich nicht, wirklich nicht! Halb war ich gezwungen, boshaft zu scheinen; und der Gedanke, das erste weibliche Genie zu

seyn, hatte einen so unwiderstehlichen Reitz für mich, daß ich, trotz den Vorwürfen meines Herzens, meinen Geliebten lächerlich machte.

Ich mußte nun bei meiner Rolle bleiben, welche ich angefangen hatte, so viel Mühe es mir auch machte, die Stimme meines verlangenden Herzens zum Schweigen zu bringen. Ich mußte die Geißel der Thoren machen, und leider waren fast Alle, die mich umringten, Thoren, und einige darunter sehr liebenswürdige Thoren; ich mußte meiner Eitelkeit Opfer bringen, die meinem Herzen weh genug thaten.

Ich spielte den Freigeist in der Liebe, ich that, als ob ich nicht an sie glaubte, und brachte manche Nacht mit seufzen zu. Ich mußte meine Rolle vollenden, um nicht lächerlich zu werden. Ich zog erst die jungen Herren an mich, und wenn sie zu meinen Füßen lagen — und es lagen oft Männer zu meinen Füßen, die mein Herz sehr stark in Bewegung brachten — so spielte ich die Spötterin; die halbe männliche Welt wurde an mir zum Narren.

Endlich war meine Stunde gekommen. Ein junger Mensch erschien, nicht im mindesten schön, mit einem Gaunergesicht, und mit einer Schlangenzunge. Er sah mich, und blieb kalt. Er flog von diesem Mädchen zu jenem, und bemerkte mich nicht. Hochverrath! Ich sprach ihn, und meine feinsten Koketterien waren ohne Wirkung. Er lachte mir ins Gesicht, behandelte mich so leicht und spöttisch, daß ich oft die Besinnung verlor. Lange setzte er seine Rolle so fort. Bald schien es mir, als ob er einige Schritte zu mir thäte, und dann hatte ich ihn wieder verloren. Ich haßte ihn; meine Eitelkeit war beleidigt. Ach, der Bösewicht heftete von Zeit zu Zeit stille unbemerkte Blicke auf mich, in denen ich meinen Triumph zu lesen glaubte, und ich hatte mich betrogen.

Er erzählte gut, medisirte noch besser, spottete unvergleichlich, und hätte selbst den Momus lächerlich machen können. Er wurde mir furchtbar, und ich that Schritte zu ihm, um ihn im Ernst auf meine Seite zu bringen. Er kam mir entgegen, und ich ahnete noch einmal

meinen Sieg, und wieder vergebens. Es war eine glatte Schlange, die mir dann eben durch die Finger schlüpfte, wenn ich sie fest zu halten glaubte. Wir wurden nach und nach vertraulich; täglich fühlte ich mich durch ein Fädchen mehr angezogen. Wie viel Thränen hat mir dieser Mensch gekostet! Nach dem Maaße, daß ich ihn liebte, wurde er vertraulicher. Er nahm mich von seinen Spöttereien aus, er zeichnete mich mit einer Achtung aus, die ich gegen kein Geschöpf an ihm bemerkte; aber Liebe war es nicht. Sobald ich eine meiner Launen gegen ihn blicken ließ, so war er der alte Spötter, der mich zu demüthigen gewohnt war. Ich wurde gegen ihn sanft, demüthig, gefällig, und seine Achtung nahm zu. Er lobte nie mein Gesicht, aber desto mehr meine Feinheit der Seele. Er tadelte mich gerade zu in Absicht meiner Schönheit, nannte die schlanker, eine dritte nympfenhafter, und nur mich reizender.

Ich liebte ihn, und in sein Auge stieg ein Strahl der Liebe, aber eine Liebe, die mich zugleich entzückte und unterjochte. Nie kam

aber ein Geständniß davon über seine Lippen; und wenn er mir seine Liebe gestanden hätte — ich war entschlossen, ihn von ganzem Herzen wieder zu lieben. So gingen Monate hin, und ich sah immer auf dem Rande seiner Lippen das Geständniß seiner Liebe schweben, mit jeder Minute dachte ich ihn zu meinen Füßen zu sehen, und immer hatte ich mich geirrt.

Nach einem Abend voll der pathetischsten Scenen zwischen uns, umschlossen ihn unfreiwillig meine Arme, meine Lippen berührten die seinigen. Ein Blitz des Entzückens stieg in sein Auge. Ich hoffte auf sein Geständniß, und mit einem wüthenden Blick gen Himmel, und mit dem allerzärtlichsten Blick auf mich, küßte er meine Hand, schlug sich vor die Stirn und ging.

Er liebte mich, das war gewiß. Was sollt' ich zögern? Ich schrieb ihm, ich gestand ihm die Gefühle meines Herzens. Er antwortete mir kalt — ich erstarrte, wie ich das Billet las — und erstarre noch jetzt, da ich daran denke. — Er antwortete mir kalt und höf=

lich: er bedauere, daß er das Glück nicht annehmen könne, was ich ihm zugedacht hätte, besonders, da er auf keine Weise Anlaß gegeben habe, mich zu diesem zwar sehr romantischen, aber unmädchenhaften Schritte zu bringen, ihm zu schreiben.

Ich war wie zernichtet. Ich wüthete; ich sank aus dem heftigsten Zorne in die tiefste Betrübniß. Haß und Liebe gegen den Bösewicht wechselten in meinem Herzen so gewaltsam, daß ich krank wurde.

Ich erschien nachher wieder in Gesellschaft. Meine Geschichte war bekannt. Mädchen, die sich sonst an mich drängten, sahen mich mit spöttischen, durchbohrenden Blicken an. Die jungen Herren, die sonst in ehrerbietiger Ferne standen, waren jetzt unverschämter gegen mich, als gegen irgend ein anderes Mädchen. Wollte ich mein ehemaliges Ansehen herstellen, so stürzte mich eine spöttische Erwähnung: von stolzen Prinzessinnen, die ihr Herz in Briefen ausböthen, zu Boden. Ich war verloren, und noch schlimmer, ich war ohne Hoffnung verloren.

Es gingen auf meine Rechnung Geschichten umher; jeder schale Kopf that wunder wie viel er von mir zu verschweigen hätte. Meine ganze Existenz war dahin. Ich floh auf das Land, und dankte dem Himmel, als ein alter benachbarter Edelmann mir die Ehre anthat, mir zu versichern, daß er mich mehr liebe, als seine Kuppel Hunde.

Ich gab ihm meine Hand, und ich führte bald das Regiment über ihn. Einige unserer Nachbarn wurden jetzt die Opfer meiner Eitelkeit. Ich verlor meine Schönheit, und mit ihr Alles, was mir das Leben erträglich machen konnte. Ach, die ersten zehn fürchterlichen Jahre, ohne Anbeter, ohne Bewunderer! wie hab' ich die überleben können? Langeweile, Einsamkeit zwangen mich zur Lektüre, und doch noch nach Jahren hätte ich alle Bücher für einen Bewunderer dahin gegeben. Wie fest ist der Zauber, mit dem die Eitelkeit uns hält! Noch jetzt, als eine Matrone von sechzig Jahren, ist es mir immer noch eine süße Stunde, wenn ich meiner Jungfer von den Anbetern meiner Jugend erzählen kann. Alle meine Do-

mestiken betrügen mich bis auf den heutigen Tag, ohne daß ich das Herz habe, ihnen etwas zu sagen; denn wer kann dem Lobe widerstehen, das der Kutscher, wenn er mich in der Trunkenheit umgeworfen hat, meinen Augen, oder meiner Gestalt, oder meiner Gewandtheit im Fallen macht?

VII.

Die Schwäche des menschlichen Herzens.

Eine wahre Begebenheit.

Lotte saß in der Laube und strickte; ihr Vater ging mit dem Aktuarius Wielert den großen Gang auf und nieder, und ihr Onkel saß neben Lotten, und hatte den jüngsten Knaben, ihren Bruder, auf den Knieen, und ließ ihn reiten.

Wie gefällt dir euer neuer Aktuarius, Lotte?

Hm! er mag ein sehr guter Aktuarius seyn! mir gefällt er nicht.

Höre, liebe Lotte, es ist ein junger Mann; ich habe deinem Vater mein Mißfallen darüber geäußert, daß er ihm ein Zimmer im Wohnhause giebt.

Und warum sollte er das nicht?

Weil du keine Mutter mehr hast, und dein Vater oft ganze Wochen abwesend ist.

Nun, wahrhaftig, lieber Onkel, Sie haben schöne Begriffe von mir.

Gewiß so gute, als ich sie von irgend einem Mädchen habe; allein, du bist ein Mädchen, und er ein junger Mann.

Aber, lieber Onkel, sagte Lotte mit ein wenig Hitze, sehen Sie ihn doch nur einmal an!

Gut, ein Gesicht voll Blatternarben —

Das nicht allein; wie finster, wie kalt, wie — selbst — wie unartig ist er. Er hat mich gewiß für dreizehn Jahre gehalten, so kurz und leicht war seine Verbeugung, die er mir machte.

Liebes Kind, finster? — in einem Geschäftsgespräch kann man nicht heiter seyn; kalt? seine Augen sind voll Feuer; und unartig? du lieber Himmel, wie leicht mag ein junger Mann nicht artig werden, wenn ein so artiges Mädchen, wie Lotte, ihm seine Unartigkeit mit Miene und Blick vorwirft.

Ich, lieber Onkel? o wahrhaftig, Sie haben sich geirrt. Es ist mir sicher sehr gleichgültig, wie er —

Und der Ton, mit dem du eben redest, auch der soll wohl gleichgültig seyn? — Liebes Kind, höre mich an! — Dein Vater ist oft abwesend, du ein Mädchen, er ein junger Mann. Zuerst werdet ihr fremd gegen einander seyn; ihr werdet die Reisen des Vaters verwünschen; dann wird eine Zeit kommen, wo ihr es nicht merken werdet, daß der Vater fehlt, und dann werdet ihr wünschen, daß er reisen möge.

Und woher wissen Sie denn das so bestimmt? fragte Lotte ein wenig schnippsch.

Nun, liebe Lotte, weil du dann mit Wielerten allein leben wirst.

Und muß denn daraus allemal ein solches Verhältniß entstehen?

Allemal!

Auch wenn diese beiden Menschen nicht harmonieren?

Hm! Lotte, harmonieren ist nichts als ein Wort. Nicht harmonieren? — Du kannst Wielerts Antipode seyn, im Charakter, in der Art zu denken, in Meinungen, und so weiter: in dem Hauptpunkte harmonieren alle Menschen.

Und der Hauptpunkt ist?

Wie das nun auszudrücken ist — Eitelkeit, Lust zu gefallen, Neigung zu lieben und geliebt zu werden, Herz, Empfindung, Menschlichkeit, Geschlechtstrieb. Such' dir davon das Wort aus, das dir am wenigsten mißfällt.

Pfui, lieber Onkel! sagte Lotte erröthend und mit gerunzelter Stirn: kurz ich gebe Ihnen mein Wort —

Kannst du nicht geben! — Kannst du versprechen, daß dein Blut nicht umfließen, daß dein Herz nicht schlagen soll?

Nun, wenn es aber so wäre, wozu denn Ihre ganze schöne Moral? sagte Lotte verdrießlich.

Zu sehr Vielem, Lotte, wenn du meinem Rathe folgen willst. Der alte Onkel ergriff ihre Hand. Hüte dich, gute Lotte, Ansprüche auf die Achtung des jungen Wielerts zu machen.

Wie, lieber Onkel?

Verdiene seine Achtung; allein mache keine Ansprüche darauf. Du glaubst nicht, Lotte, wie viel wir über euch gewonnen haben, wenn ihr unsere Achtung verlangt. Sei so wenig

wie möglich in seiner Gesellschaft, besonders nie allein mit ihm; achte auf sein Lob nicht, und such' es nicht zu verdienen; sei stumm, häßlich, ohne Witz in seiner Gesellschaft, und gleichgültig, wenn er witzig ist, gut erzählt und so weiter.

Sie geben mir da eine hübsche Rolle auf, zwar leicht, aber —

Leicht? — Wahrhaftig, die schwerste für ein Mädchen, wie du bist. Stumm zu seyn, und du sprichst schön; ohne Witz zu seyn, und du hast die niedlichsten Einfälle —

Ihre Komplimente sind immer so sauer, daß man nicht weiß, soll man danken oder böse werden. Ich bin nicht so witzig, als Sie glauben, aber dagegen auch nicht ein solches Kind, als Sie mir die Ehre anthun, von mir zu glauben. Wielert kann hundert Jahre mit mir allein seyn, und — hier haben Sie meine Hand darauf — und soll mir nie gefährlich werden. Sie wissen ja meine Meinung von dieser Liebe, der die Ehe nicht sogleich folgt.

Der Onkel nahm die Hand: das gebe Gott! sagte er, und eben trat der Vater mit dem

jungen Wielert in die Laube, und Lotte nahm sich vortrefflich. — Wielert redete, erzählte ein interessantes Geschichtchen, und Lotte unterbrach ihn gerade, wie die Pointe kommen sollte, und fragte ihren Onkel etwas Unbedeutendes. Wielert wendete sich an Lotten, und Lotte hörte nicht auf ihn, antwortete schnell ein Paar Worte, mit einem finstern Blicke, und tändelte mit ihrem Brüderchen.

Sie lächelte ihrem Onkel zu, und ihr Onkel schüttelte den Kopf; sie fragte: nun, Onkel, mach ich es so recht? und der Onkel antwortete: das ist der gerade Weg, und obenein der kürzeste, einen Liebeshandel unter euch in den Gang zu bringen! Lotte behauptete, daß ihr Onkel nicht wisse, was er wolle, und der Onkel gab ihr noch einmal den Rath, sich selbst nicht zu trauen. Darüber lachte Lotte von ganzem Herzen, und dennoch hatte, trotz Lottens Gelächter, der Onkel Recht.

Anfangs zwar ging der Handel so, daß Lotte Ursach hatte, sich vor sich selbst in die Brust zu werfen. Der Vater verreiste, und Lotte und Wielert aßen zusammen; er saß da mit

seinem blatternarbigen Gesicht, und redete wenig; und Lotte fand keinen Beruf, das Stillschweigen zu brechen, das am Tische herrschte. Wielert war kalt und bescheiden, und Lotte wünschte manchmal, daß er weniger kalt seyn möchte, bloß um ihrem Onkel zu zeigen, daß ihr auch der schmeichelnde Wielert nicht gefährlich seyn könnte.

Der Zeitpunkt kam; Lotte ging jedesmal durch das grüne Zimmer, um in ihres Vaters Bibliothek zu kommen, und sich ein Buch zu holen. Heute ging sie durch Wielerts Zimmer, das näher an der Bibliothek lag; Wielert war auf zwei Tage verreist. Sie suchte in den Bücherschränken nach Hallers Gedichten, und fand sie nicht. Im Zurückgehen durch Wielerts Zimmer that sie einen Blick auf seinen Tisch, ob Haller etwa da läge; er lag auch da nicht. Sie fand an den Wänden Kupferstiche, über dem Schreibtische den Schattenriß eines weiblichen Kopfs, einige Büsten von Sokrates, Plato, und das war Alles gut. In einem Bücherschranke fand sie eine Sammlung neuer Bücher; sie las die Titel, zog eins her-

vor, und nahm es mit sich. Den Nachmittag trug sie es wieder hinab; sie ging an Wielerts Tisch, faßte, wie sie noch einmal den Schattenriß unter dem Spiegel betrachtete, einen Stoß Papiere, und blätterte ihn spielend auf. Sie fand einen angefangenen Brief, schob ihn wieder in die Papiere hinein; doch konnte sie der Neugierde nicht widerstehen, ihn zu lesen, und sie fand einige Nachrichten Wielerts an seinen Freund über ihr Haus.

Nach einigen Beschreibungen der Gegend und ihres Vaters, die sie sehr schnell durchflog, fand sie endlich auch eine Beschreibung von ihr selbst. „Der Amtsrath Schellenhorst, las sie, hat eine sehr liebenswürdige Familie. Seine älteste Tochter, Lotte — und Lotte erröthete ein wenig, wie sie diese Worte las — ist ein sehr liebes Mädchen. Schön kann ich nicht sagen, aber desto liebenswürdiger. Eine volle, üppige Figur, mit dem Kopfe der Unschuld. Ich kenne sie noch wenig, so vielen Anlaß ich auch habe, sie näher kennen zu lernen; denn ihr Vater ist oft mehrere Wochen abwesend, und wir allein. So viel ich aber aus den we-

nigen Worten — sie redet wenig — von ihrem Charakter errathen kann, so gehört sie mehr zu den großen männlichen Weibern, als zu jenen weiblichen sanften Geschöpfen, deren einzige Wehre eine Thräne ist. Ihr Blick ist herrschend, ob er gleich aus einem Paar der sanftesten blauen Augen hervorschießt; man sieht hier sehr deutlich, daß eine entschlossene Seele durchs Auge bricht. Bei den Römern würde sie eine Portia oder Arria, und bei den Griechen eine Chelonis geworden seyn."

Hier war der Brief abgebrochen. Lotte las die Stelle, welche sie betraf, wol dreimal. Endlich schob sie den Brief wieder unter die Papiere, nahm ihren kleinen Finger zwischen die Rosenlippen, und stand so ein Paar Minuten, wie die zufriedene Unschuld, nachdenkend da. Sie warf noch einen Blick auf den Schattenriß unter dem Spiegel, und ging hinauf. Eine kleine Neugierde quälte sie, wer die drei Weiber wohl gewesen seyn möchten, mit welchen sie Wielert verglichen hatte.

Den Namen Arria hatte sie behalten. Ihr Vater hatte einen Kupferstich auf dem Zimmer

hängen, unter welchem der Name Arria stand. Sie sank, einen Dolch in der Brust, zu Boden, und blickte noch einmal zärtlich nach einem Manne, der neben ihr stand.

Die beiden andern Namen hatte Lotte vergessen, und sie lief noch einmal auf Wielerts Zimmer, um auch die zu merken.

Sie betrachtete Arria, die ihr sonst nicht aufgefallen war, und sie zeigte den Kupferstich dem Pastor, der zufällig den andern Tag kam, und setzte einmal über das andere hinzu: es ist doch ein schönes Frauenzimmer.

Allein der arme Prediger wußte die Geschichte der großen Römerin nicht, und meinte, es könnte wohl gar eine heidnische Geschichte seyn, und verwies Lotten auf ein historisches Lexikon. Es half Alles nichts, der Pastor mußte mit Lotten auf die Bibliothek, und ihr ein Lexikon suchen helfen. Nach vieler Mühe fanden sie eins. Der Prediger suchte den Namen Arria, und wie Lotte nun die Geschichte wußte, so lächelte sie sehr zufrieden, und fand die That sehr edel: sicher, Herr Pastor, sehr edel! so oft auch der Prediger versicherte, daß

ein Selbstmord, nach den göttlichen Gesetzen, ewig ins Elend stürze. Auch die Portia, des großen Kato's Tochter, des noch größern Brutus Gemahlin, wurde herausgebracht; allein von der Chelonis wollte das dumme Buch, wie es Lotte nannte, so wenig, als der Pastor, etwas wissen, und der Prediger versicherte, wenn in diesem Buche von Chelonis nichts stände, so müsse an Chelonis weder viel Gutes noch viel Merkwürdiges gewesen seyn, und das nahm Lotte, wie billig, sehr übel; auch, setzte der Prediger hinzu: ist es ein wunderbarer Name, Chelonis, weder deutsch noch latein. Mit Einem Worte, das Buch, der Pastor und Lotte wußten von Chelonis nichts; man mußte sich beruhigen.

Wielert kam zurück, und Lotte saß im Garten und strickte. Sie sah ihn den Berg herab kommen, und der Himmel mag wissen, wie es kam, sie trat gerade zur Gartenthüre heraus, wie er auf den Hof ritt. Den Abend am Tische war sie — nicht freundlicher, nicht gesprächiger als sonst; allein sie hatte den Charakter der Portia zu behaupten: sie redete, was

sie redete, mit einer Entschlossenheit, die Wielerts Aufmerksamkeit rege machte. Wielert erzählte zufällig ein Geschichtchen von einer Gefahr, und Lotte lächelte darüber. Was wäre das nun mehr? meinte sie.

Lotte wurde von dem heutigen Tage an simpeler in ihrer Kleidung, bedächtiger und fester in ihren Entschlüssen, und rascher in der Ausführung: sie gab sich Mühe, den Charakter der Portia zu halten, und es gelang ihr.

Das ging nicht ohne Unterredungen ab, und nach einigen Monaten waren zu den Stunden am Tische, wo sie sich sonst nur allein sahen, schon Viertelstündchen vor und nach Tische, auch wohl eine Stunde im Garten hinzugekommen. Das Ding ging seinen Gang, man wurde sich von Tage zu Tage interessanter.

Wielert bemerkte täglich an Lotten eine gute Eigenschaft, einen neuen Reitz, eine Liebenswürdigkeit mehr. Er sagte es Lotten nicht; allein hatte Lotte einen Einfall, oder verrieth sie einen Zug von Großmuth, oder brachte sie der Tugend ein Opfer, und sie sorgte dafür,

daß diese Züge nicht leicht Wielerten entgehen konnten; so sah sie an Wielerts beifallenden Blicken, an seinen strahlenden Augen, aus seiner raschen Beugung zu ihr, daß er die Schönheit ihrer Seele innig fühlte, und er gewann ihre Achtung, in dem Maaße sie es fühlte, daß sie seine Achtung hatte.

Lotte hatte eine Freundin, welche sie oft und feurig lobte; Wielert lächelte jedesmal, und sein Lächeln war zweideutig. Das gab Anlaß zu einem Gespräch über die Fähigkeit des weiblichen Geschlechts zur Freundschaft. Wielert läugnete sie ab, Lotte behauptete sie, und über diesem Streite, der vielleicht der gefährlichste zwischen Jüngling und Mädchen ist, sahen sie sich selbst in den schönen Fesseln der Freundschaft gefangen; denn Lotte bewies durch ihre Handlungen, daß sie Wielerts Freundin seyn könnte, und Wielert fand jeden Beweis schwach, und so herrschte eine Vertraulichkeit unter ihnen, die auch dem Onkel auffiel.

Er kam von Zeit zu Zeit, sah und erinnerte, und Lotte lächelte über den mißtrauischen Alten. Wielert machte an Lotten Gedichte

über ihre natürliche Unfähigkeit zur Freundschaft, und seine Gedichte lebten schon halb vom Hauche der Liebe. Man lieh sich Bücher, man las die schönsten Stellen zusammen, man disputirte über tausend Dinge. Das interessante Band der wechselseitigen Bildung knüpfte ihre Herzen an einander. Sie glaubten Beide, nur durch die Gegenstände, worüber sie redeten, würde ihr Gespräch interessant, und merkten nicht, daß ihr Herz und ihre Eitelkeit ihrem Gespräche sein Interesse gaben.

Sie sahen sich heute um ein Paar Minuten länger als gestern, und morgen wieder länger als heute. Das Disputiren hatte nach und nach auch eine andere Wendung bekommen. Einer von ihnen behauptete und disputirte allein, und der andere ging neben her, hörte aufmerksam zu, und schloß zuletzt noch mit ein Paar Worten, oder mit einem kleinen Seufzer. Ja, sie konnten zuletzt wohl eine ganze Stunde neben einander hergehen, ohne etwas zu reden, und ohne Langeweile zu fühlen.

Die Blatternarben fingen an, Wielerten zu kleiden, und Lotte konnte ihn unbemerkt

Minuten lang betrachten, ohne etwas Anderes von seinem Gesicht zu sehen, als seine funkelnden Augen. Bald darauf waren Lotte und Wielert jeden Augenblick zusammen, den sie ihren Geschäften abbrechen konnten.

Nun, Lotte, fragte eines Tages der Onkel, wer hat nun Recht:

Gewiß nicht Sie, lieber Onkel! Sie sprachen von Liebe, und haben geirrt. Sie behaupteten, daß zusammenseyn mit einem jungen Manne nothwendig Liebe erregen müßte, und haben wieder geirrt. Ich bin Wielerts Freundin; allein nichts mehr, und Wielert ist ein edler Mensch.

Und hat die Eitelkeit gar keinen Theil an eurer Freundschaft?

Lotte erröthete, ihr fiel Wielerts Brief ein.

Mag wohl, sagte Lotte; aber, lieber Onkel, woran hätte nicht die Eitelkeit ihren Theil?

Höre, Mädchen: der erste Theil meiner Vorhersagung ist erfüllt; deine Freundschaft wird Liebe werden, und ist Liebe. Und desto schlimmer, wenn die Liebe lange die Maske der Freundschaft trägt. Lotte, Freundschaft

zwischen Jüngling und Mädchen ist nichts als Liebe.

Das behauptet Wielert auch, dachte Lotte, und schwieg. Unruhig ging sie den Abend neben Wielert her. Sie entzog ihm ihre Hand, und gab sie ihm den Augenblick darauf zurück. Sie war entschlossen, eine Stunde früher hinzugehen als sonst, und blieb heute gerade eine Stunde länger als sonst.

Und wenn ich ihn auch liebte, sagte sie den Abend zu sich selbst, was wäre es denn mehr? und entschloß sich, ihrem Onkel das zu sagen.

Hm! antwortete der Onkel: ich habe nicht gerade etwas dagegen. Hätte er Brod für dich, so möchten meinetwegen eure Herzen geruhig ihr Spiel treiben; allein Wielert ist ohne Brod, ihr seid allein, ihr liebt euch; Lotte, sei vorsichtig!

Das ist zu arg, lieber Onkel! sagte Lotte erröthend: Ihr Mißtrauen thut mir weh.

Das sollte es nicht, es sollte dich mißtrauisch auf dich selbst machen. Lotte, noch bis jetzt habe ich richtig prophezeiht: du stehst an

einem gefährlichen Abgrunde. Sei nicht allein mit Wielert!

Lotte gelobte es sich nun selbst von diesem Augenblicke an, vorsichtig mit Wielerten umzugehen. Der Plan dazu wurde entworfen und ausgeführt. Lotte war kalt aber freundschaftlich gegen Wielert. Wielert merkte es nicht. Lotte zog sich nun noch mehr zurück, und so, daß es Wielerten auffiel. Er war einige Tage finster, und es schien auf seinen Lippen die Frage zu schweben: Lotte, warum thust du mir das? Allein die Tage gingen ohne diese gefährliche Frage vorüber. Wielert wurde selbst zurückhaltender, kälter, und dem Anschein nach gleichgültig.

Der arme Wielert! — Lotte ärgerte sich, und er — war nicht glücklich. Wielert hatte noch auf der Akademie mit einem reitzenden Mädchen, des Predigers Ritzenberg Tochter, Bekanntschaft erhalten. Aus Freundschaft wurde Liebe, und sie vertauschten Ringe und Herzen. Des Mädchens Aeltern wußten um die Verbindung der Liebenden, und billigten sie. Wielert riß sich aus Hannchens Armen, ging

zu dem Amtsrath Schellenhorst, um dort ein Amt abzuwarten, den glücklichen Zeitpunkt, der ihn mit Hannchen vereinigen sollte.

Diese Liebe war unter dem vertraulichen Umgange mit Lotten schwächer geworden; Wielert fing an zu fühlen, daß diese Vertraulichkeit nicht mehr zunehmen dürfe, ohne Hannchen Unrecht zu thun, und dennoch hatte sie zugenommen. Er war oft Willens gewesen, Lotten seine Verbindung mit Hannchen zu entdecken. Sollte Lotte dann nicht meinen, ich wollte sie abweisen? fiel ihm ein, und er schwieg. Lotte wurde nun kälter, er wurde unruhig, ihre Kälte that ihm weh: doch sah er in Lottens Augen eine verhaltene Zärtlichkeit; er sah, daß ihre Kälte Entschluß war; er fühlte es, daß er sich jetzt von Lotten trennen müßte; er trennte sich, er machte den Gleichgültigen.

So gingen einige Tage vorüber, in denen Beide sich das Leben herzlich sauer machten, ohne etwas anders zu gewinnen, als die Ueberzeugung, daß dieser gezwungene Zustand ihnen Beiden zur Last sei. Auch wurde jeder Tag dennoch mit einem zärtlichen Blicke, oder mit

einem leisen Händedruck, oder mit einem wehmüthigen Blicke gen Himmel beschlossen, die mehr Zärtliches sagten, als es ihre Lippen den Tag über hätten thun können.

Lotte sah zuerst ein, daß sie mit dieser gezwungenen Kälte nicht das Mindeste gewann; sie beschloß also, nach und nach wieder zutraulich und freundlich gegen Wielert zu werden, ohne aber sich über ihre Kälte zu erklären; allein sie konnte ihre vorige Situation nicht wieder gewinnen: denn Wielert blieb unruhig, kalt, zuweilen sogar bitter. Sie sah wohl, daß in seinem Innern etwas kämpfte; er drückte ihr jetzt die Hand ungestüm; jetzt riß er eben so ungestüm seine Hand aus der ihrigen; jetzt sah er ihr mit dem zärtlichsten Blick ins Auge, dann wendete er sein Gesicht schnell ab, und fand sie sein Auge wieder, so fiel es mit der Kälte eines Haubenkopfs auf ihres. Sie wurden Beide verlegen und unruhig.

Sie gingen neben einander, sie redeten abgebrochene Worte mit Seufzern untermischt, sie drückten sich die Hände nur sekundenlang, und fuhren auseinander. Ihre gewöhnlichen

Vergnügungen waren noch im Gange, aber keine Vergnügungen mehr. Sonst gingen sie auf den schönen Höhen umher: hier half Wielert Lotten den steilen Fußpfad hinauf, hier reichte Lotte Wielerten den Stockschirm, um ihn heraufzuziehen, und Alles gab ihnen Anlaß, zu lachen. Nun setzten sie sich, zeigten sich die reitzende Gegend im Thal, fanden noch eine neue Aussicht, die sie sonst übersehen hatten, träumten sich in die Ritterzeiten zurück, wovon die Gegend, wo sie lebten, tausend Spuren hatte; sie sangen ein Frühlingslied oder eine Romanze, die Wielert gemacht hatte. Jetzt aber, bestiegen sie die Höhen, so saßen sie stumm und still neben einander, und that eines eine Frage, so war Frage und Antwort so schüchtern; man hatte die reitzende Gegend betrachtet, und keiner hatte das Auge gehoben. Ein „sehen Sie einmal den Inselberg!“ oder: „die Wachsenburg liegt doch sehr schön!“ unterbrach das traurige Stillschweigen.

Ist das Liebe? fragte sich Lotte jeden Abend, und stützte die Wange in die Hand, und Wielert ging mit großen Schritten sein Zimmer

auf und nieder, und sagte: was soll daraus werden? Ach, er fühlte jetzt tief, daß er Lotten liebe, und daß — er Hannchen ungetreu sei. Er beschloß jeden Morgen, sich von Lotten loszumachen, und jeden Abend verwünschte er sein weichliches Herz, das ihn auch heute verrathen hatte.

Ihre Empfindungen wurden mit jedem Tage gespannter, ihre Lippen schweigender, ihre Blicke trüber, und ihre Brust gepreßter. Ihre Augen vermieden sich, und ihre Hände suchten sich. Lotte, die arme Lotte, wußte eigentlich nicht, wie ihr geschah; sie begriff nicht, warum sie sich so martern müßte. Ich liebe ihn vielleicht, sagte sie zu sich selbst: nun gut! — Er liebt mich, was soll ich ihn länger martern? — Hören Sie, Wielert, sagte sie den Abend: Sie haben die Gleichen noch nicht gesehen, lassen Sie uns morgen dahin gehen; allein die Hand darauf, daß sie nicht mehr so finster seyn wollen. Ich bin entschlossen, wieder heiter zu werden, und auch Sie sollen es.

Am andern Morgen rief ihn Lotte ab, und sie gingen Beide, dem Anscheine nach, heiter

gegen die Gleichen hinauf. Sie erstiegen unter Gesprächen, die Wielerten saurer als das Steigen wurden, eine Anhöhe nach der andern, und unter ihnen lagen schon die fruchtbaren Gefilde von der Gera bewässert, hinter ihnen in schöner Ferne die Warteburg und der Schwarzwald. Sie erstiegen die mittelste der drei Gleichen. In den verfallenen Zimmern zeigte ihnen ihr Führer das Bett, worin der Graf Gleichen mit seinen zwei Weibern geschlafen haben soll. Lotte war sehr heiter. Sie standen an dem Bette des Dreipaars.

So viel Weiber ich auch noch gesprochen habe, Wielert, sagte Lotte lächelnd, und legte ihre warme Hand auf seine: so behaupteten sie Alle, daß es ihnen nicht möglich wäre, einen Mann mit einem andern Weibe zu theilen, und wahrhaftig, ich weiß nicht warum? Wenn ich einen Mann liebte, wenigstens scheint mirs so, ich glaube, ich könnte mit der Hälfte seines Herzens zufrieden seyn. Ich glaube, ich würde wie die Gräfin Gleichen gehandelt haben, auch wenn die schöne Türkin nicht so große Ansprüche auf des Grafen Liebe gehabt hätte.

Wielert hatte stumm an dem Bette gestanden, und es mit finstern Blicken betrachtet. In seiner Seele stieg der Gedanke empor, wie glücklich der Graf gewesen sei, seine Pflicht mit seiner Liebe vereinigen zu dürfen. Er dachte an Hannchen und Lotten. Ein bitteres Gefühl lag in seiner Seele über die Unmöglichkeit, sie Beide zu besitzen, und stieg eben sichtbar in sein Auge, wie Lotte das sagte. Er hörte, er wendete sich ungestüm zu Lotten, er umfaßte sie, und mit einem freudigen, aber wilden Blicke fragte er sie: Lotte, das können Sie? —

Ich fühle es, ich könnte! sagte Lotte mit einem festen Tone.

Wielert drückte Lotten an seine Brust, zum erstenmale, und eine Sekunde ruhete sein Mund auf ihrer Wange. Nun wandte er sich ab, legte die Finger vor die Stirn, betrachtete starr das Bett, runzelte die Stirn, und sagte bitter: lassen Sie uns gehen, mich dünkt, die Luft ist hier nicht gut!

Lotte sah ihn an, gab ihm den Arm, ging verwundert über Wielerts Sonderbarkeit hinab

von den Ruinen, setzte sich an den Abhang des Berges, und betrachtete still die fernen Gebirge um Eisenach. Wielert ging abwärts um die Mauern hin; hier setzte er sich auf ein Felsstück, und sagte bitter lächelnd vor sich: sie konnte es! Er hing nun mit entstehendem und steigendem Entzücken den Bildern nach, wenn er hier mit Lotten und Hannchen wohnte: allein sie liebend, und geliebt von ihnen. In diesen schönen Phantasieen störte ihn Lotte. Lieber Wielert, sagte sie: was ist Ihnen?

Ich bin sehr glücklich, rief ihr Wielert mit funkelnden Augen entgegen, reichte ihr die Hand, und zog sie zu sich auf das Felsstück. Lächelnd und zärtlich sah er ihr ins Auge. Er küßte ihr die Hand mit einer rührenden Inbrunst. O Gott, Lotte! stammelte er ihr leise zu; wenn ich hier mit Ihnen wohnte, und — er war im Begriff, hinzuzusetzen, und Sie könnten das, was Gleichens Weib konnte; allein Lotte sank in dem Augenblick auf seine Schulter.

Wielert! Wielert! rief sie: Sie lieben mich! und ihr Auge wurde sanft benetzt. O, Wielert,

auch ich liebe Sie! aber nun lassen Sie uns gehen! Wahrlich, die Luft taugt hier nicht. Sie stand auf, ging rasch aus den Ruinen zwischen den Felsen hinab, rief den Führer zu sich, und war schon in einem tiefen Gespräch, wie Wielert nachkam.

Wielert war aufgesprungen; er wollte ihr nach, er wollte sich ihr zu Füßen werfen, und ihr entdecken, wie unglücklich er wäre. Er hatte die Lippen schon geöffnet, und er verschloß den Mund unmuthig, wie er Lotten im Gespräch mit dem Führer sah. Er schlich hinter Beiden her, betrachtete mit stillen Wünschen Lottens schöne, schlanke, große Gestalt. Er versank in süße Träume; ein hohes Entzücken wallte in seiner Brust mit Schmerz untermischt. Er hoffte, unten sollte sie der Führer verlassen; allein Lotte zog ihn mit sich bis nach Hause, und nun bot sie Wielerten die Hand, und sagte zärtlich: Adieu, lieber Wielert! Ich liebe Sie; allein von jetzt an müssen wir nie allein seyn! Adieu!

Sie verschwand in ihr Zimmer, und Wielert stand mitten in dem seinigen, seinen Hut

und Stock in der Hand, und stand so eine halbe Stunde betäubt von Wonne und Schmerz. Er erwachte aus seiner Betäubung durch das Gerassel eines Wagens; er fuhr ans Fenster, Lotte beugte sich aus dem Wagen hervor, und rief: Adieu! und acht Tage blieb Wielert allein. Gewissen, Furcht, Hoffnung, Liebe marterten ihn wechselsweise so arg, daß Lotte erschrack, wie sie zurückkam, und Wielert an den Wagen kam, sie herauszuheben. Sie drückte im Heraussteigen seine Hand an ihre wallende Brust, und Wielerts fester Entschluß, Lotten zu meiden, war dahin. Er verschloß sich auf sein Zimmer, und wiederkäuete sein Elend. Ich bin zum Elend bestimmt! rief er; die letzte Hoffnung schwand, und er gab sich jetzt keine Mühe mehr, Lotten seine Verzweiflung zu verbergen.

Lottens Entschluß, nie allein mit ihm zu seyn, so fest er auch gefaßt war, hielt gegen Wielerts Verzweiflung nicht aus. Da saß er am Tische gegen ihr über, stumm, bleich, düster, nur die verloschenen Blicke auf Lotten geheftet, und berührte die Speisen kaum, die

Lotte ihm mit reitzender Freundlichkeit vorlegte und anprieß. Tausend Gespräche fing sie mit ihm an, und Wielert antwortete mit gebrochener Stimme nur einzelne Worte. Lotte mußte zuletzt schweigen, um sich dem Domestiken, der aufwartete, nicht bloß zu geben. Nein! sagte sie: ich muß ihn sehen, ich muß ihn retten! und sie beschloß, ihm heute Abend noch den Trost zu bringen, dessen er so bedürftig schien.

Diesen Nachmittag hatte Wielert einen Brief von einem seiner Freunde erhalten, der ihm die Nachricht gab, daß Hannchen einen glänzenden Vorschlag zu einer Heirath mit einem jungen und reichen Manne erhalten hätte. Wielert zitterte vor Freude, wie er das las. Und, setzte sein Freund hinzu: dem Anscheine nach wird man den Vorschlag nicht von der Hand weisen. Ich bedaure dich!

Wielerts Brust pochte hoch. Er hielt den Brief hoch empor, er taumelte vor Wonne, er sah sich frei, er sah sich schon in Lottens Armen. Ein Entzücken ohne Maaß überwältigte ihn; die schönsten Bilder der glühendsten Phantasie umtanzten ihn, und rissen ihn unaufhalt-

sam einige Stunden mit sich fort, und mitten in dem Rausche seines Glücks öffnete sich die Thüre, und Lotte trat herein, in ihrem Gesicht den schönsten Glanz der Liebe.

Wielert sprang auf, stürzte zu ihren Füßen: meine Lotte! stammelte er wild hervor, und drückte ihre Kniee an sein Herz. Meine Lotte, meine großmüthige Lotte! rief er noch einmal, und sah mit einem Gesicht, worin sich die Freuden des Himmels verklärten, zu ihr auf. Lotte, welche sein Entzücken ihrem Besuche zuschrieb, theilte sehr bald sein Entzücken mit ihm. Sie verlor sich in seinen Armen, und unter seinen Küssen. Der Abend schwand wie ein Augenblick, und Lotte schlich, wie eine Verbrecherin, still und lauschend aus Wielerts Zimmer. So stand sie noch, in dem Gefühle der Liebe verloren, die halbe Nacht am Fenster, das wogende Meer der süßesten Empfindungen in der gehobenen Brust.

Der erste Morgenstrahl führte sie sympathetisch zusammen in den Garten. Meine Lotte! mein Wielert! riefen die Liebenden, und der Morgen verging schnell wie der Abend. Wie-

lert bekam keine Briefe mehr von Hannchen, das sicherste Zeichen ihres Bruchs mit ihm, und seine Freude darüber hob ihn über alle Besonnenheit hinweg. Die Abende war Lotte bei ihm auf seinem Zimmer. Die Dämmerung, der Frühling, die Jugend, das heiße Blut, der glückliche Zufall, daß Hannchen gebrochen hatte, und der immer so rasch über alle Besonnenheit hinführt, das hohe, unerklärbare Entzücken Wielerts, das Lottens Brust sich so schnell mittheilte, selbst ihre Unschuld bereiteten der Liebenden Fall. Sie sanken, und der Schutzengel ihrer Unschuld floh.

Ein unnennbares Gefühl von drückender Angst, das auch selbst ihren heißesten Umarmungen nicht weichen wollte, schien ihnen Leiden anzukündigen. Lotte rang die Hände, wenn sie allein war; Wielert ging ängstlich umher, wenn Lotte fehlte. Sie sahen sich freundlich an, sie wollten sich mit ruhigen, fröhlichen Blicken trösten, und sie sanken nicht selten, von ihrer Angst überwältigt, schluchzend einander in die Arme. Lotte weinte, und bat Wielerten, ruhig zu seyn, und Wielert sagte

mit einer Höllenangst im Herzen, zu Lotten: ich bin ruhig, denn du bist mein!

Ihr Unglücklichen! diese Angst ist nur die Ahnung eures Schicksals! Einige Wochen waren vergangen, und Wielert erhielt einen Brief von Hannchen. Er erbrach ihn mit zitternden Händen; sein Athem stockte, seine Kniee und seine Hände bebten, sein Gesicht war bleich wie Kalk.

„Lieber Wielert, schrieb Hannchen: mit einer größern Wollust habe ich nie die Feder ergriffen, als jetzt. Der Rath Kreye hat um meine Hand geworben. Meine Familie schien auf meine Einwilligung zu hoffen. Ich war einige Wochen den dringenden Bitten des Raths, und meiner Familie ausgesetzt. Ihren Drohungen hätte ich leicht widerstanden, ihre Vorstellungen, daß du, Wielert, vielleicht mir ungetreu werden könntest, hätte ich verlacht; allein den Bitten meines alten Vaters, den Thränen meiner theuern Mutter zu widerstehen: das bedurfte einer Liebe, wie sie mein Herz gegen dich fühlt. Ich widerstand. Ich schrieb dir nicht, um dir keine unnöthige Unruhe zu

machen, und würde überall von dieser Begebenheit geschwiegen haben, wenn es meinem Herzen möglich wäre, einen Gedanken zu haben, den du nicht theiltest, und wenn ich nicht glaubte, daß es dir ein Vergnügen machte, einen Beweis mehr zu haben, daß Hannchen dich über Alles liebt. Ich bin dein! ewig dein!"

So weit las Wielert, und nun versank er in entsetzlicher Dumpfheit in sich selbst. Es war das Gefühl des anhebenden Todes, das ihn ergriff. Er lachte fürchterlich auf; er riß seine Weste auf, um seiner Brust Luft zu schaffen. Zum Glück war Lotte diesen und den folgenden Tag abwesend; er hätte Lotten und sich selbst lachend ermorden können, so bitter, scharf und boshaft waren seine Empfindungen durch diesen schmetternden Schlag seines Schicksals geworden. Wie Lotte zurückkam, hatte sich sein Grimm in sich selbst verborgen; er war kalt, wortarm. Wie ihn Lotte fragte: was ist dir, Wielert? so antwortete er ernst: sei ruhig! ich bins, und dabei schlug er sich mit der Faust aufs Herz, daß es hallte. Er blieb verschlossen, er schlief die Nächte wenig, und ein Fie-

ber war endlich die Folge seiner ewigen Kämpfe in und mit sich selbst.

Lotte war seine Krankenwärterin, Tag und Nacht. Die Vorstellungen ihres Vaters von Anständigkeit brachten bei ihr nichts als ein bitteres Lächeln hervor, und ihrem Onkel, der ihr einmal mit einer Art von Wehmuth die Hand drückte, sagte sie mit einer leisen und weinenden Stimme: Sie hatten Recht, Onkel, allein die Strafe hatte meine Eitelkeit wohl nicht verdient. Allein am Krankenbette ihres lieben Kranken war sie heiter; immer traf Wielerts Auge auf eine heitere Miene von Lotten; ihre Augen flogen dahin, wohin er die seinigen wandte; sie reichte ihm alle Arznei selbst; sie rettete ihm das Leben.

Wielert ging zum ersten Male wieder an Lottens Arme in der erquickenden Mittagssonne im Garten. Das Gefühl seiner wiederbelebten Gesundheit hatte für einen Augenblick die Angst vor der traurigen Zukunft aus seiner Brust verdrängt. Er lächelte mit einer Art von Heiterkeit seiner Lotte zu; allein seine Lotte lächelte nicht wieder: aus ihren Augen roll-

ten Thränen; sie sah ihn mitleidig an, sie drückte ihm die Hände, als ob sie ihm ein Unglück anzukündigen hätte. Sie saßen, sahen sich zärtlich an, und schwiegen. Ach, sie hatten sich nichts zu sagen, als Klagen.

Wielert hoffte von der Zukunft, von der Zeit Dinge, die er kaum zu denken wagte; er fing an, den Stachel weniger zu fühlen, der in seiner Seele saß. Er lernte wenigstens die Kunst, an die Zukunft nicht zu denken; er war, wie in einem zwiefachen Traume, wo ein Traum immer von dem andern durchkreuzt wird, ohne ganz gestört zu werden. Lotte und Hannchen waren seine zwei Träume. Er wurde ruhig, weil seine Seele erschöpft war, wie einer, der in einem Sturme auf einem sinkenden Schiffe, von Kräften erschöpft, entschläft. Aber der Donner, der ihn erwecken soll, drohet schon in der Wetterwolke.

Lotte kam einen Abend zu ihm auf sein Zimmer. Lieber Wielert, bist du ruhig genug, deiner Lotte Kummer mit ihr zu theilen? hob sie feierlich an, und ergriff seine Hand, und drückte sie an ihre heißen Lippen.

Wielert sah sie starr an, und nickte mit dem Kopfe; Lottens Ton war ihm fürchterlich aufgefallen.

Ich bin Mutter! so sprach sie. Sie wollte es mit einem ruhigen Gesicht, mit einer ruhigen Miene sagen; allein sie vermochte es nicht. Ihr Gesicht wurde blaß, ihre Stimme bebte; sie fing an laut zu schluchzen; sie fiel schwach in Wielerts Arme, und Wielert war starr, wie eine Bildsäule geworden.

So lag die Unglückliche in den Armen dessen, der noch unglücklicher war wie sie. So saßen sie einige Minuten in einem schauderhaften Stillschweigen, durch das nur zuweilen ein gebrochener Seufzer tönte. Wielert wollte Lotten trösten, und mitten in einer Periode schwieg er, weil ihm die Angst alle Worte nahm. Ach, der Gefährte in einem gleichen Unglück ist kein Trost, ist ein Unglück mehr. Sie schwiegen Beide; denn Beide fühlten, daß aller Trost das gemeinschaftliche Elend noch vermehre. Lotte verließ Wielerten endlich, und nun, wer kann die entsetzliche, unsägliche

Angst des armen unglücklichen Wielert beschreiben? —

Er saß, er lief, er saß wieder; er kleidete sich aus, er kleidete sich an; er war im Begriff davon zu gehen; er wollte Lotten sprechen, und doch wußte er nichts zu sagen; seine Hände waren glühend heiß, seine Lippen trocken, seine Zunge klebte am Gaumen. Er wollte trinken, und vermochte nicht das Wasser hinab zu bringen; er ergriff ein Buch: die Buchstaben schwammen vor seinen Blicken. Er schüttelte sich, er wollte die Angst abschütteln, und immer ergriff sie ihn aufs neue. Hannchen und Lotte! wer wollte ihn aus dem Labyrinthe herausführen?

Lotte war ruhiger. Ihr Onkel war ihre Hoffnung. Sie ließ sich von Hannchen nichts träumen. Mein Onkel soll mir helfen! rief sie. Sie sprang mitten in der Nacht auf, und zog sich fertig an, um mit Tages Anbruch zu ihrem Onkel zu fahren. Wie lang dauerte ihr diese Nacht! Der Morgen war da, sie flog in den Wagen; allein je näher sie dem Dorfe kam, wo ihr Onkel wohnte, desto klei-

ner wurde die Hoffnung, die sie so lebendig auf ihn gesetzt hatte.

Sie stieg aus. Mit wankenden Schritten ging sie die Stufen zu dem Hause hinauf. Lieber Onkel! — stammelte sie, und lag bleich an seinem Busen.

Der Onkel nahm sie in seine Arme, trug sie in das Zimmer, und bat sie, sich zu erholen. Sie hatte sich erholt, und ihr Onkel fragte. Da saß das arme Mädchen und wollte vor Scham in die Erde sinken, und unter Schluchzen, Seufzern, Beben und halben Worten errieth endlich der Onkel das Geheimniß der Unglücklichen.

Meine liebste, unglückliche, unschuldige Lotte! hob der Onkel sanft an, und Thränen standen dem guten Alten in den Augen: sei ruhig; du kannst es seyn, denn du bist unschuldig.

Warum glaubte ich Ihnen nicht! und sie schlug die Hände vor das nasse Gesicht.

Mache dir keine Vorwürfe, liebe Lotte! du glaubtest mir nicht, weil du mir nicht glauben konntest; unsere Tugend ist auch Erfahrung. Sei ruhig und laß uns überlegen.

Sie überlegten, und der Onkel meinte, daß eine Heirath das beste Mittel sei, das Unglück wieder gut zu machen. Er sann darauf, ob man Wielerten nicht jetzt gleich ein Amt verschaffen könne. Es war eine Amtmannsstelle offen. Der Onkel versprach Lotten, alles Mögliche zu thun, um Wielerten die Stelle zu verschaffen. Er machte ihr Hoffnung. O du Balsam der zerrissenen Herzen, Hoffnung, du erquicktest die Unglückliche! Lotte wurde um vieles ruhiger, und sie fuhr mit schönen Hoffnungen zurück. Sie flog in Wielerts Arme; sie verkündigte ihm, mit der Freude eines Engels, ihre schönen und großen Hoffnungen.

Wielert schloß sie mit überwallender Freude in seine Arme, preßte sie an sein Herz, und taumelte vor der Größe seines Glücks. Allein einen Augenblick nachher wurde sein Auge wieder finster; die Angst lagerte sich aufs neue in sein Herz, denn er dachte an Hannchen. Wehe mir! wehe mir! rief er, und starrte an die Decke: nichts als Verzweiflung, nichts als Elend ist mein ewiges Loos! Er versank aufs neue in das Meer seiner kummervollen Gedan-

ken. Lotten heirathen! Hannchen verlassen! Ach, tausendmal wünschte er sich den Tod, um nicht dieser grausamen Wahl ausgesetzt zu seyn. Lotten verlassen? die ihn liebte, die er liebte, die er unglücklich gemacht hatte, die noch unglücklicher werden würde? Unmöglich! — Hannchen verlassen, die ihn so treu liebte, die ihm so viel aufgeopfert hatte: ach, es würde ihr Tod seyn. Unmöglich!

Er sah mit fluchenden Blicken gen Himmel. Sind das die Strafen einer Unbesonnenheit? rief er; womit bestrafst du denn Verbrechen? — Er dachte jetzt mit fühlbarem Zittern an die Erfüllung von Lottens Wünschen. Hier konnte er dem Schicksale Vorwürfe machen; aber dann mußte er entweder Lotten oder Hannchen ins Elend stürzen. O wie hart, wie hart werde ich für eine Unbesonnenheit gestraft! rief er täglich aus.

Lottens Onkel war indeß sehr thätig gewesen. Er hatte sich sehr eifrig für Wielert verwendet, und Wielert hatte sehr große Hoffnungen von dem Präsidenten des Justizdepartements, zum Amtmann erwählt zu werden. Die

Rosen kehrten auf Lottens Wangen, und Feuer in ihr erloschenes Auge zurück. Sie suchte ihre Heiterkeit dem Geliebten mitzutheilen; allein vergebens. Wielert blieb finster, kalt, in sich gekehrt, und unruhig.

Nach und nach fing denn auch an, das Gerücht von Lottens Fall sehr laut zu werden. Sie wurde das Gespräch der ganzen Gegend. Die Frauenzimmer nannten sie laut Wielerts Verführerin. Sie hörte das, und ertrug es mit der Geduld eines Engels, ohne je Wielerten ein Wort davon zu sagen, der, in sich gekehrt, taub und blind gegen Alles um ihn her, fortträumte. O, lieber Onkel, sagte sie dem Alten, der sie trösten wollte, lassen Sie Alles gut gehen; die üble Nachrede will ich ertragen, ich habe sie verdient, und man hat so Unrecht nicht; denn Sie waren mein Rathgeber.

Das üble Gerücht kam auch endlich zu dem Präsidenten, und da Wielert sich bei ihm präsentirte, so empfing ihn der Präsident lau und spitz. Man sagt mir, Herr Aktuarius, daß Sie einer Verführerin in die Hände gefallen sind? sagte der Präsident zu Wielerten in ei-

ner Wendung des Gesprächs. Wie so? fragte Wielert mit einer auffahrenden Hitze.

Mamsell Schellenhorst, sagt das Gerücht—

Herr Präsident, ich verbitte jede Anmerkung über dieses Mädchen — rief Wielert feuerroth.

Sie verbitten, bei mir — Herr Aktuarius!

Ich würde dies beim Herzog verbitten, wie bei einem aus dem Pöbel, und müßt' ich das Blutgerüste besteigen. Es giebt Grenzen, Herr Präsident, wo der Mensch aufhört, Bürger zu seyn, und nichts als Mensch ist; und ich, Herr Präsident, bin ein solcher Unglücklicher.

So? nur werden Sie hier damit nicht weit kommen: die Mamsell Schellenhorst, wie ich höre —

Ist ein Mädchen, über die vielleicht Sie am wenigsten zu urtheilen haben. Wielerts Blick war bei diesen Worten fürchterlich geworden; er verbeugte sich bitter, und ging.

Lotte sank schluchzend in Wielerts Arme, wie er ihr sagte: Lotte das war auch nichts, und es ist überall nichts. Glaub mir, Lotte,

ich fühle das. Es ist nichts! Laß uns sterben, du unglückliche, unschuldige Seele! Dann erzählte er Lotten den Vorfall mit dem Präsidenten. Lotte setzte sich am andern Morgen in den Wagen, um zu ihrem Onkel zu fahren. Er war nicht zu Hause; die Residenz noch eine Stunde. Sie fuhr dahin, zum Präsidenten; auch der war verreist. Da saß sie, die arme Verlassene, in dem reinen Busen das Gefühl der Hölle. Der Fürst ging vorüber; die Wirthin zeigte ihr geschäftig den Fürsten durch das Fenster. Der Gedanke, sich selbst an den Fürsten zu wenden, flog blitzschnell durch ihre Seele. Sie sprang auf, nahm ihre Saloppe um, und eilte hinter dem Fürsten her.

Er sah sich um, er sah Lotten, auf deren Gesicht die sichtbarste Angst lag; er sah ihre Blicke auf sich gewendet, und er blieb stehen. Lotte näherte sich ängstlich; sie streckte ihre Arme nach dem Fürsten aus. Was wollen Sie? fragte der Fürst.

Ein Paar Minuten Gehör, mein gnädigster Fürst! in einer Sache, die das Leben zweier unglücklicher Menschen betrifft.

Fassen Sie sich! Wer sind Sie?

Lotte antwortete, und der gütige Fürst befahl ihr, ihm in den Park zu folgen.

Hier hob Lotte mit Schluchzen an: Ich bin ein höchst unglückliches Mädchen, und der Verzweiflung nahe, wenn Sie mir Hülfe abschlagen. Jetzt erzählte sie dem Fürsten ihre Liebe zu Wielert, ihre Schwäche mit der reitzendsten Verwirrung. Sie bat ihn so dringend und mit den heißesten Thränen für Wielert um die erledigte Amtmannsstelle; sie erzählte ihm Wielerts Unterredungen mit dem Präsidenten so naiv, daß der Fürst davon gerührt schien. Der Fürst schrieb sich ihren und Wielerts Namen in die Schreibtafel, und entließ sie mit der Versicherung, daß er sehen wolle, ob für Wielert etwas zu thun sei. Lotte fuhr noch einmal voll Hoffnung nach Hause.

Der Zeitpunkt näherte sich, wo das Amt besetzt werden sollte, und Wielert ging wieder in die Residenz, und nach einigen Tagen schrieb er Lotten, daß endlich morgen der Tag wäre, wo er sein Schicksal erfahren müsse. Der On-

kel kam, und blieb den andern Morgen bei Lotten.

Die unglückliche Lotte hatte den Morgen nicht einen Augenblick Ruhe. Ihr Haar flog verwirrt um ihren offenen Busen. Jetzt lief sie ans Fenster, öffnete es, sah hinaus, verschloß es wieder; denn Wielert hatte ihr versprochen, sogleich nach erhaltener Nachricht den Bedienten abzusenden. Jetzt flog sie zu ihrem Onkel, drückte ihm konvulsivisch die Hand, ohne etwas zu sagen; sie zog vorn am Mieder, um der geängsteten Brust Luft zu schaffen. Sie setzte sich, sprang auf, lief ans Fenster, machte sich etwas zu schaffen, schluchzte, fiel ihrem Onkel um den Hals; und das trieb sie eins ums andere den ganzen Morgen. Was ist die Uhr? fragte sie tausendmal den Morgen durch.

Endlich sprengte der Bediente auf den Hof. Lotte wurde bleich wie eine Leiche; sie taumelte ans Fenster. Vivat! schrie der Bediente, wie er Lotten erblickte, und leblos lag sie in des Onkels Armen. Endlich kam sie wieder zu sich. Sie jauchzte, sie schrie; sie umarmte ihren On-

kel, den Bedienten; sie war außer sich; und zuletzt sank sie matt auf einen Sofa.

Der Fürst hatte sich näher nach Wielert erkundigt: er hörte das beste Zeugniß von seiner Redlichkeit und von seinen Kenntnissen, und so ließ er ihm den Morgen die Bestallung zu dem Amte, und ein Handbillet voll Versicherungen seiner Gnade überreichen.

Wielert kam nach zwei Tagen endlich zurück. Lotte flog ihm in berauschendem Entzücken entgegen. Sie drückte ihn an sich, sie wiegte sich in seinen Armen, sie trieb kindische Possen an seinem Busen, ach! und merkte nicht, daß nur Seufzer und trauervolle Blicke von Wielerten ihr Entzücken beantworteten. So führte sie ihn voller Triumph ins Haus und in sein Zimmer. In ein Paar Tagen, liebster Wielert, bin ich dein Weib. Mein Vater weiß Alles, mein Onkel hat Alles vermittelt. O Gott! wie unendlich glücklich werden wir seyn!

Nein, Lotte! länger, länger, hob Wielert auf einmal wild an, länger kann ich dich nicht betrügen! Lotte erstarrte, wie sie seinen Blick

sah, mit dem er diese Worte sagte. Ich bin verdammt, ewig unglücklich zu seyn, verdammt zum Tode! Lotte sah ihn fragend an. — O Lotte, Lotte, habe Mitleiden mit mir, denn ich liebe dich unsäglich. Aber — er stockte — aber, Gott, Lotte! ich habe seit sechs Jahren eine Braut.

Lotte schrie fürchterlich auf, und taumelte dann einige Schritte, und sank nieder. Wielert sah sie fallen, und mit einem Geschrei der Verzweiflung stürzte er sich über Lotten her, um ihr zu helfen. Auf das Geschrei liefen ein Paar Mägde herbei; man hob Lotten auf, man führte sie in ihr Zimmer, und legte sie ins Bett. Wielert kämpfte mit der Verzweiflung.

Am andern Morgen war Lotte besser, aber noch so matt, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Gegen Abend stand sie ein wenig auf. Sie war heiterer als vorher; ein ungewöhnliches Feuer leuchtete in ihren Augen, und glühete auf ihren Wangen. Um zehn mußte man sie verlassen, denn sie wollte schlafen.

Wielert wälzte sich noch gemartert um Mitternacht auf seinem Bette hin und her. Die Thüre öffnete sich, und Lotte trat herein. Sie winkte, ihm still zu seyn, und nun setzte sie sich auf sein Bett.

Sie ergriff Wielerts Hand, und drückte sie zwischen den ihrigen: sie versuchte ein paarmal zu reden, allein vergeblich. Endlich hob sie mit einer sanften und beruhigten Stimme an: lieber Wielert, ich bitte, betrüge mich nicht. Ich verlange Aufrichtigkeit, nichts weiter, nichts, was mit der Ehre eines Mannes nicht stimmt. Nun hörte sie von Wielerten seine Verbindung mit Hannchen, seinen Kampf mit sich selbst, seine Verzweiflung.

Sie hörte das Alles ruhig an, nur sanfte Thränengüsse begleiteten die Erzählung und zuweilen der Ausruf: ach, wie recht hatte mein Onkel! Und nun, hob sie freundlich an: und nun beschwör' ich dich, Wielert, um unserer gemeinschaftlichen Glückseligkeit willen, sag mir aufrichtig, welche von uns Beiden liebst du?

Lotte! Lotte! rief Wielert bewegt, kannst du fragen? ich liebe dich mehr, wie mich selbst.

Schlaf wohl, sprach Lotte rasch, Gott wird es enden! Schlaf wohl! und sie flog zum Zimmer hinaus. Wielert streckte ihr die Arme nach, und Lotte war schon verschwunden.

Am andern Morgen früh fuhr Lotte zu Hannchen. Sie traf Hannchen allein. Darf ich Sie bitten, fing Lotte mit einer schönen Stimme zu Hannchen an, mich auf eine Stunde allein zu sehen? ich habe mit Ihnen etwas Wichtiges zu verabreden. Hannchen verneigte sich, und führte Lotten auf ihr Zimmer. Lotte betrachtete Hannchen, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen; sie ergriff Hannchens Hand und drückte sie gegen ihre Brust. Sie heißen Hannchen und sind des jetzigen Amtmanns Wielert Braut? sagte Lotte innigst bewegt.

Amtmann Wielert? fragte Hannchen mit einer freudigen Bestürzung. Ja, ich werde es nicht leugnen: ich bin seine Braut, wenn Sie den Wielert meinen, der beim Amtsrath Schellenhorst —

Eben den. Ich bin Schellenhorsts Tochter. — Hannchen sah Lotten befremdet an. Sie

schwiegen Beide. Hannchen erwartete ängstlich, und Lotte konnte den Anfang nicht finden.

Lassen Sie uns — fing Lotte wieder an, und ergriff Hannchens Hand — lassen Sie uns standhaft und aufrichtig reden und handeln! Ich habe Ihnen viel Wichtiges zu erzählen.

Sie setzte sich neben Hannchen, und nun erzählte sie dem armen Mädchen die ganze Begebenheit, ohne irgend einen Umstand zu verschweigen. Hannchen saß da, blaß und starr, und hörte zuletzt nichts als Töne. Nacht umgab ihr Auge; ein Fieberfrost flog durch ihre Glieder, und nur nach und nach kam sie wieder zu sich. Lotte mußte wol dreimal erzählen, ehe Hannchen die Begebenheit begriff.

Und nun, theures Mädchen, wissen Sie, was ich für Wielert gethan, was ich für ihn gelitten habe? Sie kennen nun meine Rechte auf seine Hand; ich lasse es völlig auf Ihren Ausspruch ankommen, welche von uns Beiden weniger unglücklich seyn soll. Glücklich wird Wielert und ich ohnehin nicht werden. Stoßen Sie mich zurück, so sei er der Ihrige; allein so seyn Sie wenigstens des Kindes Mut-

ter, das in meinem Schooße schläft, wenn es nicht durch meinen Tod das Leben verliert, ehe es dasselbe erhält. Reden Sie, reden Sie, Hannchen!

Hannchen saß da, warf verstohlene Blicke auf Lotten, und schwieg. Sie wollen Zeit, sich zu bedenken? sagte Lotte, stand auf, und ging in den Garten.

Hannchen war wie zerrüttet, sich so auf einmal, dicht am Hafen, in den Sturm zurückgeschleudert zu sehen. Sie erstarrte; sie wollte ihren Unwillen auf Lotten werfen, und vermochte es nicht. Sie stand am Fenster und sah Lotten im Garten umhergehen und weinen. Lottens Großmuth, ihr Wielerten abzutreten, hatte eine ähnliche Empfindung in ihrem Busen erregt; ihre gereitzte Empfindlichkeit half dieser Empfindung in die Höhe. Er liebt sie, dachte Hannchen, und sie flog hinab in den Garten, in Lottens Arme, und rief mit Heftigkeit, mit einer Art von sonderbarem Widerwillen und Zuneigung gegen Lotten: Sie sind sein Weib! Gott mache sie glücklich!

Lotte erblaßte, und sank zu Hannchens Füßen: Du hast mich vom Selbstmorde gerettet, rief Lotte zu Hannchen hinauf, Gott vergelte dir deine Güte. Leb wohl, ich werde nie glücklich werden. Nun sprang sie auf, drückte auf Hannchens Mund einen heißen Kuß, flog durch das Haus in den Wagen und davon.

Sie kam zu Hause an, und verkündigte Wielerten, daß Hannchen ihre Ansprüche an ihn aufgegeben habe; allein diese Nachricht gab sie ihm mit einem Tone des Mißmuths, und Wielert empfing sie mit einer sichtbaren widrigen Empfindung. Er fühlte es tief, daß Lotte und Hannchen, Beide edel, und er allein zum mindesten gar nicht gehandelt hatte. Er schämte sich vor sich selbst, und noch mehr, er schämte sich vor Lotten. Auch das hatte Lotte gefühlt, und den Ton des Unmuths nicht bezwingen können, der unwillkührlich hervordrang, ob sie wohl sah, daß es der rechte Ton nicht war, den sie treffen sollte.

Sie sank ihrem Onkel in die Arme: endlich ist er mein; allein ich ahne es, ich werde nicht glücklich mit ihm werden! Ich habe viel für

ihn gethan, so viel, um auf seine ewige Dankbarkeit mit Recht Ansprüche machen zu können; aber ich glaube, ich habe zu viel für ihn thun müssen.

Mädchen, sagte der Onkel, wenn du nicht glücklich wirst, so tröste dich damit, daß du wenigstens verdient hast, es zu werden!

Wielert ließ sich den Tag über nicht wieder vor Lotten sehen; er fühlte sich durch sie gedemüthigt und beschämt; er fühlte eine Empfindung ohne Namen in seiner Brust, aus Aengstlichkeit, Scham, Verdruß und Reue zusammengesetzt. Hannchens Zustand beschäftigte ihn mehr, als Lotte; er hätte Alles darum gegeben, zu erfahren, was Hannchen gesagt und gethan hatte, und wagte es dennoch nicht, Lotten darum zu fragen.

Es war ein Zwiespalt der Empfindungen zwischen Lotten und Wielert, und Beide riefen oft heimlich aus: o, wie schrecklich sind die Folgen einer Unbesonnenheit! Die Liebe indeß vereinigte ihre Empfindungen bald wieder, und ein leichter Kummer über Hannchens Zustand verdüsterte die reine Freude ihrer Herzen

nur ein wenig, und machte ihre Umarmungen und ihre Zärtlichkeit noch interessanter, so wie leichte Wölkchen das reine Blau des Himmels trennen, und ihn verschönern.

Der Hochzeittag erschien, und beide Liebende sanken einander voll unnennbaren Entzückens in die Arme; alle Unruhen waren vergessen, der Gram verschwunden, und die reinste Freude, auch selbst nicht von der kummervollen Erinnerung getrübt, umgab sie. Lotte hatte ihre Ahnungen vergessen; die Folgen ihrer Unbesonnenheit waren vorüber, der Himmel versöhnt, und sie sahen, einer in des andern liebevollen Armen, der heitersten Zukunft entgegen.

Das Gefühl ihrer Großmuth hielt Hannchen die ersten Tage über dem Gram der getäuschten Liebe empor. Sie glaubte ruhig zu seyn, weil ihre Phantasie lebhaft mit der Empfindung ihrer Großmuth schwärmte; sie hielt ihr Herz für geheilt, weil eine Kruste von Unempfindlichkeit die Wunde überzogen hatte, und wie sehr hatte sich Hannchen geirrt! Schon nach einigen Tagen schwand die schöne Schwär-

merei ihrer Phantasie. Wielert ließ nichts von sich hören, sie wußte selbst nicht einmal, ob er ihre Großmuth erfahren habe oder nicht. Eine bittere Empfindung gegen Lotten erhob sich in ihrer Seele, und stieg immer höher, und wurde immer schärfer, je mehr sie sich nun ganz verlassen fühlte. Die süßen Träume von Wielerts Liebe, welche vorher den ganzen Raum in ihrer Seele eingenommen hatten, waren dahin, und sie fühlte eine fürchterliche Leere ihres Herzens. Ihre gekränkte Eitelkeit, sich verlassen, sich verachtet, sich wohl gar verlacht zu sehen, vermehrte die bittern Empfindungen.

Indeß würde Hannchens sanftes, anspruchsloses Herz doch nach und nach diese Bitterkeit überwunden haben; ja, schon fing diese Bitterkeit an, sich in eine süße Melancholie aufzulösen, als auf einmal ihr Herz von der Seite angegriffen wurde, die bei allen Menschen die empfindlichste ist: sie wurde zum Gespött der ganzen Gegend umher. Man bedauerte sie, wenn sie in einer Gesellschaft erschien; man erkundigte sich so freundlich giftig nach den Umständen ihrer erlittenen Beschimpfung; man beklagte

sie, daß sie an einen so schlechten Menschen gerathen wäre; man fürchtete so spöttisch, daß andere Männer sich daran stoßen, und nicht zu ihr kommen würden; daß dies hinreichend gewesen wäre, selbst ein fühlloses Herz bis auf den Grund zu zerreißen. Was mußte es nicht auf Hannchens zartes, empfindliches, nur allzureitzbares Herz wirken. Ach, sie welkte nach und nach dahin, und da ihr Vater und Mutter schnell hintereinander starben, und ihr nur sehr wenig hinterließen, so brauchten hartherzige Verwandte ihr Unglück als einen Vorwand, ihre Härte gegen sie zu beschönigen. Wielert hatte sich anfangs unter der Hand beständig nach Hannchens Zustande erkundigt; er hörte von ihrem Hinwelken, und alle Freuden des Lebens waren ihm verbittert, besonders da er sah, daß er auf keine Weise ihr helfen könnte. Er gab sich Mühe, sie zu vergessen, und bat alle seine Freunde, ihn nie an Hannchen zu erinnern. So war es ihm endlich gelungen, die Wunde seines Herzens leise zu bedecken.

Eine Tochter, die ihm Lotte gebar, Lottens Liebe, sein häusliches Glück als Vater,

Gatte und Freund, seine Geschäfte, die sich täglich mehrten, führten endlich den Zeitpunkt herbei, wo er sagen konnte: mein Schicksal ist mit mir versöhnt.

Eines Tages reiste er in Geschäften in die Residenz. Er überraschte einen seiner alten Freunde, den er lange nicht gesehen hatte. Er sank in seine Arme, und auf die Frage seines Freundes: wie gehts dir, Wielert? antwortete er: unendlich glücklich!

Unendlich glücklich? dir? — sagte sein Freund selbst ernst, und trat einen Schritt zurück, und Hannchen lebt hier im Elende, in tiefem Mangel! vielleicht nahe am Tode!

Ein Donnerschlag für Wielert! Wo? wo? rief er erbebend. Dort gegen über! unterm Dache!

Wielert stürzte zur Thür hinaus in Hannchens Wohnung. Er riß die Thüre auf, und blieb starr in der Thüre stehen. Hannchen saß an einem schlechten Tische, auf einem Holzstuhle, bleich und abgezehrt, ihr schönes blaues Auge erloschen, mit der leidenden, geduldigen, hingebenden Miene eines langen gewohnten

Grams und des Elendes ohne Hoffnung. Sie arbeitete; sichtbarer Mangel und Dürftigkeit waren im ganzen kleinen Zimmer verbreitet.

O, gerechter Gott! rief Wielert, und wendete sein bleiches Gesicht ab. O, gerechter Gott! wiederholte er noch einmal zitternd. Hannchen erkannte ihn nicht sogleich; sie stand auf, sie erkannte ihn, sie zitterte, sie taumelte mit dem lauten Geschrei: Wielert! rückwärts. Wielert fing das ohnmächtige Mädchen in seinen Armen auf. Da lag sie wieder an der Brust, an der sie so oft geruhet hatte, zertreten, versäumt, verlassen und elend. Wielert setzte sie auf einen Stuhl. Wie sie die Augen aufschlug, so sah sie Wielerten auf den Knieen vor sich liegen, seine Lippen auf ihre Hand gepreßt.

O Wielert! grausamer Mensch! sagte sie leise, und machte eine Bewegung aufzustehen; ach! sie war zu matt, ihm auch nur ihre Hand zu entziehen. Jetzt sprang Wielert auf; eine Glut drang schnell wie ein Wetterstrahl in sein Gesicht; seine Augen rollten fürchterlich; unvernehmliche Flüche gegen sich selbst strömten aus

seinen Lippen, mit den zärtlichsten Liebkosungen für Hannchen vermischt. Hannchen saß noch immer da; eine große Thräne nach der andern rollte langsam aus ihrem Auge. Auf einmal rief sie: Gott, wie wird mir! Ihre Hände bebten, ihre Züge veränderten sich, eine hohe Röthe flog über ihr Gesicht. Wielert schrie nach Hülfe. Man kam, man brachte Hannchen zu Bett; ein Arzt wurde gerufen; er kam, und zuckte die Achseln.

Wielert saß an Hannchens Bette, eine ihrer heißen Hände zwischen seinen, seine Augen auf ihre geheftet, mit hochschlagender Brust, zitternd an allen Gliedern. Sein Freund kam, ihn abzuholen. Er zeigte bebend auf Hannchen, und schüttelte mit dem Kopfe. Er blieb die Nacht da, er blieb den andern Tag bei Hannchen, und Hannchen kam zu sich. Sie sah ihn an, es war als ob sie sich seiner wieder erinnerte. Bald! bald! sagte sie sehr leise, und reichte ihm die Hand. Er drückte seinen Mund auf ihre Hand; er weinte, er bat mit den rührendsten Worten Hannchen, ihm zu verzeihen. Er kniete an ihrem Bette. Hannchens

schönes Herz floß über, sie vergab ihm, und Wielerts Lippen lagen auf Hannchens blassem Munde. So blieb er mehrere Tage bei Hannchen, bis denn der Arzt versicherte, daß die erste und die schnelle Gefahr des Todes vorüber sei.

Lotte harrte mit Schmerzen auf ihren Mann, den Abend, den andern Tag und die folgenden Tage. Er kam nicht. Sie wollte eben einen Boten abfertigen, da ein Besuch aus der Residenz kam. Haben Sie meinen Mann nicht gesehen? Der ist gesund in der Residenz. Wo? — Man lächelte, man bedauerte Lotten, man schimpfte auf die ungetreuen Männer. Lotte war im Feuer. Sie drang in ihren Besuch, und erfuhr, daß ihr Herr Gemahl fast den ganzen Tag, auch wohl die Nacht bei einer gewissen Mamsell Ritzenberg zubringe, die das ehrbare Handwerk einer Putzmacherin triebe, und hübsch genug sei.

Ritzenberg? fragte Lotte, und sie faltete die Hände, und wurde starr. Ritzenberg? — Sie schwieg, sie bat ihre Gäste, davon zu schweigen. Sie war noch die Tage, die Wie-

lert ausblieb, in einer unbeschreiblich bittern Empfindung gegen ihren Mann. Endlich kam er. Wo bist du so lange geblieben? fragte Lotte mit einer anscheinenden Kälte. Geschäfte haben mich gehalten, antwortete Wielert, und ging bei Lotten vorüber in sein Zimmer. Er war entschlossen, Lotten, wenn es möglich wäre, Hannchens trauriges Schicksal ganz zu verbergen, um sie nicht zu kränken.

O, es ist gewiß, rief Lotte, wie er die Thüre verschlossen hatte, ich bin betrogen; ich bin das Opfer seiner Wollust! Eine feindselige Kälte zog sich um ihr Herz gegen Wielert und Hannchen. Wielert reiste bald wieder in die Residenz, unter einem so gesuchten Vorwande, daß er auch eine gleichgültige Frau damit nicht betrogen haben würde. Lotte schwieg, und tobte in seiner Abwesenheit. Wielert besuchte Hannchen, und fand sie wahrlich nahe am Tode. Er leistete ihr auch jetzt alle mögliche Hülfe; allein vergebens. Sie wurde von Tage zu Tage schwächer. Der Arzt versicherte, daß sie sehr bald sterben müsse. Wielert wollte sie nicht verlassen; er blieb bei ihr Tag und Nacht.

Kaum war er dahin zu bewegen, nur bei Nacht ein wenig sich auf ein Bett zu legen. Sie näherte sich immer mehr dem Tode, und mit jedem Tage war sie schwächer, aber auch sanfter und duldender. Sie bat Wielerten mit Thränen, mit rührenden Klagen, sich zu beruhigen; sie verbarg ihm alle Schmerzen, die sie fühlte, mit einer so himmlischen Geduld, daß ihr Arzt sie anstaunte.

O Gott! rief Wielert oft: welch einen Engel hab ich getödtet! Er schwamm in Thränen, er rang die Hände, er betete zu Gott, sein Leben für Hannchens Leben zu nehmen. Vergebens; nach acht Tagen, an einem Morgen, reichte sie Wielerten die Hand, seufzte leise: leb wohl, mein geliebter Wielert! Wielert neigte seinen Mund über ihren; es war ihm, als ob sie noch Etwas sagen wollte, und sie hauchte ihren letzten Athemzug mit einem sanften Seufzer zwischen seine Lippen.

Wielert war außer sich; er wälzte sich wie unsinnig auf der Erde umher; man konnte kaum den Leichnam aus seinen Armen reißen. Ich bin ihr Mörder! rief er tausendmal und

mit brüllender Stimme, und in dieser Empfindung flog er nach Hause. Lotte stand in der Thüre, und wendete sich um, wie sie ihn erblickte. Er sah das nicht. Er stieg vom Pferde, ging in sein Zimmer, warf sich in einen Stuhl, stützte den Kopf auf, und zerfloß in Thränen des allertiefsten Kummers. In diesem Augenblicke trat Lotte in das Zimmer.

Hast du dich endlich losreißen können von der Metze? rief sie bitter. Er stand auf, er verstand sie nicht; o Gott! rief er, und wollte Lotten um den Hals fallen. Lotte sah seine Thränen, riß sich aus seinen Armen, und sagte bitterkalt: o, entzieh der Ritzenbergen keinen Kuß; oder hat sie dir etwa den Rath gegeben, mich zu betrügen? Meinst du Hannchen? rief er mit zitternder Stimme. Lotte lachte laut auf. Wielert sagte abgewendet: elendes Weib! ging hinaus, und warf die Thüre hinter sich schallend zu.

Lotte sank in einen Stuhl; sie wollte vergehen vor Zorn und Angst. Sie hatte erwartet, ihn reuig zu ihren Füßen zu sehen, und sah ihn so. Am Abend kam Wielert zu Ti-

sche. Lotte hatte alle Zeugen entfernt. Sie fiel mit den bittersten und kränkendsten Vorwürfen über ihn her. Er hörte sie mit einem Blicke voll Abscheu an; endlich ergriff er ungestüm Lottens Hand, legte ihr die andere Hand geballt aufs Herz, und rief mit einer fürchterlichen Stimme: schweig, Weib! In diesen Armen ist Hannchen gestorben! und ich und du, sind ihre Mörder! Mir hat sie vergeben, und dir flucht sie! Er ließ Lottens Hand fahren und ging. Lotte war erschüttert, im Innersten erschüttert.

Sie bat mit Thränen ihren Mann aufs neue um seine Liebe. Er lächelte: Lotte, sagte er, meine Liebe? Bitte nichts von mir; was ich gebe, ist Tod!

Lottens angestrengteste Bemühungen konnten Wielerten die verlorne Ruhe nicht wiedergeben. Ein Ekel an allen Geschäften hatte ihn ergriffen. Er erhielt Verweise über Verweise von seinen Obern, und war gleichgültig dagegen. Halbe Nächte ging er allein im Garten umher, und redete mit sich selbst, und beweinte Hannchens Tod. Ein langsames zehrendes Fie-

ber ergriff ihn, und stürzte ihn in zwei Jahren ins Grab.

Lotte zog sich in die Einsamkeit zurück, und erzog ihre Tochter. Es wurde ein Mädchen, schön wie ihre Mutter, das Verlangen aller Jünglinge, die sie kannten. O, Julchen, rief Lotte oft, und schloß sie an ihre Brust, und benetzte sie mit ihren Thränen: o, Julchen, hüte dich vor der kleinsten Unbesonnenheit! Schenke keinem Jünglinge dein Herz, wenn er dir nicht sogleich seine Hand geben kann. Dann ging Lotte mit ihrer Tochter an ihres Wielerts Grab, und da erzählte sie ihr die schrecklichen Folgen ihrer Unbesonnenheit; und Mutter und Tochter sanken einander weinend in die Arme, und Julchen kehrte vom Grabe ihres Vaters zurück, standhaft gegen die Liebkosungen der Jünglinge, standhaft gegen ihre eigene Eitelkeit, standhaft gegen die Lockungen der Liebe.

VIII.

Die türkischen Damen.

Von den türkischen Damen läßt sich beinahe nichts weiter sagen, als was sie nicht sind. Das häusliche Leben der Türkinnen ist so verschleiert, so jedem Blicke entzogen; die Harems bei den Vornehmern sind so versteckt, daß es eher möglich wäre, den Himmel zu erklettern, als den Harem eines vornehmen Türken. Alle die lieblichen Geschichten, von heimlichem Einschleichen des Geliebten in den Harem, sind nichts mehr als schöne Lügen.

Die Weiberwohnung bei den Türken ist eine Art von Festung: keine Oeffnung, die auf die Gasse einen Blick erlaubte, überall von hohen Mauern umgeben; eine große Menge neidischer Aufseher, welche die Weiber nicht einen Augenblick allein lassen; zwanzig Weiber, die sich einander gegenseitig bewachen: wo soll die Möglichkeit herkommen, eine Liebesintrigue in

einem solchen tausendfach bewachten Orte anzuspinnen? Und wenn es auch einem Christen durch das Zusammentreffen von den allersonderbarsten Umständen möglich wäre, in einen Harem einzudringen, so würde die unausbleibliche Todesstrafe ihn doch vor jedem unvorsichtigen Schritte zurückschrecken. Jeder andere, der mittelbar oder unmittelbar Theil daran genommen hätte, würde ebenfalls seinem gewissen Tode entgegenrennen. Ein Liebeshandel mit einer Sylphide wäre eben so möglich, als mit einer Türkin.

Der innere Zustand eines Harems, das häusliche Leben der Türkinnen, ihre Beschäftigungen, ihre Art zu empfinden, zu denken, muß ein Geheimniß bleiben; und das, was man davon sagen kann, ist nur ganz im Allgemeinen gesagt. Musik und Tanz, Schach- und Damenspiel sind die Lustbarkeiten der türkischen Damen.

Die Türkinnen werden in ihrem eilften, und die Jünglinge im dreizehnten Jahre verheirathet. Braut und Bräutigam sehen sich vor der Ehe gar nicht. Die Verheirathung ist ganz

allein das Geschäft der Aeltern. Natürlich wären die jungen Eheleute sehr oft in dem Falle, sich nach der Ehe für betrogen zu halten. Indeß das Mädchen, das nie Gelegenheit hatte, Vergleichungen anzustellen, ist gewöhnlich zufrieden; der Mann ebenfalls, weil er die Erlaubniß hat, sich sogleich von seiner Frau wieder zu scheiden und eine andere zu nehmen, oder sich, neben seiner Frau, so viele reitzende Sklavinnen zu halten, als er will.

Bei den Griechinnen, welche eben diese Heirathsgebräuche mit den Türkinnen theilen, ist diese Gewohnheit eine Ungerechtigkeit, weil die Scheidung der Ehe bei ihnen sowohl, als das Maitressenhalten unerlaubt ist; allein die Griechinnen sind dagegen auch so klug geworden, daß sie verlangen, den künftigen Herrn Ehegemahl vorher zu sehen, und sie machen auch keine Schwierigkeit, den Schleier vorher gegen den jungen Mann, der ihnen bestimmt ist, aufzuheben, und ihr Gesicht zu zeigen. Und sie haben nicht Unrecht, die armen Mädchen! wie wenig ist das noch, den Werth eines Mannes bloß durch das Auge abmessen zu

dürfen. Zwar kennen sie keine andere Liebe, als die Liebe durchs Auge, und ihr Leben ist zu einförmig, als daß der moralische Charakter des Mannes einen großen Einfluß in ihre Zufriedenheit haben könnte.

Was von der Schönheit der türkischen Damen, besonders der Cirkassischen Sklavinnen, gesagt wird, ist eben so ungewiß. Alle unsere Romane sind voll von dem Preise der Cirkassischen Schönheit, und vielleicht giebt es kaum einen Christen, der eine Cirkassierin gesehen hat. In der ganzen Türkei, in allen Ländern, wo Mahomeds Glaube gilt, ist es unmöglich, nur über die Figur einer Mahomedanerin zu urtheilen. Von der frühesten Kindheit bis in das späteste Alter sind alle Mahomedanerinnen in zehn weite Schleier verhüllt; ihre Beine sind in große Hosen gewickelt, so daß dieselben großen Courierbeinen gleichen. Ihr Oberleib ist ganz mit dem Schleier verhüllt. Und dies sind nur noch dazu kleine Kinder oder alte Weiber, die man zu sehen bekommt; denn jedes erwachsene Mädchen, das heißt, vom neunten Jahre an, und jede verheirathete Frau ist für

die ganze männliche Welt, außer für Vater und Bruder, unsichtbar.

Sobald sie den Schleier der Keuschheit, den Makremma, genommen haben, so ist das ganze Gesicht, ausgenommen die Augen und ein kleiner Theil der Nase, auf immer jedem Fremden verhüllt; ja, wenn sie die Hühner füttern, und es ist ein Hahn darunter, so lassen sie den Schleier, aus Gewissenhaftigkeit, herab, um nicht von einem männlichen Auge gesehen zu werden.

Was man also von türkischen Gesichtern sieht, sind höchstens Kinder- oder alte Weibergesichter, und von Beiden läßt sich doch nicht auf die Schönheit der Jungfrau und der jungen Frau schließen.

Die Griechinnen sind noch eher sichtbar. Sie sind sehr blaß und welk; wahrscheinlich die Folge des frühen Heirathens und des häufigen warmen Badens, das die Türkinnen eben so sehr lieben, und zu dem sie durch ihren Glauben gezwungen sind. Der Charakter der Türkinnen muß wohl im Ganzen weibliche Bescheidenheit, Eingezogenheit oder Unterwürfig-

keit seyn; ich schließe dies daher, weil ein Türke von einer dreisten Christin sein Auge mit Abscheu abwendet. — Hat ein Türke mit einem Christen einen Streit, und der Christ hat eine muthige Frau, so ist der Türke verloren. Ihre dreisten Blicke, ihr Muth, zwingen den Türken, den Streit aufzugeben. Er zittert vor dem dreisten Blicke einer Frau. Die Weiber wissen das so gut, daß sie sich selbst gegen den Großvezier sehr oft Ungezogenheiten herausnehmen, und oft ist der Richter gezwungen, eine Ungerechtigkeit zu begehen, weil die Parthei, für die er sie beging, ein dreistes, unverschämtes Weib war.

IX.

Höflichkeit und Höflichkeit.

Wahre Höflichkeit ist das schnelle Erkennen der kleinern Bedürfnisse aller Menschen, und dessen, was ihnen wohlgefällt, die gutmüthige Neigung, den Bedürfnissen abzuhelfen, und die gewandte Feinheit, es unmerklich zu thun; die Höflichkeit aber, wie man sie gewöhnlich nennt, besteht in gewissen Worten, Mienen, Stellungen, Bewegungen, Kleidungsarten u. s. w.; jene innere Höflichkeit ist, wo es Menschen giebt, sich immer gleich; diese äußere hingegen ist in jedem Lande anders, und wechselt mit jedem Jahrzehend. In Deutschland hält man es für höflich, einem Mädchen die Hand zu küssen; in England küßt man die Wange, und bei manchen Völkern würde man es für sehr unhöflich halten, wenn man nicht seine Tochter einem Fremden Nachts zur Schlafgesellin gäbe.

Es ist sehr wichtig, diese beiden Arten von Höflichkeit wohl zu unterscheiden, weil man sie in der Welt sehr häufig mit einander verwechselt, oder von dem Mangel und dem Besitz der einen, auf den Mangel und den Besitz der andern schließt. Ein Kammerherr, der sein ganzes Leben am Hofe zugebracht, und aus der Höflichkeit ein eigenes Studium gemacht hat, kann mit aller seiner äußern Höflichkeit der unhöflichste Mann, und eine Bäuerin, die nicht weiß, was ein Kompliment ist, kann tausendmal höflicher seyn, als ein Mädchen, das vom Ball zur Assemblee, und von da an den Hof fährt.

Diese äußere Höflichkeit ist in die Stelle der innern geschoben, und sie wirkt in dem Lande, wo diese Art Höflichkeit eingeführt ist, fast eben das, was die innere Höflichkeit wirken sollte. Laßt uns nicht auf die Bienseancen schelten! sagt ein französischer Philosoph: „tugendhaft sind wir nicht mehr; wir würden zusammen Teufel seyn, wenn wir nicht höflich seyn müßten.“ Und wahrhaftig, die Tugenden des halben Europa sind nichts — als äußere Kultur.

Man sage, was man will; unter dem Menschengeschlechte ist eine Hand gegen die andere, ein ewiger Krieg, ein ewig brütender Haß, oder eine eiskalte Verachtung. Der Arme haßt den Reichen, der Reiche verachtet den Armen; der Alte hält den Jüngling für einen unbesonnenen, rasenden Tollhäusler, der Jüngling den Alten für einen kindischen, neidischen Prahler; der Gelehrte beneidet den Adel, und verachtet den Unwissenden; der Adel verachtet, und der Unwissende belacht den Gelehrten. Ganze Stände gegen einander; einzelne Menschen noch mehr. Je mehr man sich Mühe geben wollte, die Herzen der einzelnen Menschen zu untersuchen, desto mehr würde man sich überzeugen, daß der Mensch zu einem Kriege mit Allen seines Geschlechts geneigt ist, und nicht zu der Geselligkeit, wozu er da ist. Und was macht ihn unter diesen Umständen noch gesellig? die äußere Höflichkeit, die Lebensart, diese feine Betrügerei, Wohlwollen zu heucheln, wo keins ist. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Mensch, von diesem Affen des Wohlwollens betrogen, nicht klüger wird, und, von seiner Ei-

telkeit verblendet, diese falsche Münze aufs neue als wahre annimmt.

Man achtet einen armseligen, unwissenden Großen nicht; indeß die äußere Höflichkeit fodert gewisse äußere Achtungsbezeugungen gegen ihn. Man mißt seine Worte ab; man mißt den Ton ab, mit dem man vor ihm redet; man hört ihn aus, wenn er spricht; man scheint aufmerksam auf ihn; seine Eigenliebe kommt dazu; er vermuthet nicht, daß man ihn verachtet. Er ist zufrieden mit dem, der ihm die äußern Zeichen der Achtung gab; er hilft ihm bei Gelegenheit, er unterstützt vielleicht einen seiner Plane, oder, wenigstens doch, wird er ihm nicht schaden, wenn er die Gelegenheit dazu hat, und wozu ihm die Lust, seine Macht zu zeigen, gewaltig hintrieb.

Man denke sich die äußere Höflichkeit aufgehoben, und der Reiche, der dieses Menschen Stütze wurde, wird sein Teufel!

Man sieht nun wohl, daß der Welt mit der Erfüllung des Wunsches von so manchen eifernden Weisen, welche diese äußere Kultur schlechterdings von der Erde verbannen wollen,

nicht sehr geholfen seyn würde, wenn man nicht sogleich an die Stelle der äußern Kultur der Sitten die innere Höflichkeit, das allgemeine Wohlwollen gegen Menschen setzen könnte; aber so ganz eigentlich, wie wiederum so viele Mütter thun, den Menschen zu einem Betrüger bilden, nichts für sein Herz, und Alles nur für seine äußere Bildung thun, heißt doch, den Werth des Menschen ganz und gar verkennen; ihn zu einer Puppe, ja zu noch etwas Niedrigerm, als zu einer Puppe, machen, und sein Glück auf ein gefährliches Spiel setzen.

Diese Maske der Menschlichkeit, die äußere Höflichkeit, bedeckt gar wohl, in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, das leere Herz; allein bei so tausendfältigen Würfen des Schicksals, die nicht mit auf der gewöhnlichen Rechnung des Lebens stehen, fällt diese Larve ab, und die ganze häßliche, schauderhafte Gestalt wird sichtbar: und wer wäre auf der Erde vor diesen Würfen des Schicksals sicher, bei denen das Herz so sehr eines Freundes, der Kopf eines aufrichtigen Rathes, und das Leben einer uneigennützigen Warnung bedarf?

wer unterm Monde könnte sagen, daß er immer in dem Falle seyn werde, statt Freundschaft eine Verbeugung, statt eines treuen Raths ein Lächeln, statt der Hülfe ein wortreiches Bedauern geben zu können, ohne sich lächerlich oder verhaßt zu machen?

Der wirklich innerlich höfliche Mensch wird in allen Umständen das Wohlgefallen, den Beifall der Menschen haben, wenn er auch nicht zehn Jahre lang unter den Füßen eines Tanzmeisters gebildet ist, und ohne dieses innere Wohlwollen wird ein Mensch sich tausend Feinde machen und ungesittet erscheinen, und wenn er lebenslang Zeremonienmeister gewesen wäre.

Jedes Volk auf der Erde hat seine ganz eigene Sorte von äußerer Höflichkeit, die nur für ihn, für seinen Charakter paßt, und von diesem Charakter erzeugt ist. In Deutschland wird ein Kammerherr, ein Hofmann immer in jeder Gesellschaft noch eine erträgliche Figur spielen; allein man versetze ihn auf einmal in das Land der größten Komplimentenmacher, der Sinesen: so ist aus dem feinsten Kammerherrn

der ungeschlachteste Wilde, das lächerlichste und unbeholfenste Ding geworden.

Die Landeshöflichkeit ist einer schlechten Münze gleich, die keinen innern Werth hat. Zu Hause hat sie die Wirkung des wirklichen Geldes: man bedient sich ihrer zu allen Absichten; allein jenseits der Grenze hat sie ihren Werth verloren; man bringt sie erst in das Feuer; man erforscht erst ihren innern Werth, ehe man Waare dafür umsetzt. Der Weise ist durch die ganze Welt wohlgesittet, in Berlin, wie in Paris; in London, wie unter den Hottentotten; bei den Sinesen, wie bei den Kamtschadalen: der Thor hat blos gute Sitten zu Hause, in dem engen Kreise, wo er geboren und erzogen ist.

Bei dem Geheimerath L*** war eine große Gesellschaft. Die Gesellschaft war in mehrere Zimmer vertheilt, und spielte und schwatzte. Vor Tische trat der junge Arzt, D. B**, in das Zimmer, um sich nach dem Befinden des Geheimeraths zu erkundigen, der erst den Tag vorher von einer Geschäftsreise zurückgekommen war, und in der Zeit seinen Sohn

an den Blattern verloren hatte. Der Doktor B** war der Arzt des Kindes gewesen.

Bei seiner schon ängstlichen Frage nach L**s Befinden, fuhr ihn dieser ein wenig auffahrende Mann heftig an: er nannte den jungen Arzt öffentlich einen Unwissenden, einen Pfuscher, dem er keinen Hund mehr in die Kur geben möchte. Der junge Mann antwortete bescheiden, aber furchtsam, und wurde nun noch ärger von L** behandelt, wie er sich auf die Krankheitsgeschichte des Kindes berief, die er bei sich habe. Er bot sie verschiedene Male dem Geheimerath dar, der sie aber jedesmal mit Verachtung zurückwies. Dem gekränkten jungen Manne standen die Thränen in den Augen. Er war hochroth vor Scham.

Der Kammerrath A** stand in der Ferne, hörte den Streit mit an, ohne selbst gesehen zu werden; denn er stand an der Thüre im benachbarten Zimmer. Wie L** das Zimmer verlassen hatte, so trat Jedermann auf den jungen Arzt ein, und bezeugte ihm sein Bedauern. Er wurde mit Komplimenten überschüttet. Man versicherte ihm, daß seine Me-

thode sehr richtig gewesen wäre, von der man nichts wußte; man sprach davon, wie leicht es auch dem besten Arzte begegnen könnte, Fehler zu machen: mit Einem Worte, man machte den jungen Mann noch bestürzter, als er schon war.

In diesem Augenblick trat der Kammerrath A** ins Zimmer; er that, als wäre er eben vom Spiel aufgestanden. Er ging auf den jungen Arzt ein, begrüßte ihn als einen Fremden, und mit der Frage: was haben Sie denn da Neues? nahm er ihm die Krankheitsgeschichte aus der Hand. „Aha! die Krankheitsgeschichte des verstorbenen kleinen L**s; die muß ich lesen, Herr Doktor!“

Er setzte sich damit in ein anderes Zimmer, las sehr aufmerksam, und nach einer Viertelstunde kam er wieder, schloß den jungen Mann in die Arme: „Sie sind ein vortrefflicher Mann; ich habe lange nicht so etwas Schönes gelesen. Das Kind war schlechterdings nicht zu retten; und Ihr Eifer, lieber Freund, Ihre Menschlichkeit, dem Kinde wenigstens den Tod sanfter zu machen! Sie müssen mein Hausarzt werden; noch mehr, Sie müssen

mein Freund werden! Und Ihre Schrift behalte ich noch, lieber Doktor; ich will mich noch einmal daran weiden! Sind Sie hier heute Abend versagt? sonst fahren Sie mit mir nach Hause." Der Arzt verbeugte sich; der Kammerrath nahm ihn mit sich, und sie verschwanden.

Das ist innere und äußere Höflichkeit! Wie fein war die Art, wie unmerklich, wie unhergerufen, dem jungen Arzte die Wunde der Schmach zu heilen. Kein Wort davon, daß er Zeuge von den Beschuldigungen L**s gewesen ist: nein, kein, auch nicht der allerfernste Zweifel darf die Freude des jungen Mannes, von A**, dem gelehrten A**, dem Kunstverwandten, gelobt, bewundert zu seyn, trüben; und welchen größern Beweis seines Zutrauens konnte A** ihm geben, als ihn zu seinem Hausarzte zu machen? Das war der Beweis, daß das Lob keine Schmeichelei war.

Die Bedauerungen der Uebrigen waren bloß leere Verbeugungen, die dem jungen Manne die Gewißheit gaben, daß seine Schande Zeu-

gen gehabt hatte. Ein junges Mädchen, das eben mit dem Arzte geredet hatte, wie L** kam, ging nun sogleich beschämt, und auf den Zehen schleichend fort, stand im andern Zimmer still, und hielt jeden auf, der in das Zimmer wollte: dieses Mädchen war höflicher, als sie alle, die ihn so unverschämt bedauerten. Ich küßte ihr für diese Feinheit ihres schönen Herzens mit Lebhaftigkeit beim Weggehen die Hand, so ungern ich das thue; ich war diesen Beweis meiner Huldigung einem so schön gesitteten Mädchen schuldig.

Beim Herausgehen aus der Oper in Paris wird einem Mädchen im Gedränge nicht wohl. Sie kommt bis in die Thüre. Eben will eine Dame in ihren Wagen steigen. O, Madame, ruft die Kranke mit einer schwachen Stimme: mir wird sehr schlimm! die Dame erkundigt sich nach der Art ihres Uebels, frägt nach ihrer Wohnung; rue de guet! antwortete das Mädchen, und die Dame setzt den Fuß in den Tritt, und sagt: das ist sehr kläglich, mein Kind! das arme Mädchen! Sie gehen mir sehr nahe.

Die Dame steigt ein; ein Engländer, der das Gespräch gehört hat, hebt das Mädchen mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit der Dame nach in den Wagen, springt mit dem Bedienten hinten auf, ruft dem Kutscher zu: rue de guet! der Wagen rollt fort. Die Dame schelt, und der Wagen hält außer dem Gedränge. Erst mich wenigstens nach Haus, und dann die Fremde! ruft sie dem Engländer zu, der wieder an den Schlag tritt.

Erst die Kranke, dann die Gesunde! sagt der stolze Britte, und ruft zum zweitenmal: rue de guet! mit einer Stimme, die der Kutscher nicht das Herz hat, zu überhören.

Man kommt vor dem Hause der Kranken an: der Engländer hebt das Mädchen aus dem Wagen, die ihm mit Schluchzen dankt. Die Dame frägt: wer sind Sie, mein Herr, der mit meinem Eigenthume so eigenmächtig schaltet. — Ein Mensch, antwortete der Britte, und trägt die Kranke ins Haus. Nun frägt das Mädchen nach dem Namen ihres großmüthigen Retters. Er antwortet lächelnd: ein Mensch! und verschwindet.

Nach einigen Tagen traf die Dame den unhöflichen Britten in einer Gesellschaft: es war der junge Herzog Bedford. Die Dame erzählte mit einer großen Höflichkeit der Gesellschaft die kleine Anekdote mit Mylord Bedford. Man fand sein Betragen großmüthig; aber doch in hohem Grade unhöflich.

Bei Gott, sagte der Herzog: ich bin nie mit einem Frauenzimmer höflicher gewesen, als den Abend! Man begriff das nicht. Es war aber noch vor vierzig Jahren, und in Paris!

Man reise über die ganze Erde zu allen Nationen, und man wird das überall bestätigt finden, daß die feinsten Sitten immer mit der feinsten Betrügerei Hand in Hand gehen; daß ein einfaches, biederes, treuherziges Volk die wenigste Façon hat: der Sinese, dessen Leben ein ewiges Kniebeugen ist, ist der ärgste und der feinste Betrüger der Erde, und der Sinn des Worts: ein guter, ehrlicher Mann! womit man einen Mann, dem's an feiner Welt gebricht, bezeichnet, beweiset, wie allgemein die äußere Kultur in die Stelle der Tugend getreten ist; allein eben das drängt uns auch, den

Mann als einen Wohlthäter der Menschen; als ein Geschenk des Himmels zu ehren, der muthig, die ganze Ruhe seines Lebens wagend, der Mode in den Weg tritt, die Etikette über den Haufen wirft, und Tugenden zeigt, und Tugenden fodert, denen der Goldschaum der Mode ganz fehlt, sollte er auch ein wenig cynisch dabei zu Werke gehen.

X.

Ninon l'Enklos.

Dieses sonderbare, bezaubernde Mädchen, Ninon, Frankreichs Aspasia, ein Jahrhundert durch das Idol aller kultivirten Menschen, und eben so lange das Idol aller Herzen der Männer, wurde den 15ten Mai 1616 zu Paris geboren. Sie war das einzige Kind ihrer Aeltern, und der Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe. Ihr Vater war der feinste Epikuräer; er kannte die Welt, er kannte die Menschen; sein Geist war durch die schönen Wissenschaften gebildet; er war Kenner in den bildenden Künsten, und selbst Künstler: er spielte die Laute außerordentlich schön. Er hatte ein großes Vermögen, und er wendete es allein an, der Welt und aller ihrer Freuden zu genießen. Nütze die köstliche Zeit: genieße! das war das Resultat seiner Philosophie.

Dieser Mann war Ninons Erzieher; seine Philosophie bildete Ninons Seele; sein Sy-

stem wurde das ihrige, das feinere Aristippische System des Genusses der Welt. Er unterrichtete seine Ninon selbst auf der Laute; er leitete ihre Lektüre; er bildete von der frühesten Kindheit an ihren Geschmack. Der Weg, den Ninon an der Hand eines gütigen Vaters ging, war ein Weg durch lauter Rosengefilde: was Wunder, daß die weiche Ninon den Weg mit Freuden ging! Ihre Mutter war nach der damaligen Zeit eine sehr religiöse Frau: sie versäumte keine Messe, keine Vesper, und sie zwang die junge, fröhliche Ninon, sie immer zu begleiten. Sie mußte, und ihr Vater lächelte, und steckte ihr heimlich ein unterhaltendes Buch voll Gedichte oder Erzählungen zu, und Ninon haßte von Herzen alle Messen und Predigten, die sie nicht verstand.

Diese lästige Frömmigkeit mußte der kleinen Ninon noch eine festere Anhänglichkeit an das System ihres Vaters geben. Ihr Verstand wurde von der Wahrheit dieser liebenswürdigen Philosophie überzeugt; weil ihr Herz sich dabei glücklich fühlte.

In Ninons vierzehntem Jahre starb ihre

Mutter, und nun in diesen entscheidenden Jahren, da der Verstand sich entwickelt, das Herz an zu fühlen fängt, drückte sich ihres Vaters gefährliches System tief in Ninons offenen Geist und in ihr verlangendes Herz. Ihr Vater starb ein Jahr darauf in Ninons Armen. Sieh, meine theure Ninon, sagte er in der letzten Stunde seines Lebens zu ihr: in diesem Augenblicke ist nichts mein, als der traurige Gedanke, daß mich nun alle Freuden verlassen. Ich habe fröhlich gelebt; aber das Leben ist nur ein Augenblick! Du überlebst mich, Kind: genieße des kostbaren und kurzen Lebens! Genieße so viel Freuden du kannst, und sei nur vorsichtig in ihrer Wahl!

Diese letzten Worte des sterbenden Vaters waren gleichsam die Regel für das ganze Leben der schönen Ninon. Das erste, was Ninon that, war ihre ökonomische Einrichtung. Sie legte das väterliche Vermögen auf gewisse Zinsen an, und so erhielt sie eine jährliche Revenüe, wovon sie bequem leben konnte. Das war der Rath ihres Vaters, und Ninon befolgte ihn treulich. Sie nahm sich fest vor,

nie zu heirathen. Die Ehe, Ninon, ist ein drückendes Joch! sagte ihr Vater seufzend jedesmal nach einer unglücklichen Stunde der Ehe mit Ninons Mutter. Wenn Ninon über diesen Punkt gefragt wurde, so antwortete sie nichts, als: ich kann nicht gut seyn, wenn ich nicht frei bin! Sie raubte sich selbst den Genuß jeder häuslichen Freude, und senkte dadurch wenigstens für eine lange Zeit den Dorn der tiefsten Melancholie in ihr fühlendes Herz.

Jetzt fing Ninon ihr Leben, wie sie sich dazu den Plan gemacht hatte, an: ihr Haus war das Haus der lautesten Freude, der zwanglosesten Fröhlichkeit, der Tempel der Musen, und der Aufenthalt der Liebe. Hier wird Ninons Leben eine Kette von Liebeshändeln; ihr guter Ruf litte sehr; sie wurde der Dämon aller Mütter und aller jungen Weiber. Auch hier blieb sie ihrem System treu. Sie hielt die Liebe bloß für ein Vergnügen: sie machte sich keinen Augenblick Bedenken, ihren Liebhaber aufzuopfern, sobald er anfing ihr Langeweile zu machen. Der große Condé machte ihr Vorwürfe über ihre Unbeständigkeit. Warum,

Ninon, warum haben Sie aufgehört, mich zu lieben? fragte er: und Ninon antwortete: warum haben Sie aufgehört, liebenswürdig zu seyn? —

Eben so wenig trug sie Bedenken, mit einem verheiratheten Manne einen Liebeshandel anzufangen. Hörte sie von der Eifersucht der Frau, von ihren Thränen, so sagte sie: die arme Frau! aber wer kann ihr helfen? Ich weinte auch, wie mich Koligny verließ.

Die Liste von Ninons Anbetern ist ungeheuer groß, und die Namen der ersten Männer Frankreichs stehen auf dieser Liste; allein so unbeständig Ninon war, so war sie doch nie treulos. Sie sagte ihrem Liebhaber trocken oder lustig: ich liebe Sie nicht mehr! und der Handel war abgebrochen; allein gewöhnlich wurden dann ihre Liebhaber ihre Freunde; und so freigeisterisch Ninon in der Liebe dachte, eben so rein und so edel war ihre Meinung von der Freundschaft. Sie konnte es nicht ertragen, wenn man über die Freundschaft spöttelte; sie sprach immer mit einem feierlichen Enthusiasmus von den Pflichten der Freundschaft, von

der Heiligkeit dieser Tugend. Und so wie sie sprach, so handelte sie: sie war die treueste, die beständigste, die uneigennützigste, die eifrigste Freundin. Diese ehrwürdige Seite ihres Herzens erwarb ihr den Namen: la belle gardeuse de cassette, die schöne Schatzbewahrerin. Wie Gourville Frankreich verlassen mußte, so vertrauete er zwei Kasten mit Gold, einen der verschwenderischen Ninon, den andern einem sparsamen und heiligen Mönche. Nach einigen Jahren kehrte Gourville zurück. Der Mönch betrog ihn um sein Gold. Er ging zu Ninon. Bei Ninon hatte sein Gold gewuchert. Sie hatte es in andere und bessere Geldsorten umgesetzt, und gewonnen. Gourville schlug es ab, den Gewinst zu nehmen, und Ninon öffnete ein Fenster, und drohete, den Kasten auf die Gasse zu werfen, wenn er nicht sein Geld nähme.

Einige Anekdoten aus den erstern Jahren ihrer Jugend zeigen den ungeheuern Leichtsinn der liebenswürdigen Ninon, bei Allem, was die Liebe betraf, in einem seltsamen Lichte.

Ninon wurde Mutter. Der Graf d'Estrees

und der Abbé Deffiat machten Beide Ansprüche auf die Ehre, Vater zu seyn. Sie foderten Ninon auf, zu entscheiden. Ninon weigerte sich, das Urtheil zu sprechen. Die beiden Herren wurden hitzig. Ninon nahm einen Becher mit Würfeln aus dem Damenspiel, und beredete beide Herren, um das Urtheil zu würfeln; und sie würfelten Beide darum, wem das Kind gehören sollte. Der Graf gewann; er ließ den Knaben erziehen, brachte ihn nachher, da er Vizeadmiral geworden war, in die Marine, und sorgte für sein Glück.

So weit kann Leichtsinn führen!

Noch ein Sohn, den Ninon hatte, bestrafte seiner Mutter Leichtsinn, vielleicht zu fürchterlich. Er wurde erzogen, ohne daß er seine Mutter kannte. Ninon wollte ihn gern kennen lernen, da er erwachsen war. Er wurde in ihrem Hause eingeführt. Ninons Muttergefühl erwachte gegen den edlen Jüngling. Ihre Liebe, ihre Liebkosungen, ihre Zärtlichkeit, mit der sie ihm begegnete, erregte in seinem Herzen keine Ehrfurcht, keine Dankbarkeit, sondern die allerrasendste Liebe. Er entdeckte ihr

seine Liebe; Ninon wies ihn scherzend ab. Der junge Mensch verfolgte sie, und Ninon schreckte ihn mit Ernst zurück. Vergebens.

Er überraschte Ninon eines Tages allein in einem Garten; er warf sich ihr zu Füßen, die verzweiflungsvollste Liebe sprach aus seinen Lippen, blitzte aus seinen Augen, und Ninons Augen füllten sich hier zum ersten Male mit Thränen der Reue. Unglücklicher! sagt sie bewegt: was willst du? Geh! geh! Gott! geh! denn ich bin deine Mutter! Der junge Mensch springt auf, betrachtet sie starr, zittert, stürzt aus dem Garten. Ninon hört einen Schuß fallen; zitternd eilt sie an die Gartenthüre, und findet ihren Sohn eben den letzten Seufzer röcheln. Er hatte sich mit dem Pistol aus dem Sattel seines Pferdes erschossen.

Ninon sinkt auf ihn ohnmächtig nieder, und Jahre erst konnten den Gram ihres zerschmetterten Herzens heilen.

Der Großprior Vendome liebte Ninon, und verfolgte sie unaufhörlich mit seiner Liebe. Der stolze Große fand es abscheulich, daß Ninon andere Männer liebenswürdiger fand als ihn.

Er beklagte sich sehr bitter darüber gegen sie; Ninon lächelte, und Vendome sah aufs neue sich zurückgesetzt. Er gerieth in Wuth, und wüthend lief er fort, und ließ diese vier Verse auf Ninons Toilette:

Indigne de mes feux, indigne de mes larmes
Je renonce sans peine à tes foibles appas.
Mon amour te prêtoit des charmes.
Ingrate, tu n'en avois pas.

Hinweg Liebe! sie ist meiner Liebe und meiner Thränen nicht werth! Meine Liebe lieh dir deine Reitze, undankbares Mädchen! du selbst besitzest keine.

Ninon antwortete ihm mit diesen Versen:

Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vis renoncer à me foibles appas.
Mais si l'amour prete des charmes,
Pourquoi n'en empruntois-tu pas?

Kalt gegen deine Liebe, kalt gegen deine Thränen seh ich dich mich verlassen. Aber wenn die Liebe Reitze leihen kann, warum liehest du keine von ihr?

Indeß läßt sich die ausschweifende Ninon noch immer entschuldigen: sie lebte in Paris,

mitten unter einem ausschweifenden Hofe, in dem Getümmel von Menschen, die Alles hatten, Witz, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Alles, ein leichtes und junges Herz irre zu führen, und Ninon selbst kehrte sehr bald auf den Weg der Anständigkeit zurück. Auf die ausschweifende Ninon folgte die Philosophin Ninon; und jetzt fängt sie an, ehrwürdig zu werden. Man nannte sie nun nicht mehr Ninon; man nannte sie nun die Mademoiselle de l'Enclos. Jetzt wurde ihr Haus die Wohnung der reinen Heiterkeit, der ruhigen und anständigen Freude, der Tempel der Musen, der Aufenthalt der Grazien, und das Heiligthum der Freundschaft. Sie versammelte um sich her die beste Gesellschaft, die feinsten Köpfe ihrer Zeit, und der Beweis, wie sehr man jetzt die Philosophin ehrte, war, daß selbst die ersten Damen ihre Freundschaft suchten.

Die größten Dichter ihrer Zeit lebten ihre schönsten Stunden in dem Hause der liebenswürdigen l'Enklos; da lasen sie ihre unsterblichen Werke erst vor, und unterwarfen sie dem Urtheile der Grazien. Selbst Voltaire hat sie

noch in seinem dreizehnten Jahre gesehen, und Ninon bemerkte schon damals den großen Mann in dem Knaben. Alle ihre Freunde blieben ihr treu, alle ihre Liebhaber wurden ihre Freunde, und das größte Alter gab ihr selbst noch Anbeter. Die allgemeine Achtung gegen sie wuchs mit jedem Jahre, das sie lebte, und der Ruf: man ist in Ninons Hause aufgenommen, war in Paris für jeden die unfehlbarste Empfehlung. Sie war noch liebenswürdig in ihrem achtzigsten Jahre. Die Grazien und Musen verließen erst ihre Wohnung mit ihrem Tode.

Sie starb zu Paris den 17ten Oktober 1706, in ihrem neunzigsten Jahre, allgemein beklagt. Der ewige Frühling ist gestorben! sagte einer bei der Nachricht ihres Todes; nein! sagte ein anderer: der größte Mann und das schönste Weib sind in Ninon gestorben!

Dies sagt Voltaire von ihr: „Die feinsten Köpfe des Königreichs, und die ausgezeichnetsten Menschen waren ihre Gesellschaft. Man aß alle Abende bei ihr, und da sie nicht reich war, so sorgte jeder für seinen Tisch bei ihr. Sie liebte und wechselte: es ist wahr; allein

sie wurde bald Philosophin. Sie hieß die neue *) Leontium."

„Ihre Philosophie war gedacht, fest, unveränderlich, über alle Vorurtheile und Spitzfindigkeiten erhaben. Sie fiel in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre in eine sehr bedenkliche Krankheit. Ihre Freunde beweinten ihr Schicksal, das sie der Erde in der Blüthe ihres Alters entrisse. Ach! sagte sie: ich lasse ja nur Sterbende zurück! Eine sehr philosophische Sentenz, dünkt mich. Sie verdiente die vier Verse, die ein Dichter, ihr Freund, unter ihr Bild schrieb:"

L'indulgente et ſage nature,
A formé le coeur de Ninon,
De la volupté d' Epicure
Et de la vertu de Caton.

„Sie verdiente dieses Lob in der That. Die Reitze ihres Geistes und die Größe ihres Herzens hatten ihr einen so berühmten Namen gemacht, daß die Königin von Schweden, Chri-

*) Eine sehr geistreiche und liebenswürdige Frau des Alterthums.

stina, sie auf einem kleinen Landhause besuchte, wo sie gerade sich aufhielt."

„Die nachherige Maintenon war ihre vertraute Freundin: sie schliefen einige Monate zusammen, wie es damals Mode war unter Freundinnen; allein Ninon raubte ihrer Freundin ihren Liebhaber, und sie blieben dennoch Freundinnen, und das ist nicht Mode. So groß war die Liebenswürdigkeit dieser Ninon. Sie liebte einige Zeit den Marquis von Sevigne. Der Marschall Choiseul liebte sie ebenfalls, und zählte ihr eines Tages alle seine guten Eigenschaften auf."

„O ciel! que de vertus vous me faites haïr! antwortete die witzige Ninon mit einem Verse aus Corneille. Und gewiß war sie der Mensch, der die meisten Tugenden hatte, nur Tugend im eigentlichen Sinne genommen."

So redet Voltaire von Ninon, so reden alle ihre Freunde von ihr; nicht einer, der diesem sonderbaren Mädchen nicht ein ehrenvolles Denkmal in seinen Schriften gestiftet hätte.

Wir haben noch einige Briefe von Ninon. Die bekannte Sammlung von Ninons Briefen,

ich glaube, an Sevigne, sind nicht von ihr. Ninon hat selbst über die Liebe anders gedacht. als ihr in diesen Briefen Schuld gegeben wird. Die wenigen Briefe, die von ihr noch übrig sind, enthalten meistens Reflexionen über die Unbeständigkeit des Lebens, über die Abhängigkeit des Geistes vom Körper; viel gesalzene gutmüthige Laune in Horazens Manier.

XI.

Die Damen des alten Roms.

Tout comme chez nous.

Sie, meine schönen Damen, hören so viel von den reitzenden Griechinnen und Römerinnen reden, und wenn Sie von ihnen nach dem Agathon und nach den Bildern, die unsere Gedichte von den Damen des alten Griechenlands und Roms mahlen, urtheilen sollten; so mag Ihnen doch manchmal vor ihrer Toilette das Herz schlagen, wenn Sie die ungeheure Menge der Sächelchen betrachten, die Ihr Putz nöthig macht.

Da steht die holde Römerin, in ein langes faltenreiches Musselingewand gehüllt, unter der Brust mit einem breiten Gürtel umwunden, das Haar leicht aufgeschlagen, oder in freien Locken um Hals und Nacken schwebend; da steht sie, hat die häusliche Spindel in der

Hand, und das Webeschiff oder die schöne Laute, und beschämt die Enkelin unsers großen Anherrn Herrmann, die Locke auf Locke thürmt, das Haar färbt, die Wange röthet, tausend Bänder anlegt, sich mit gemahlten Liebesgöttern und gemahlten Grazien behängt: weil, sagen die Spötter, der wirkliche Liebesgott und die wirklichen Grazien sehr selten mehr gesehen werden.

Aber werden Sie nur nicht zu roth, und sehen sie der Römerin dreist unter die Augen, und wollen Sie sich nicht etwa aus andern Gründen vor ihrer Toilette schämen? die Römerin soll Ihnen von nun an keine Schamröthe mehr abjagen. Dafür hafte ich Ihnen, meine schönen Landsmänninnen!

Zwar war eine Zeit zu Rom, da das Weib keinen andern Putz kannte, als ihre bescheidene, keusche Scham und die Natur; keine andern Schminken, als das reine Wasser der Quelle, und die reitzende Farbe der Unschuld, wo die Römerin in den Armen ihres Gemahls ihr Glück, und in ihren Kindern ihren Schmuck fand; auch wurden diese Zeiten sehr oft von

den mürrischen Männern den Enkelinnen dieser Matronen vorgeworfen.

Allein mit diesen Zeiten können Sie auch ebenfalls groß thun, meine Damen; denn die Zeiten, wo noch eine unschuldige Genügsamkeit die Kleidung erfand, und die bescheidene jungfräuliche Scham den Putz darauf: diese Zeiten sind auch bei uns gewesen, und le bon vieux tems! Sie sehen, wie diskret ich bin; ich sage das Unangenehme Ihnen wenigstens in der Modesprache, und jene gute alte Zeit könnten Ihnen ebenfalls Ihre Herren Väter und Gatten zum Vorwurf machen, wenn wir Männer nicht wüßten, daß dieser kleine Fehler unheilbar bei Ihnen ist, eben so gut, als er bei den römischen Damen unheilbar war.

Indeß muß ich denn doch Ihnen ehrlich zugestehen, daß wir dennoch, bei allen Ursachen, die wir haben mögen, über den weiblichen Luxus aufgebracht zu seyn, noch ganz wohlfeil wegkommen, in Vergleich mit den Römern.

Aus Griechenland kam der Luxus nach Rom, so wie er zu uns von Paris gekommen ist. Schon vorher hatten die römischen Da-

men manchen Versuch gemacht, den lästigen Zwang der strengen römischen Kleiderordnung abzuschütteln, der kaum in Venedig stärker seyn kann: sie durften keine farbigen Kleider, kein Gold, keine Stickerei tragen; sie durften in und nahe um Rom keine Equipagen halten.

Sie seufzten im Stillen über dieses tyrannische Gesetz ihres Vaterlandes; endlich wußten sie verschiedene Herren von großem Einfluß in ihr Interesse zu verwickeln, und man that den Vorschlag, diese Kleiderordnung abzuschaffen.

Bei der Eroberung der Bastille sind die Pariser Damen nicht geschäftiger gewesen, als die Römerinnen bei dieser Angelegenheit; und gewiß ist diese Angelegenheit auch den Damen wichtiger, als alle Bastillen auf der Erde. Sie verließen, alt und jung, Matronen und junge Mädchen, ihre Häuser; sie stürzten auf die Gassen; sie fleheten, mit Thränen in den schönsten Augen, mit offenem, vor Angst wallendem Busen die vorübergehenden Senatoren an, sich doch der Kleider der armen Weiber anzunehmen. Ein allgemeines Seufzen tönte auf allen Gassen; die ehrwürdigen Rathsherren waren

noch nie von schönern Lippen, von so schönen flehenden Augen um ihre Stimme gebeten. Hier drückte ein reitzendes Mädchen einen alten Mann heftig an die schöne Brust, und bat ihn so schön, so rührend, daß er wohl noch mehr versprochen hätte. Die jungen Senatoren besonders nahmen den Zeitpunkt wahr, sich tausend Dinge für ihre Stimmen versprechen zu lassen, um die sie schon lange vielleicht vergebens geseufzt hatten.

Ein ängstliches Erwarten lag in allen Blicken: kurz, Rom sah einer Stadt ähnlich, welche von wilden Kosacken im Sturme erobert ist; überall sah man Damen mit fliegendem Haar, mit nassen Augen, mit ringenden Händen.

Der einzige Kato hatte sich an diesem Anblicke geärgert: Kato, der ärgste Feind aller Eleganz. Die Schönheit war nie seinem Herzen gefährlich geworden: ein weißer Arm, eine volle Brust, eine schöne Wange, ein schmachtendes Auge war für sein steinernes Herz von sehr geringer Bedeutung. Eine Hand, welche die Spindel faßte, galt ihm mehr, als alle,

auch die rundesten und weißesten Arme der mäßigen Damen.

Sie können leicht denken, daß dieser Kato es sehr übel nahm, wie er die glänzende Assemblee der römischen Schönen auf der Gasse und am Markte antraf.

Es ist wahr, er redete diesen Tag sehr derb gegen die Damen, und manche Ausdrücke in seiner Rede sind so arg, daß man es kaum wagen dürfte, sie zu wiederholen, wenn man nicht längst den Kato kennte.

So sagte er zum Beispiel, nachdem er sich im Anfange seiner Rede lustig über die Damen gemacht hatte: ich bitte euch, ihr Herren, laßt den Weibern den Zügel nicht schießen! Glaubt ihr, sie werden sich selbst ein Ziel setzen, so kennt ihr das unbändige Thier, das Weib heißt, noch nicht! Sie werden von Thorheiten zu Rasereien, von Rasereien zu Verbrechen springen; sie werden euch unterjochen, euch Römer, die ihr die Welt unterjocht habt; gekräuselte Locken werden euch regieren; ein Busen euch zerschmettern, und eine weiße Hand wird Rom zum Hohngelächter der Welt machen.

Die Herren lachten über diese Drohungen; Kato ärgerte sich über seine Kollegen; die Damen triumphirten, und nach einigen Jahren gestanden die weisen Herren, daß man wohlgethan haben würde, dem Rathe des alten Kato zu folgen, und noch nach einigen Jahren seufzte man heimlich darüber, daß Kato's Prophezeihung eingetroffen wäre.

Denn der blutigste Krieg kostete, ohne Uebertreibung, in einem Jahre nicht so viel, als der Putz der Römerinnen in eben so viel Zeit. Rom hätte Asien, Europa und Afrika ausgeplündert, und die römischen Damen plünderten Rom aus. Sie werden selbst zugestehen: es war zu arg! Ich lasse es gelten, wie es meine schönen Landsmänninnen machen; da heißt es: leben und leben lassen. Der Luxus bringt wohl einmal hier eine Familie an den Bettelstab, und dort eine; ein alter Greiß muß sich wohl am Abend seines Lebens Bequemlichkeit und Ruhe versagen, weil seine Töchter eben sowohl ein gesticktes Karako haben müssen, als andere; indeß werden wir es doch noch ein zwanzig Jahre ansehen können, ehe wir so weit

kommen, als die römischen Herren, nach der Aussage ihrer Moralisten, gekommen waren.

„Vor allen Mänteln, Kleidern, Gürteln, Perlen und Edelgesteinen des Weibes, blieb dem Manne nicht so viel übrig, seiner Verzweiflung einen Strick zu kaufen."

Doch eigentlich, meine Damen, wollte ich von dem Putz der Römerinnen reden; — und von diesen Eleganzen auf einen Strick für die Verzweiflung zu kommen, ist, ich gestehe es, ein ziemlicher Sprung.

Der Haarputz der Römerinnen ließ einfacher, als der Ihrige; allein er ließ nur so; denn bei dem Gebäude der Locken waren wenigstens zwanzig Hände, und noch mehrere Augen und Zungen beschäftigt.

Stellen Sie sich eine römische Toilette vor. Da saß vor einem großen polirten metallenen Spiegel die junge Frau: Gesicht, Busen und Hände mit einem Mehlbrei überkleistert, eine Maske, die Kinder fürchten zu machen. Das war das gewöhnliche Hausgesicht der Damen für Mann, Kind und Gesinde, das Visitengesicht saß drunter; und ein Paar schöne

Augen sahen aus dieser abscheulichen Larve hervor, und trösteten den Mann über den schauderhaften Anblick.

Das war wieder arg und ärger, als Sie es machen. Was sich unsere Damen höchstens erlauben, ist nur dagegen wenig. Sie erscheinen nur vor den Augen des Mannes höchstens in schmutzigen Kleidungen, mit finstern, mürrischen Blicken, einer rauhen keifenden Stimme, aber doch mit ihrem eigenen Gesicht. Unsere Damen haben nur Visitenkleider, und einen Visitencharakter, das ist Alles!

Der Mann mit den verwünschten Digressionen!

Sehen Sie, auf der Toilette der Teigmaskendame liegt ein Berg Haarzöpfe, in Flechten, in Chignons, in Locken verarbeitet; und dieser Berg erwartet die Ehre, auf dem kleinen Oval der Dame zu prangen.

Sehen Sie um die Dame her zehn andere Frauen: ein wahrer Staatsrath, die sich versammelt haben, um über jede Locke ihr Urtheil zu fällen.

Wenigstens drei Jungfern stehen hinter der Dame: jede hat ein eigenes Geschäft, jede einen eigenen Namen: femme de parure, femme de chambre, femme d'atours.

Freilich auf Griechisch; denn man nannte alle die Dinge, die ein Frauenzimmer betrafen, eben so wenig römisch, als wir sie deutsch nennen. Man hatte so gut seine Modesprache, als wir die unsrige.

Jetzt trat zitternd die Psekas zu ihrer Gebieterin, und fragte mit einer bebenden Stimme: wie befehlen Sie heute aufgesetzt zu werden? à la Phöbus oder à la Diana? *) Und nun wurden entweder Flechten wie Schlangen in schönen Windungen um den Scheitel hergelegt, und Alles in ein Netz von Flor gefangen: oder man kräuselte das Haar in tausend Locken, ließ einen Theil desselben auf die wei-

*) Talis es assumta, Phoebe canore, lyra;
Altera succinctae religetur more Dianae.

Lassen Sie sich diese beiden Verse übersetzen und Sie werden sehen, daß es wörtlich wahr ist, woran Sie vielleicht zweifeln.

ßen Schultern niederrollen, brannte sie mit einer großen heiß gemachten Nadel, und steckte sie fest. Dieser Moden waren tausende. Man setzte sich auf à la casque, à la bouclier. Man trug Hüte, Diademe, Perlen, Juwelen, Ringe, Bänder und Flor in den Haaren.

Gelbes Haar war damals in der Mode: also färbten sich die Damen das Haar gelb, man puderte es mit gelbem Staube, man begoß es mit wohlriechenden Essenzen: ja, zuweilen ging der Luxus so weit, daß man es mit Goldstaube puderte. Der Kaiser Kommodus, mit seinem goldnen Haar, sah im Sonnenschein aus, als ob sein Kopf brannte.

Sie lächeln?

Man schminkte sich mit Roth und Weiß, wie unsere Damen; von der Mehlmaske habe ich oben schon geredet. Diese Larve wurde dann, wenn die Dame ausgehen wollte, mit Eselsmilch abgewaschen. Milchende Eselinnen waren also damals so im Preise, wie jetzt die Haare der Biber; und Poppäa, Nero's Gemahlin, hatte in ihrem Gefolge, wie sie ins Elend ging, fünfhundert dieser Thiere. Diese Pop-

påa hatte auch einer Schönheitssalbe von ihrer Erfindung ihren Namen gegeben, die sehr häufig von den römischen Damen gebraucht wurde.

Goldgelbe oder dunkelschwarze große Augenbraunen waren auch du dernier gout.

So viele Mühe, so viel Geld auch nun Gesicht und Haar kosteten; so waren doch die Kleider, welche sie trugen, weit theurer.

Man trug gefärbte wollene Kleider, und seidene von der Insel Cos. Der Purpur, womit man die Kleider färbte, war ungeheuer theuer. Der beste Purpur spielte ins Blaue, und die Raserei, sich in diese Farbe zu kleiden, ruinirte viele der reichsten Familien.

Die Coische Seide war vielleicht keine eigentliche Seide; indeß waren die Kleidungen kostbar genug, weil sie mit Goldfäden durchwirkt waren.

Die eigentliche Seide kam aus Indien, und war so kostbar, daß sie mit reinem Golde aufgewogen werden mußte. Diese Gewänder waren so durchscheinend, daß sie ein Spötter eine gewebte Luft nennt; und noch schlimmer

war es, daß viele Damen so heroisch dachten, unter diesem Nebel kein Unterkleid von dichterm Stoffe unterzuziehen.

Sie sehen also aus allen diesen, daß sie vor Roms Töchtern nicht zu erröthen nöthig haben. Auch sogar ein Journal des Luxus und der Moden hatten die Römerinnen. In diesem Buche, das ein schöner Geist, Ovidius, herausgab, machte die Kunst zu gefallen einen Hauptartikel aus; und es wäre nicht übel, wenn in unserm rothen Buche diese Kunst auch eine eigene Rubrik bekäme: oder wenn Ihnen Herr Kraus und Bertuch wenigstens das Rezept zu der Brodmaske aus diesem Buche mittheilten.

Und damit Sie nicht etwa glauben, dieses Alles sei aus der Luft gegriffen; so will ich Ihnen hier eine Stelle aus einem Lobgedichte des Juvenal auf seine Landsmänninnen, die Römerinnen, hersetzen; schade, daß ich nichts von der Dichtkunst verstehe: denn in Versen soll sich es gut lesen lassen.

Er läßt die Damen die Musterung passiren für einen Freund, der auf Freiersfüßen

geht. Er hat schon verschiedene Fehler der Damen durchgenommen, und kömmt auf die femme savante! —

Allein die elegante Dame, ruft er aus, die, Freund, die erlaubt sich Alles, sobald sie die Perlenschnur um den weißen Hals, und die schönen Ringe in den Ohren hat: und ist sie reich dazu, o, so bewahren die Götter einen Mann davor! — Sieh, eine ekelhafte Mehlmaske, oder die duftende Salbe der Poppäa, bedeckt das Gesicht deines Weibes, und du, gutherziger Mann, besudelst die Lippen an ihren Wangen. Jetzt wäscht sie die Wangen; du meinst für den Mann? mit nichten! für den Geliebten, den sie erwartet. Der Mann erstaunt über das neue Gesicht, und erkennt erst sein Weib, wenn sie sich in Milch gebadet hat.

Und das nennst du schön? dieses Gesicht, das einem Geschwür gleicht, schön? Denn das eigentliche Gesicht ist nicht für dich da, die Maske ist dein!

Heute, heute, ruft sie, muß ich reitzend seyn, wie die Liebesgöttin! Du lächelst, denn es ist dein Geburtstag: armer betrogener Thor! —

Eine Parthie de Plaisir in dem buschigten Garten ihres Geliebten erwartet sie, oder gar — das abgelegene Häuschen einer Kupplerin.

Ruft mir meine Jungfer! — Mädchen, wie hoch sitzt die Locke? Bist du rasend? und patsch! patsch! steht das arme Mädchen da, auf den rothen Wangen den vollen Beweis, daß ihre Dame fünf Finger hat.

Noch einen Blick in den Spiegel: Heilige Venus, wie fürchterlich seh ich aus! und nun fliegt Pomade, Schachtel, Brenneisen dem armen unschuldigen Mädchen in die Augen.

Die Locken werden aufgethürmt, und hoher Rath über jede Locke gehalten: und ängstlich steht die arme Dame da, und erwartet das Urtheil über die Frisur, als ein Todesurtheil.

Locke über Locke, ein himmelhohes Gewölbe! Sie steht vor dir, und du staunst eine Riesin an: sie dreht sich um, die Riesin verschwindet, und eine Zwergin auf stelzenhohen Schuhen steht vor dir.

Kein Lächeln für dich, kein gütiger Blick! Sie lacht, wenn sie dich bei dem Rechnungsbuche mit kummervollem Gesicht sitzen sieht; sie

ist dir fremder, wie deine Nachbarin; sie nimmt weiter kein Interesse an dir, als daß sie dir die Rechnungen der Putzmacherin zuschickt, deine Bedienten plagt, und deine Freunde zum Hause hinausbrummt.

So spricht der Dichter von den römischen Damen und ihrem Putze. Der Himmel behüte uns, daß nicht ein Dichter einmal auf den Einfall kömmt, die Lebensart unserer Damen so zu travestiren. Indeß es wird wohl unterbleiben; denn man weiß ja, daß die römischen Damen, trotz dieser Satyren, noch immer fort sich putzten, ihre Gesichter bekleisterten, ihre Jungfern von ganzem Herzen plagten, und ihre Männer so arm machten, daß ihnen nicht so viel übrig blieb, einen Strick zu kaufen, sich zu hängen.

XII.

Diogenes von Sinope.

So gehe ich von Korinth nach Argos, voll Muthmaßungen und Gedanken.

In Argos hatte ich einen Gastfreund, den alten blinden Ergasilaus, der noch ein Jugendfreund von meinem Vater war. Er nahm mich freundschaftlich auf: Guten Tag, Diogenes! Guten Tag, Ergasilaus, und unsere Freundschaft war geschlossen. Ein Zimmerchen an einem kleinen Garten, eine kleine Bibliothek, eine Laute machten mein Ameublement.

Lange hatte ich nicht so bequem gewohnt. Ich streckte mich auf den Sopha, den Homer in der Hand, und schlief über der schönsten Scene ein. Nach einigen Tagen aß die Nichte meines Alten mit uns: ich hatte sie schon durch mein Fenster unter den Rosen im Garten gehen sehen. Schlank wie eine Tanne, fein

gebaut; und was mir sonderlich gleich beim ersten Anblick gefiel, war ihr Gang.

Er war keck, rasch, leicht und schwimmend. Meine Neugierde war gestillt: ich nahm weiter keinen Antheil an dem Mädchen. Wie sie mit uns aß, so sah ich kaum hinüber; wie ich denn das Anstarren, womit unsere Jünglinge die Mädchen zum Erröthen bringen, von Herzen hasse.

Ich sprach mit meinem Alten von seiner Jugend, von seinen Feldzügen, von seiner verstorbenen Frau, von seinem Sohne, der gegen die Athener geblieben ist. Der Alte erzählte ämsig; ich schwieg und hörte ämsig zu; und die Kleine bestätigte, wenn der Alte sie auffoderte, mit einigen Worten die Lobeserhebungen seiner Frau und seines Sohnes.

So ging es einige Mittage, und ich hatte keine Langeweile: der Alte redete in einem fort; ich beschäftigte mich mit meinen Gedanken, und die Nichte schien eben die Parthie ergriffen zu haben. Wir waren mit einander zufrieden.

Einen Mittag kommt der Alte auf die Leitung der Götter, zeigt aus seinem Leben uns Beiden sehr deutlich, wie man es denn gewöhnlich so macht, daß er der Gegenstand einer ganz besondern Führung der Götter gewesen sei. Seine Blicke waren heiter, und mit einem Eifer, den nur die Eigenliebe, sich als den Gegenstand der Aufmerksamkeit der Götter ansehen zu dürfen, geben kann, deklamirte er gegen die Gottesläugner.

Mir war das nicht weiter auffallend. Ich lächelte und nickte vergnügt mit dem Kopfe, wenn er mich Beifall fodernd ansah.

Siehst du, Kind, mit diesen Worten wendete er sich auf einmal an die Nichte: die Götter machen Alles gut!

Der Ton des Alten, der Blick der Nichte, ihr Blick, der auf einmal fest und scharf wurde, und sich dann leicht und mit einem sanften Unmuthe zur Decke wendete, zeigten mir, daß der ganze Panegyrikus der Götter die Nichte gegolten; allein, daß die Nichte noch Manches dagegen zu sagen hatte.

Sie schwieg, allein mit einem Auge, welches deutlich sagte, daß noch Vieles darauf zu erwiedern stehe. Sie wurde unruhig, als ich etwas, ich weiß nicht mehr, ob zur Bestätigung oder Widerlegung des Alten, sagte.

Dieser fing von Psychens Vater an zu reden — Psyche hieß seine Nichte —; kaum aber hatte er angefangen, so stieg eine Röthe nach und nach unter die Augen des Mädchens.

Dein Vater — sagte der Alte in einer Wendung des Gesprächs, mit einer zärtlichen Stimme, und wendete sich zu ihr —

Mein Vater! wiederholte sie innigst bewegt, und legte die Hand unter ihre linke Brust sehr fest; ich konnte das an den Falten des Schleiers sehen.

Mein Vater! wiederholte sie noch einmal; ihr Auge war naß geworden. Sie beugte sich vorwärts, sah traurig lächelnd vor sich nieder, falzte zwischen zwei weißen runden Fingern ein Rosenblatt, stand dann auf, und ging rasch hinaus.

Unser Gespräch war gestört: wir gingen auch. Ich sah sie noch eine Stunde, käm-

pfend mit sich, im Garten auf- und abgehen; bald ging sie rasch, bald langsamer; dann stand sie einige Sekunden, trat jetzt fest auf, jetzt leiser, setzte sich, und die Scene, die ich aus meinem Zimmerchen mit ansah, endigte sich mit einem stillen Weinen.

Ich war neugierig geworden: was hat dieses reitzende, junge, liebenswürdige Geschöpf schon mit den Göttern zu zanken? Nach einigen Tagen weiß ich denn Folgendes:

Ihr Vater, der sie in der Einsamkeit erzogen hat, an dem ihr ganzes Herz hängt, wird krank; sie liegt unablässig vor den Altären der Götter; sie benetzt den kalten Stein mit Thränen; sie ringt die Hände, und — der Vater stirbt.

Psyche steht an dem Bette ihres sterbenden Vaters, mit einer ruhigen vertrauenden Miene: er kann nicht sterben! ruft sie, und eben, eben streckt er ihr die kalte Hand entgegen; sie zuckt in der ihrigen, wird immer kälter, und ist todt.

Todt? ruft die Tochter, und kann sich nicht überzeugen, und wie sie überzeugt ist, so wirft

sie einen bittern, kalten Blick gen Himmel; und seitdem sucht sie jede Gelegenheit auf, von Unglück zu hören, um ihren unnatürlichen Glauben an einen blinden Zufall ihrem Herzen zum Trotz zu stützen.

Ich lasse das gut seyn.

In den Stunden, wo sie heiter war, glänzte ein feiner spottender Witz, wie ein Blitz, durch die Wolke ihrer Trauer.

Mein Alter, der, wie alle Menschen, nach seinen Schicksalen und Empfindungen seine Religion zugeschnitten hatte, und seine Schicksale waren sehr ruhig und eben gewesen, stritt mit einer gutherzigen Toleranz für den Glauben an die guten Götter; hatte tausend Begebenheiten aus seinem Leben, wo er ruhig gehofft, und sich nicht in den Göttern betrogen hatte, als Beweise für seinen Satz anzuführen; führte sein Pflegma, sein schwer zu erschütterndes Empfindungssystem so gutmüthig als Folge seiner Ueberzeugung in der Rechnung mit auf, daß es eine Aufgabe für den sinnreichsten Sophisten in Athen gewesen seyn sollte, diesen Mann in seinem Glauben wankend zu machen.

Sein Glaube war schon lange Mechanismus seines Körpers, so gut wie seine Verdauung; so wie es denn gewöhnlich mehr oder weniger mit unserm Glauben so steht; und was den Handel noch schlimmer machte, so war ihm sehr daran gelegen, seine Nichte zu bekehren, und er fing allemal schon mit einer triumphirenden Miene den Dispût an, und konnte nicht begreifen, daß seine Nichte da schwarz sah, wo er, wie er mir, von seinem Sessel aufstehend, und die beiden Hände gegen mich über den Tisch zusammenschlagend, heftig versicherte: wo er hell und deutlich weiß sähe.

Ich hätte mich an dem Schauspiele ergötzen können, wie diese beiden Menschen, mit dem besten Herzen von der Welt, Antipoden, durch kleine Zufälle des Schicksals geworden waren, wenn ich nicht deutlich gemerkt hätte, daß die Versicherung seiner Ruhe und seiner Ergebung in seine Schicksale Psychens Bitterkeit vermehrte, mit der sie ihren Verlust, und den Schmerz darüber als einzig, als eine Folge der Härte der Gottheit gegen sie allein, betrachtete.

Ich nahm mich des Mädchens an: ich gab

dem Alten in so weit Recht, daß er billig so denken müßte, als er dächte, und daß selbst seine Zufriedenheit ein ihm von den Göttern geschenktes Gut sei; so wie denn Psychens Zweifel, setzte ich hinzu, eben sowohl Leitung der Götter seyn könnten.

Psyche ergriff diese Sophisterei begierig, um sich gegen des Alten Vorwürfe zu sichern; und er sah sich gefangen, da er nach seinen eigenen Behauptungen nicht leugnen durfte, daß Alles Leitung der Götter sei.

Ich und die Nichte trieben nun den Alten einige Tage wacker ein, und er hielt nun wenigstens nicht mehr so hitzig auf dem gelehrten Kampfplatze.

Jetzt erschien auch noch Psychens Verlobter, ein guter Junge. Es ist wahr, Psyche war vor Freuden außer sich; doch hatte dieses Entzücken so viel Kostbares, daß ich es mehr auf Rechnung ihres guten Herzens und ihrer Pflicht, als ihrer Liebe schrieb. Selbst, wenn er neben ihr saß, und ihre Hand an sein Herz drückte, war ihr der Name ihres Vaters die Losung zu unverstellten Thränen.

Der Geliebte reiste ab: man weinte; man wollte nicht aus seinen Armen; allein einige Stunden nach seiner Abreise ging Alles den vorigen Gang.

Ich wurde indeß mit Psychen bekannter: meine Erzählungen erheiterten sie merklich; wir fanden uns richtig Morgens eine Stunde, und Mittags eine Stunde im Garten ein. Was dem Alten nicht gelungen war, Psychen zu beruhigen, wollte ich versuchen, und der Versuch kostete mir mein Herz.

Ich zeigte ihr das ganze menschliche Geschlecht als ein Ganzes, und die Gottheit im Zusammenhange mit den Menschen. Sie fiel sehr bald selbst darauf, daß, wenn die Gottheit Zwecke mit dem Menschen habe, dieser Zweck wohl nicht einen einzelnen Menschen, sondern das ganze Geschlecht treffen müßte.

Ich ließ sie nun einige Tage in Ruhe: und sie erschrack vor Freude, wie sie an einem heitern Morgen darauf fiel, daß der Zweck der Gottheit mit dem Menschen nur seine Kraft zu denken und zu empfinden betreffen müsse, und dann — rief sie mit strahlenden Augen —

dann kann in diesem Leben die Bestimmung der Menschen nicht geendigt werden! Es muß ein Leben nach dem Tode seyn!

O weh dem Menschen, daß Betrüger oder kalte grübelnde Köpfe ihm oft die Religionen gegeben haben! Wie reitzend werden die Systeme, welche ein gefühlvolles Herz erfindet, und welche die Tugend ausbildet!

Ihre Freude darüber war auch so ungestüm, daß ich leicht sah, sie hatte auch an der Fortdauer des Daseyns gezweifelt. Auch jetzt noch entstanden jeden Morgen neue Zweifel, deren Auflösung ich zwar vorbereitete, aber die ich mich wohl hütete, aufzulösen. Wie leicht hätte eine kleine Vorstellung von mir, für die ihr Gefühl keinen Sinn hatte, dieses ganze Gebäude ihrer Ruhe wieder über den Haufen stürzen können. Sie mußte also alle ihre Zweifel selbst lösen.

So wurde nach und nach in dieser schönen Seele ein System der Ruhe und Zufriedenheit fest, für die ich alle Systeme, von Orpheus an bis auf den göttlichen Plato, wie taube Nüsse gegeben haben würde.

Heute, rief sie mir einen Morgen mit einer dankbaren Heiterkeit entgegen, heute habe ich meinem Vater die letzte Thräne geweint! Er war ein Bäumchen in der großen Baumschule; der weise Gärtner verpflanzte ihn zu einer Zierde des Gartens, in dem ich auch dereinst blühen werde: ich klagte darüber, weil bei seinem Herausnehmen mir Schatten und meine Stütze genommen wurde!

Natürlich mußte nun ihr Geist bald auf die Mittel fallen, wodurch die Gottheit diese Zwecke mit den Menschen erreichen wolle! Ich hütete mich sorgfältig, mehr zu thun, als nur hin und wieder einen Stein aus dem Wege zu räumen, der dem ganzen Systeme hätte gefährlich werden können. Ihr schönes, gütiges, menschliches Herz konnte auf nichts anders fallen, und fiel auch auf nichts anders, als auf die Tugend.

Tugend, was sie auch unserm Herzen kostet, ist das Einzige, was uns aus dem Staube zu den Göttern begleitet! rief sie, und ihr System war fertig und so, wie es eine so

schöne, so einfache, so gute, so demüthige Seele, wie Psychens, bilden konnte.

Sie bildete es nun in allen Theilen aus, und ich half so ämsig daran, als ob es das System einer ganzen Welt hätte werden sollen: und was verlöre die Welt, wenn sie es befolgte?

Du sagst: Träume! allein Träume, die das Herz beruhigen, und ihm die Kraft geben, wenigstens sich gegen die Bübereien zu schützen, die den bequemen Systemen der Reichen so geläufig sind.

Psyche wurde ruhig, und diese Ruhe dankte sie mir; wir setzten unsere Spatziergänge fort: sie hing an meinem Arme, und schwatzte mit der innigsten Vertraulichkeit; ich ging neben ihr, ohne Gefahr zu ahnen. Unsere Herzen glichen der ebenen Fläche eines See's, auf dem auch der leiseste Hauch des Windes ruht, und ich hätte in dieser Hütte so ein Jahrhundert leben können, ohne je auf den Einfall zu kommen, mich um die Begebenheiten der Griechen zu kümmern.

Sie erhält einen Brief von ihrem Verlobten: ich hatte ihn oft so nennen hören; mir war es nie aufgefallen; jetzt fiel es mir auf. — Ihr Verlobter? — Es war nicht die Empfindung des Hasses, sondern eine bloße thatlose Widrigkeit, die mich bei dem Namen überfiel.

Sie sprach den Abend von ihm; mir war das zuwider. Ich drückte ihr die Hände, ich betrachtete sie im Gehen, ich erzählte ohne Kopf, hundertmal stieg mir die Frage auf die Zunge: Psyche, liebst du ihn?

Zuletzt wurde ich still und mürrisch, und ging, weil ich merkte, daß ich bitter gegen das Mädchen werden könnte. Nun saß ich, und überlegte und fühlte, daß ich Psychen mit Heftigkeit liebte.

Liebe? — Was heißt das? sag ich zu mir selbst: du weißt, wie ich über diese Liebe denke. Ich lachte laut über mich selbst. Nun, wahrhaftig, sag ich in mir: wenn Diogenes Ketten schleppt, die er nicht abwerfen, über die er nur spotten kann: was tadele ich denn die Menschen? Ich beschloß, mich zu bewachen,

damit diese alberne Grille, die Liebe, nicht Herr über mich werden sollte.

Mein Plan war gemacht: ich will mit Psychen umgehen, wie sonst; eben die Heiterkeit, die Ruhe der Empfindung, die nun schon einen Monat das Glück meines Lebens ausgemacht hatte, soll von nun an zurückkehren. Ich lache noch einmal laut über die Schwäche meines Herzens, und lege mich nieder.

Am Morgen geh ich mit Psychen: die alte Heiterkeit, ein wenig gezwungen; aber doch war ich mit mir zufrieden. Am Abend scherzte ich über ihren Verlobten mit ihr: sie ward ernsthaft, und scherzte endlich mit auf seine Rechnung.

So dauerte es einige Tage: ich ertappe mich auf Unregelmäßigkeiten; allein ich verbessere sie, und es ist gut. Doch konnte ich niemals eine bittere Empfindung unterdrücken, wenn sie mit Herzlichkeit von Kleon redet.

Das Alles wiegte sich wieder in Vergessenheit. Sie wird bald ernst, bald wieder heiter. Ich drücke ihr die Hand, sie die meinige; wir

gehen Stunden, ohne zu reden, neben einander. Mein Herz schlägt unruhig, wenn sie nicht sogleich kommt. Ich überlege, wenn ich allein bin, entschließe, und mache es heut wie gestern.

Liebt sie ihn? das ist die einzige Frage, die ich bedenke, die ich beantwortet haben möchte, die in den einsamen Stunden mich allein beschäftigt. Liebt sie ihn? so frage ich mich, wenn ich erwache, und wenn ich mich niederlege: ich kann der Unruhe nicht widerstehen.

Ich scherze mit der höchsten Angst über Kleon; ich necke sie mit ihrer Liebe. Sie steht mit mir in dem schönsten Theile des Gartens im Gebüsch: ja, mein Kleon! mein Kleon! ruft sie, bei einer meiner Neckereien, mit einem, wie mir es schien, unverstellten Entzücken.

Eine starre Kälte ergreift mich; ich presse die Lippen auf einander, breche kurz ab, werde ernst und bitter, treibe Possen, und gehe wieder still für mich; und auch sie bleibt den Abend durch ernst und zurückhaltend.

Ich gehe hinein, werfe mich auf mein Lager, rede mit mir selbst, verwünsche den Kleon, mich selbst, Psychen, und die Welt!

Nach einem stundenlangen Sturm meiner Empfindung, in denen mein gekränkter Stolz den Sieg davon trug, beschließe ich, sie zu verlassen, und mich aufs neue mit einem dornenvollen Herzen durch die Zeit zu arbeiten. Muthig ist mein Entschluß gefaßt; ich gehe den Morgen nicht in den Garten, ich gehe zu ihr in ihre Wohnung, und treffe sie allein. Unser Alter wartet den Morgenschweiß nach seiner Gewohnheit ab.

Ich komme finster hinein: was bringst du, Diogenes, frägt sie betroffen.

Ein Lebewohl! antworte ich stolz und kalt: ich will heute nach Sparta abreisen.

Und da?

Will ich Linsen zählen, damit die Zeit hingeht.

Sie lacht, und nimmt es für Scherz; ich versichere finster und kurz.

Die Unterredung wird lebhafter, nach und nach sentimental. Ich vergesse im Feuer meine

Rolle, die mein Stolz so schön die Nacht einstudiert hatte. Sie merkt, es ist mein Ernst.

Abreisen? Du? sagt sie, betrachtet mich starr, und schlägt das Auge nieder. In meinem Herzen erhebt sich in diesem Augenblicke ein unruhiges, dumpfes, wollüstiges Gefühl. Meine Brust war voll. Was ich sagte, was sie sagte, ist meinem Gedächtniß entgangen; kaum, daß ich jetzt noch einige äußere Zeichen unsers Gesprächs weiß, woraus du es dir, nach Maaßgabe deiner Phantasie, zusammensetzen magst. Sie stand betrübt vor mir an einen Tisch gelehnt; ich mochte gehen wollen, sie hielt mich auf.

So standen wir bald an der Thüre, wohin sie mich mit Bitten verfolgte, zu bleiben, die ich abschlug; und dann drehete sie sich kalt ab, und ich folgte ihr ins Fenster mit meinen Bitten oder Vorwürfen, bis wir denn wieder die Rollen wechselten, ich den Stolzen, sie die Flehende machte.

Mit jedem Augenblicke wurde meine Brust voller, meine Empfindung herrschender und hinreißender.

Von den letzten Augenblicken kann ich dir nichts sagen, weil ich nichts weiß, als daß sie heftig weinte. Ich war beklommen; die Zeit hörte für meine Gedanken auf; es war Ein Moment, den ich empfand.

Sie lag in meinen, ich lag in ihren Armen; ich wurde an ihre Brust gedrückt, heiße Lippen berührten meine Wangen, ein nasses Auge ließ Thränen auf meine Stirn fallen.

Jetzt kann ich dir wieder Rechenschaft geben: ich fühlte den Tag über, der mir hinging wie ein Blitz, einen beständig abwechselnden Sturm von großen seltenen Empfindungen ohne Namen. Es war, als ob ein stürmendes Meer in meiner Brust tobte. Ich blieb allein; ich fühlte, mir war selbst in ihren Armen nicht so wohl gewesen, als in dem nach und nach hinsterbenden Genusse dieser schönen und großen Empfindung. Es war der schönste Selbstgenuß, dessen der Mensch fähig ist. Ich bedurfte gar keines Gegenstandes von außen; meine Welt, mein einziges Sensorium war in meinem Herzen; und ist dieses die stete Empfindung der

Götter, wie einige Weise behaupten, so begreife ich nicht, wie die Welt und unsere Schicksale sie interessiren können.

Der Sturm schwieg endlich; ruhigere Empfindungen machten der Ueberlegung Raum. Ich ehrte, ich liebte Psychen wirklich; ich fühlte mich noch immer stark genug, mein Glück, das in einem Rosenlichte vor mir stand, ihrer Ruhe aufzuopfern, und mich zu entfernen.

Hätte sie, wie ich selbst, gedacht, so war ein glückliches Paar unter den Menschen, und du erhieltst ohne Zweifel nicht eine Zeile aus dieser Hand mehr, die nur aus langer Weile den Griffel zum Schreiben ergriffen hat.

Ich beschloß, dieser schönen Seele keine Gewalt anzuthun: ihre Empfindungen, ihre Entschlüsse sollten meine Handlungen bestimmen. Doch ich muß dir gestehen, ich fürchtete eben so sehr den Sieg ihrer überspannten Tugend über ihre Liebe, als ich entschlossen war, mich zu resigniren.

Ich sprach sie am andern Morgen. Ihr Benehmen war heftig, unruhig, zerstreut und

ungleich; auf ihren Wangen hingen noch leichte Spuren des Wachens und des Weinens; doch gedachte sie mit keinem Worte der gestrigen Scene.

Ihr Herz sah ich in ihren Blicken, in ihren Seufzern, in ihren Bewegungen, und ihr Tugendsystem in ihren Worten: zwar mußte ihr Herz natürlich mit jedem Momente den Kopf überwältigen. Sie drückte mir die Hände, und ließ sie schnell fahren, als ob sie erschräck; sie lehnte sich im Gehen vertraulich an mich, und riß sich dann heftig los; jetzt lag in ihrem Auge eine zärtliche Trauer, dann rollte sie es wild hin und her.

Wir sprachen wenig und ohne Zusammenhang; ein stetes Hin- und Herwerfen eines Meeres, von zwei entgegengesetzten Winden aufgestürmt, war das Bild ihrer Seele.

Sie verließ mich, im Innern gequält; lange, lange kämpfte sie, bis sie mir gestand: ich liebe dich! und von diesem Augenblicke an wurde sie sparsam mit den äußern Liebkosungen, als ob sie mir von einer Seite etwas entziehen

müßte; außer wenn ihr Herz, oder ihre tiefgepreßte und verhaltene Empfindung losbrach, so war sie heftig und leidenschaftlich.

Ich blieb ruhig, ich ließ den Sturm vorübergehen, und nun führte ich das Bild ihres Verlobten nur in gleichgültigen Beziehungen vor ihre Seele. Sie zitterte. Ich führte sie leise auf den Gedanken einer Untreue an ihrem ihm gegebenen Worte, und sah mit Schmerz, daß ihre Tugend in dieser Untreue ein Verbrechen sah.

Ich war auch jetzt entschlossen, nichts zu thun, um ihrem Auge die schwarze Farbe zu nehmen, wodurch sie sah. Was haben wir armen Sterblichen Besseres, als unser Gewissen, und den Stolz, es nie verletzt zu haben. Ich fühlte es, meine Liebe würde gesiegt haben; allein ich hätte diese feste Ruhe ihres Herzens vielleicht bis ins Grab gestört; und was, was hätte ich ihr dafür bieten können? — Die hohe Wollust, in meinen Armen einige Monate hindurch den vollsten Genuß des Lebens zu haben, bis im Genuß die Wollust verschwunden wäre! —

Ich hätte es wagen können: wer weiß, sie hätte sich überzeugen lassen, daß ihr Vergehn kaum der Rede werth sei!

Allein ihre Tugend, diese zarte Pflanze, die durch die geringste Berührung in diesem empfindlichen Herzen verdorren mußte, machte den Grund ihrer Ruhe und die Schönheit ihrer Seele aus; ich hätte es nicht für den persischen Thron wagen mögen!

Eure Athener würden keinen Anstand genommen haben; nun dafür bin ich auch, der ich bin, ein lächerlicher unbeholfener Mensch, der am besten thut, wenn er in seine Tonne zurückkriecht, und in den unzugangbaren Klippen auf dem Isthmus wohnt.

Ich wartete noch einige Tage, ob sich ihre Untreue mit ihrer Tugend vereinigen ließe: sie lag in meinen Armen, rang mit ihrem Herzen, kämpfte mit ihren Hoffnungen; sie durchlief das ganze Reich der Möglichkeiten, ein Mittel zu finden, und rang die Hände, und beströmte meine Wangen mit ihren Thränen, wenn sie keins fand.

Leb wohl, gute Seele! sprach ich den Morgen, da ich sie heimlich verließ, und, eh die Sonne aufging, an ihrem Lager stand. Leb wohl, gute Seele! sprach ich, und wischte eine Thräne aus meinem Auge, küßte den Schleier ihres Busens sanft, damit sie nicht erwachte.

Die Götter geben dir in diesem süßen Schlummer die Ruhe deines Herzens wieder: und geben die Götter sie dir nicht, so wird die Zeit sie dir geben!

So hing ich meine Tasche und meinen Mantel um, nahm meinen Stab in die Hand, trank aus meinem Becher, nachdem ich der höchsten Gottheit einige Tropfen ausgegossen hatte, einen Trunk reines Wassers aus Psychens Quell im Garten, an dem wir so oft geruhet hatten, und verließ Argos.

Was gäbe der große König darum, wenn er, von aller seiner Pracht und seinen Schätzen umringt, die Empfindung haben könnte, die meine Brust füllte, da ich noch einen Blick von dem Hügel am See auf Argos zurückwarf? — Doch vielleicht verlachte er mich, wenn er die stolze Frage hörte: nun dafür ist es der große

König, und ich Diogenes, der ohne einen Obolus — meine letzten zehn gab ich einem Armen, der vor der Stadtmauer mir begegnete, wo er in einer Nische der Mauer geschlafen hatte — und nur mit seinem Stabe ein Mädchen verläßt, die ihn liebt, die auch er liebt, die ihm ein Landguth in Argolien zubringen würde: bloß, um ruhig und ohne Gewissensbisse in einer Tonne schlafen zu können.

XIII.

Die Folgen der Untreue.

Reinhold kam aus Frankreich zurück, wohin ihn sein Vater gesandt hatte, kam zurück, und brachte Kraft zum Leben, und eine volle männliche Schönheit wieder mit. Er sank an seines Vaters Brust, die ihm voll Liebe und Vaterfreude entgegenschlug. Noch hatte Reinhold die Liebe nicht gekannt; ein vorüberfliegender Geschmack hatte ihn bald dieser Französin, bald jener zu Füßen gezogen, seine Phantasie war in Bewegung gekommen; allein sein Herz war ruhig geblieben. Nie gelang es den stolzen Französinnen, den schönen Deutschen zu fesseln. Reinhold sah die Mädchen seiner Vaterstadt: sein Auge blieb ruhig, sein Herz frei.

Er ersuchte seinen Vater noch um sechs Monate zu einer Reise durch Deutschland, und sein Vater bewilligte sie ihm. Er flog dahin in einem glänzenden Reisewagen, und kam nach Berlin. Einer seiner Freunde führte ihn in

das Haus eines seiner Freunde ein. Hier sah er ein Weib, schön wie die aufbrechende Rose, der Stolz der Gesellschaft, und der Gegenstand der Liebe aller Männer. Bald zeichnete Madame Kolas den schönen Reinhold aus: er saß neben ihr, er machte ihre Parthie im Spiele, er begleitete sie nach Hause, und er gestand seinem Freunde, daß Madame Kolas bei ihm die ersten Empfindungen der Liebe rege gemacht hätte.

Reinhold besuchte Madame Kolas, und Madame Kolas hing überall an Reinholds Arm, im Thiergarten, unter den Linden, auf den Bällen. Es ist der schönen Kolas Anbeter, sagte jedes Mädchen, die ihn sah und kannte. Reinhold befand sich bei der schönen Kolas wohl; allein nichts weiter. Ich liebe die schöne Wittwe, sagte er seinem Freunde, und dem Himmel sei Dank! ich fühle von den Unruhen nichts, welche die Liebe begleiten sollen.

Reinhold saß bei der reitzenden Kolas; er scherzte, er sang, er lachte mit ihr, er sagte ihr lachend, daß er nie so viel Attachement zu einem Weibe gefühlt habe, als gegen sie. Sie

nannte ihn einen Gecken, und versicherte ihn mit einem Auflachen: ich glaube, ich liebe Sie, Reinhold!

Manchmal überraschte ihn eine ernsthafte Empfindung, wenn sie am Klaviere saß und sang. Er ergriff ihre Hand, er drückte sie an seinen Mund: o, liebenswürdige Frau! rief er, und seine Augen gingen über. Point d'amour à la tragique! sagte die reitzende Frau; gut, ich liebe Sie, Reinhold! wozu aber die Romanensprache? Reinhold hätte es gern übelgenommen; allein wer konnte den schönen scherzenden Lippen widerstehen? Nach fünf Minuten saß er mit ihr auf dem Sofa, und wollte sich ausschütten vor Lachen über die tausend allerliebsten Einfälle, die von ihren Lippen strömten. La petite mechante! sagte er hundertmal, wenn sie ihre Freundinnen die Musterung passiren ließ. J'aime mieux être mechante qu'être sotte! sagte die Kolas, und Reinhold fand, daß diese kleine Bosheit ihr unvergleichlich stand.

So ging es Monate lang. Er bemerkte wohl zuweilen, daß der Madame Kolas Moral

nicht die allerstrengste war; ja zuweilen schien er zu bemerken, daß Madame Kolas sehr leicht und lockend gekleidet war. Er sprach wohl einmal von weitem von einer Heirath, und Madame Kolas lachte ihm überlaut ins Gesicht. Reinhold hatte Französinnen gekannt; aber vor Madame Kolas stand er, wie vor einem verschlossenen Schranke, und doch fühlte er sich unwiderstehlich von diesem reitzenden Weibe angezogen.

Eines Abends kam er zu Hause, und fand einen Brief, worin ihm der nahe Tod seines Vaters angekündigt war. Er flog zur Kolas. Mein Vater ist am Tode!

Was weiter? Wahrscheinlich schon alt.

Ich muß fort.

Ah, le bon fils! Glück auf die Reise!

Und weiter nichs, liebe Kolas?

Warum müssen Sie reisen, Reinhold? kann der Alte nicht sterben ohne Sie? und ich soll leben ohne Sie? wahrhaftig eine sehr bedächtige Liebe! Gehen Sie, Glück auf die Reise!

Es ist mein Vater, der mich ruft!

Und hier hält Sie Niemand! Gute Nacht!

Madame Kolas ging in ihr Schlafkabinet, und bat Reinholden aus ihrem Boudoir her, bald zurück zu kommen. Nicht einmal eine Hand zum Abschiede? rief Reinhold im Zimmer. Wer wehrt Ihnen die? rief Madame Kolas im Boudoir. Reinhold flog hinein, und fand die reitzende Frau schon beim Auskleiden. Er erröthete, drückte sie in seine Arme, und flog hinaus, warf sich in den Wagen, und fuhr in Gallop davon.

Der sentimentale Thor! rief die Kolas ihm verdrießlich nach, und schellte ihrem Mädchen, sie zu Bett zu bringen.

Reinhold war in zwei Tagen zu Hause, und am Bette seines Vaters. Er fand ihn besser, als er gehofft hatte. Die Liebe des Sohnes stärkte die Kräfte des Vaters, und nach vierzehn Tagen saß Reinhold schon wieder im Wagen, und auf dem Wege nach Berlin. Was will ich dort? sprach er zu sich selbst: sah ich nicht, daß ihr Charakter zweideutig ist? und in dem Augenblicke versprach er dem Postillon einen Gulden, wenn er ihn eine Stunde früher auf die Poststation bringen würde.

Nahe vor einem reitzenden Dorfe brach durch das rasche Fahren ein Rad. Reinhold fluchte, und bot Geld über Geld für ein Mittel, ihn fortzuschaffen. Einer von den herumstehenden Bauern rieth ihm, von Herrn Resach einen Wagen zu kaufen. Und wer ist der Herr Resach? fragte er ungeduldig. Kaum zeigte der Bauer mit einem Finger auf ein schönes Haus, so flog Reinhold auch schon dahin.

Hier wohnt Herr Resach?

Ein Domestik bejahete und öffnete Reinholden ein Zimmer.

Reinhold trat hinein, und sah, und blieb wie versteinert, und sah einen Alten mit drei Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, am Tische sitzen und frühstücken. Sein Auge blieb wie fest auf dem ältesten Mädchen hängen, die eben Kaffee einschenkte, und wie die Thüre aufging, zu ihm herübersah. So viel Schönheit, so viel Reitz, so viel Interesse hatte er nie auf einem weiblichen Gesichte gesehen.

Ich trat hinein, schrieb er an seinen vertrautesten Freund, ich trat hinein, und vor meinen Augen stand ein Engel, der Himmel

voll Schönheit. Denken Sie sich die Schönheit selbst; aber die Schönheit mit allen Reitzen geschmückt, mit den unaussprechlichen Reitzen der rührendsten Unschuld; ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren, auf dessen Gesicht, auf dessen ganzem Körper diese jungfräuliche, gütige, zutrauliche, nichts besorgende Arglosigkeit lebendig ruht; ein heiteres Gesicht voll Stille, ein blitzendes Auge voll himmlischer Sanftmuth, eine sanfte lebendige, schöne Röthe in ein blendendes Weiß gegossen, so wie ungefähr der Schein der Morgenröthe auf einem Schneehügel.

Ich wollte Etwas sagen, und ihr Auge, das sie auf mich geschlagen hatte, nahm mir die Worte. Jetzt trat mir der Alte mit einem Gesichte voll gutmüthiger Freundlichkeit entgegen. Man sah, daß ihn der Besitz einer solchen Tochter so zufrieden machte. Auch sah er immer mit einem holden Blicke das Mädchen an, das noch in der ersten Verbeugung da stand, weil meine starren Blicke sie beleidigt oder erschreckt haben mochten.

Er fragte mich wahrscheinlich nach meinem

Begehr. Ich verstand es nicht, ich hörte nur, daß der Domestik für mich antwortete, ich hätte ein Rad an meinem Wagen zerbrochen. Ich bückte mich; das war Alles, was ich konnte. Und da wollen Sie so gütig seyn, so lange bei mir zu verziehen, bis ihr Rad gemacht ist? sagte der Alte, und ergriff meinen Hut. Das schöne Mädchen setzte mir mit unnachahmlicher Freundlichkeit einen Stuhl, und ich saß da, eine Tasse Kaffee in der Hand, ohne, glaub' ich, noch ein Wort geredet zu haben. Sie fragte mich: Sie haben einen großen Schreck gehabt? Welch eine bezaubernde Stimme, hell, bebend, rein, und halb weinend, halb jauchzend. Ich schlug die Augen nieder, um sie zu hören. Die Stimme drang durch mein Herz. Glücklicherweise schrieb man meine Bestürzung dem Schrecken zu, den ich beim Umwerfen gehabt hatte. Endlich redete ich; allein meine ganze Dreistigkeit war dahin. Ich fühlte ein Mißtrauen auf mich selbst, eine Aengstlichkeit, eine Furcht, dem Mädchen zu mißfallen, die mich zum albernsten Burschen mögen gemacht haben. Ich wagte es nicht, sie so lange anzu-

sehen, als ich wollte. Ich war ein Kind geworden. Auguste, besorge dem Herrn ein Zimmer! sagte der Alte, und jetzt erst erhob ich mein Auge mit einer Art Ruhe auf sie; es war als ob der Vorname Auguste mir das schöne Geschöpf vertraulicher gemacht hätte. Ich stand auf, und verbat es. Ich werde so lange nicht bleiben! — Ist ihre Reise so nothwendig, daß Sie nicht einen Tag bei uns bleiben dürfen? fragte das Mädchen und lächelte, verbeugte sich, und ging. Ich erröthete, als ob sie es wüßte, wohin ich wollte. Ich blieb. Es war das höchste Glück, das ich kosten sollte; ich soll bei Augusten seyn, sie sehen, sie reden hören, und selbst mit ihr reden. Ich blieb. Der Vater gehörte zu den wenigen Menschen, die unter Unglück, Verrätherei und Betrug der Menschen ein gefühlvolles Herz gerettet haben. Sein Herz hatte indeß eine sonderbare Weichlichkeit, eine Empfindlichkeit ohne Maaß, und das hatte er dem schon von Natur weichen Herzen seiner Tochter übertragen.

Der erste Tag verging, und wir fanden Geschmack aneinander. Mein Wagen war ge-

macht; ich wollte fort, und wagte es nicht zu sagen; ich wollte bleiben, und wollte es mir nicht gestehen. Man bat mich aufs neue, zu bleiben. Bleiben Sie noch! sagte Auguste bittend; und ich blieb. Nach zwei Tagen hatte ich Berlin, und die schöne Kolas vergessen. Ich ging mit Augusten ganze Stunden in diesem reitzenden Winkel der Erde umher, ihren Arm um meinen geschlungen, ihre Hand in der meinigen. Sie war zutraulich geworden, und ich war noch immer blöde; mein Herz klopfte beständig, wenn ich sie nur sah; ihre Stimme war mir immer neu und rührend.

O, was soll ich Ihnen sagen von dem Geiste dieses himmlischen Geschöpfs? Ich entdeckte in ihrer Seele einen Schatz von hinreißenden, bezaubernden Eigenschaften; ihr Geist war, wenn es möglich wäre, schöner als ihr Körper. Sie hatte das schönste, das edelmüthigste, das reinste, das sanfteste, das Herz eines Engels, und eine so theilnehmende Güte, daß der bloße Anblick eines Unglücklichen ihr Thränen entlockte; daß die Erzählung eines Unglücks sie Tage lang selbst unglücklich machte. Sie war

der Schutzengel aller Armen, zwei Meilen in die Runde um sich her. Ihr Verstand war eben so gebildet, als ihr Herz schön war; sie kannte die besten Schriftsteller; ja, ich bemerkte an ihr sogar ein Talent, sehr fein zu spotten, und sie hatte es unterdrückt; weil man selten spottet, sagte sie: ohne zu verwunden. Was ist der Verstand, wenn er uns nicht die Liebe der Menschen erwirbt?

Der einzige Fehler, den ich an ihr bemerkte, ist eine leise Stimmung zur Melancholie. Sie saß oft Stunden lang, und sah mit einem stillen Trauerblick auf einen Punkt gerichtet. Ich fragte sie oft: und was ist Ihnen, liebe Auguste? Nichts, antwortete sie dann lächelnd, ob eine leise Ahnung, daß ich einmal unglücklich seyn werde, oder? ich weiß es nicht. Gott behüte mich, daß ich nicht einmal unglücklich werde! ich würde es von ganzem Herzen seyn. Aber wer könnte dich, himmlische Seele, kennen und dich beleidigen? dachte ich. ꝛc.

Diesen Brief schrieb Reinhold, da er schon das zweitemal bei Resachs einige Wochen zu-

brachte. Nach und nach war das ehrerbietigste Vertrauen an die Stelle der furchtsamen Blödigkeit in Reinholds Betragen getreten. Auguste nannte ihn ihren lieben Freund; jedesmal, wenn Reinhold kam, mußte er Augusten schon die Zeit bestimmen, wann er wieder kommen wollte. Sie kam ihm mit ihren Geschwistern jedesmal ein Stündchen entgegen, und empfing ihn allemal mit einem Freudengeschrei. Auguste liebte Reinholden; mit jedem Tage sah er ein neues Zeichen ihrer zärtlichen Liebe gegen ihn; sie zeigte ihm die zarte, feine, verbergende Liebe der Geliebten, ohne seine Geliebte zu seyn; sie hatte schon für ihn die ängstliche Besorgniß, und das hingebende Vertrauen des Weibes, und er nannte sie noch Freundin.

Und würde Auguste wohl mein Weib werden? fragte er sie einen Morgen, da er bei ihr am Karpfenteiche saß, und mit ihr die Karpfen gefüttert hatte, und schlang seinen Arm um ihren Leib, und sah ihr zärtlich ins Auge. Sie sah ihn mit einem sterbenden Blicke an, lehnte sich weinend an seinen Busen, und schlang ihren Arm um den seinigen.

Reinhold drückte den ersten Kuß auf Augustens Stirn, stand auf, und flog in das Haus. Hier fiel er dem alten Resach um den Hals. Sie lieben mich, lieber Vater, rief er mit gerührter Stimme: lieben Sie mich genug, um mir das Liebste zu geben, das Sie haben: Ihre Auguste?

Weiß Auguste, daß Sie bei mir sind? fragte der Vater freudig. Sie weiß es! — Und lieben Sie Augusten? — Mein Vater, welche Frage? —

So hören Sie mich, lieber Reinhold, sprach nun der Alte mit nassen Augen; mein Unglück hat Augusten erzogen und gebildet. Sie kennen ihr weichliches, empfindliches Herz. Sie lieben sie, sagen Sie? werden Sie sie ewig lieben? Die kleinste Untreue würde Augustens zartes Herz zerschmettern, und würde ihr Tod seyn! Bedenken Sie das, lieber Reinhold, verlassen Sie uns lieber, wenn Sie fühlen —

Reinhold warf sich ihm zu Füßen, und bedeckte des Vaters Hand mit Küssen. Mein Vater, Ihre Auguste wird glücklich seyn! ich

müßte ein Teufel seyn, wenn ich das Herz hätte, diesen Engel zu beleidigen.

Reinhold umfaßte den Vater, und zog ihn hinab in den Garten. Sie fanden Augusten auf der Rasenbank sitzen. Thränen standen auf ihren Wangen und in ihren Augen. Reinhold faßte sie in seine Arme, und drückte ihre nasse Wange an seinen Mund, mit dem Jauchzen: Sie sind mein, Auguste! Auguste hing zitternd in seinen Armen; sie verbarg ihr Gesicht in ihres Vaters Busen, und hatte beide Hände um Reinholds Rücken gefaltet. Das Entzücken verschloß ihr den Mund; sie wollte Etwas sagen, und ihre Worte wurden nichts als Seufzer, nichts als Schluchzen. Man mußte sie auf ihr Bitten endlich allein lassen; sie konnte sich kaum wieder erholen. Am Abend dieses Tages kam Auguste zu Reinhold auf das Zimmer. Sie stand vor ihm mit entzückten, mit funkelnden Blicken; sie drückte schweigend Reinholds Hand an Ihren Busen; sie stammelte süße Namen; sie war vor Liebe außer sich. Aber das Entzücken ihrer Liebe rauschte vorüber, und sie stand vor Reinhold mit fin-

stern Blicken; sie preßte ihm die Hand mit einer Art von Aengstlichkeit; sie vergoß Thränen an Reinholds Wange. Nein, Reinhold, sagte sie, ich kann mir nichts Fürchterlicheres denken, als dein nicht zu seyn! Laß mir den süßen Namen: du! und es ist mir eben so fürchterlich zu denken, daß ich einmal aufhören könnte, dein zu seyn, deine Liebe ungetheilt zu besitzen. Täusche mich nicht; du würdest mich tödten, Reinhold, mit einer Stunde Gleichgültigkeit tödten! Nur deine zärtlichste Liebe kann meine bezahlen, und bei dieser Liebe, du würdest nie ein Weib wieder finden, die dich so liebte, als ich!

Reinhold war entzückt über die Versicherungen von Augustens Liebe, und wenig Tage nachher war Auguste Reinholds glückliches Weib. Wer mahlt das Glück der befriedigten Liebe, der glücklichen Unschuld, der vertraulichsten Einigkeit, und aller gesättigten Begierden? Reinhold lag in den Armen seines jungen Weibes, und rief hundertmal: ist es möglich, daß der Mensch d e n Himmel erreichen kann.

Mit jedem Morgen erweiterte sich der Kreis

ihres Genusses und ihrer Freuden, und jede Stunde schuf ihnen neue Begierden, und neue Befriedigungen ihrer Begierden. Auguste wurde Mutter, und Reinhold lief wie ein Trunkener im Garten umher, sah bei jeder lichten Stelle zum Himmel auf, und stammelte sinnlose Worte des Danks, und vergoß wollustvolle Thränen. Auguste hatte nun seit zwei Jahren die Empfindung einer geheimen Trauer nicht gekannt. Sie sollte den ganzen Himmel kennen lernen, um die Hölle desto tiefer zu fühlen.

Eines Tages kam Reinhold in das Haus. Auguste ging ihm entgegen, und sah an seiner Hand eine schöne majestätische Frau, die er aus dem Wagen gehoben hatte. Madame Kolas! sagte Reinhold zu Augusten; eine alte Freundin von mir. Und beinah eine alte Geliebte! setzte die Kolas scherzend hinzu, und drückte Reinholden die Hand.

Auguste nahm die reitzende angenehme Frau mit Freuden auf, und schon den ersten Tag hatte die Kolas Augustens ganzes Vertrauen. Reinhold war schöner, über allen Ausdruck

schöner jetzt, als er als Jüngling gewesen war. Denn in seinem Auge leuchtete der Ausdruck des höchsten Glücks und der höchsten Güte. Die Kolas konnte kaum ihr Auge von ihm verwenden. Sie brachte einen neuen Genuß des Lebens unter die Glücklichen, Scherz und Lachen. Auguste gewann die Kolas in einigen Tagen lieb, und theilte mit ihr alle ihre kleinen unschuldigen Geheimnisse. Schöne Seelen kennen kein Mißtrauen, und Leichtgläubigkeit ist der einzige schöne Fehler der Unschuld.

So hatten sie schon vierzehn Tage gelebt. Nach und nach hatte Madame Kolas alle die feinen Fädchen des Wohlwollens von Reinhold gegen sich angeknüpft. Reinhold war gern in ihrer Gesellschaft; Auguste auch. Eines Tages besuchte Auguste ihren alten Vater, den eine Kränklichkeit im Bette hielt. Sie fuhr ab; Reinhold begleitete sie zu Pferde, und kehrte nur auf Augustens Bitte zur Madame Kolas zurück. Reitzender war die schöne Frau nie gewesen als heute. Sie war zum erstenmale nachdenkend, und beinahe schwermüthig. Reinhold wollte bei ihr bleiben, und die listige

Frau vermied, mit ihm allein zu seyn. Gegen Abend war sie verschwunden. Reinhold suchte sie, und fand sie endlich in dem fernsten und dunkelsten Theile des Gartens. Er sah sie durch die Blätter; sie stützte ihr Haupt auf die Lehne der Rasenbank, und große Thränen tropften aus ihren schönen Augen.

Was ist Ihnen, meine liebenswürdige Freundin? fragte Reinhold. Sie reichte ihm schweigend die Hand, und schüttelte den Kopf. Reinhold drang in sie, und sie gestand ihm mit halben Worten, mit reitzenden Seufzern, mit verdoppelten Thränen, daß sie ihrer Ruhe willen ihn fliehen müsse. Ich bin täglich eine Zeugin der Glückseligkeit ihrer Frau, Reinhold, der Glückseligkeit, die mein seyn könnte, die mein seyn sollte, wenn Liebe sie verdiente. Sie schwieg, sie riß ihre Hand aus der seinigen, sie bedeckte die weinenden Augen mit einem Schnupftuche, und schlug sie nur von Zeit zu Zeit gen Himmel. Reinhold war verwirrt; er saß neben ihr; er trocknete der klagenden Frau die Thränen von den Wangen; seine Hand zitterte bei diesem Geschäft. Reinhold! rief sie,

und er konnte dem zauberischen Klange nicht widerstehen; er sank in ihre Arme, vergaß die Schwüre, die er Augusten gethan hatte; und der Engel seines Glücks war mit dem Engel seiner ehelichen Treue auf immer entflohen.

Er flog aus der Kolas Armen, er floh das verrätherische Gebüsch, er verfluchte das Mitleiden gegen die Verführerin, das ihn betrogen hatte. Er wollte sich selbst fliehen, sich vor sich selbst retten; sein Verbrechen begleitete ihn in den finstern Wald, wohin er floh. Der Friede hatte sein Herz verlassen; die Zufriedenheit war aus seiner Seele gewichen. Es war Abend geworden: er zitterte, wenn er an Augusten dachte; er glaubte nicht, ihren Blick aushalten zu können. Er ging ängstlich nach Hause zurück. Er hatte den Griff zu Augustens Zimmerthüre in der Hand, und er hatte nicht die Kraft, die Thüre zu öffnen. Er trat in das Zimmer, und Augustens Mädchen kam ihm auf den Zehen entgegen, und sagte ihm, daß Augusten nicht wohl sei, und daß sie schliefe.

Eine Art von Freude drang in sein Herz; er hörte mit Fröhlichkeit die Nachricht, die ihn

sonst würde niedergeschmettert haben. Es ersparte ihm die Nothwendigkeit, sich Augustens Blicken in der Unruhe zu zeigen, die er nicht verbergen konnte. Er wollte sich gleichsam mit seinem Verbrechen erst vertraut machen, wenigstens lernen, die Unruhe zu verbergen, die er fühlte.

Er flog zurück in den Garten; er traf in der ersten Allee Madame Kolas. Madame, sagte er bitter: Sie haben auf ewig meine Glückseligkeit zerstört, Sie, Sie; ich bitte Sie —

Nicht wahr, Sie weisen mir die Thüre? —

Ich bitte Sie, uns zu verlassen!

Madame Kolas machte ihm eine leichte Verbeugung, flog in das Haus; in einer halben Stunde war der Wagen gepackt. Madame Kolas wollte von Augusten Abschied nehmen; sie schlief, sie war kränker geworden; sie könnte keinen sprechen, sie ließe der Madame eine glückliche Reise wünschen, sagte Augustens Mädchen. Die Kolas fuhr ab; Reinhold begleitete sie stumm an den Wagen. Reinhold sah den Wagen mit einer Art von Freude ab-

fahren; es war ihm, als ob ein Theil der Schuld ihn mit dem Wagen verließe; und nun hatte er Herz genug, vor den Augen seiner beleidigten Auguste zu erscheinen.

Er öffnete die Thüre ihres Zimmers. Auguste lag auf einem Ruhebette, einen Lichtschirm vor ihrem Gesichte. Was ist dir, meine Liebe? fragte Reinhold stammelnd: du bist krank?

Krank zum Tode! sagte Auguste mit zitternder Stimme, und ohne das Gesicht zu erheben.

Zum Tode? das verhüte Gott, meine Auguste!

Einige Minuten ein tödtendes Stillschweigen zwischen Beiden. Auguste pflückte mit den Fingern am Betttuche, und verwischte die Thränen, welche von ihren Wangen auf das Betttuch fielen, und Reinhold stand mit der innern Furcht da, daß Auguste seine Untreue wissen möchte. Auguste! sagte er bebend. — Willst du mich nicht allein lassen? ich bedarf sehr der Ruhe! Reinhold ging wie zerschmettert.

Am andern Morgen ging er zu ihr. Auguste hatte ihren Sohn auf ihrem Schooße, und benetzte ihn mit Thränen. Reinhold ergriff ihre Hand, und sie zitterte in seinen zitternden Händen; er drückte einen Kuß auf ihr blaues niedergeschlagenes Auge, und er fühlte unter seinem Kusse Thränen hervorquillen. Er ging bestürzt ans Fenster; er warf keinen Blick auf Augusten, ohne zu seufzen. Wie liebe ich dich, Auguste! sprach er tief gerührt; sie hob das thränenvolle Auge, und sah ihn sanft seufzend und mit einem leisen Kopfschütteln an. Was ist dir, Auguste? — Krank, zum Sterben krank! sprach sie mit matter Stimme. Er setzte sich zu ihr, er wollte sie umarmen, sie widerstand nicht; allein sie drückte statt ihres Mannes nur ihren Sohn an sich, und zerfloß in Thränen. Das Vertrauen zwischen ihnen war verloren, ihre Glückseligkeit todt.

Reinhold fürchtete, daß Auguste seine Untreue wissen müßte; allein, da sie ihm keinen Vorwurf machte, so schwieg er auch. Oft traf er sie, sein Miniaturportrait in der Hand, die Augen voll Thränen; oft belauschte er sie, wie

sie an der Wiege ihres Kindes auf den Knieen lag, den Knaben mit Thränen und Küssen überströmte. Einst sah er sie, sie hatte den Kleinen an ihre Brust gedrückt, und rief wie außer sich: o, mein Sohn, deine Mutter wird das Opfer ihrer Liebe! Wenn ihr Reinhold seine Liebe versicherte, so sagte sie halb laut, halb leise: nein, Reinhold, du liebst mich nicht!

Reinhold ging einsam umher, und die Einsamkeit peinigte ihn. Ein schuldloses Herz findet nur in der Einsamkeit Beruhigung; sein Verbrechen stand immer vor seinen Augen, und er war sich selbst strengerer Richter und Rächer, als Augustens Thränen und stille Trauer. Auguste verlor von Tage zu Tage immer mehr ihre stille Heiterkeit; eine finstere Melancholie bemächtigte sich ganz und gar ihrer. Sie wurde gleichgültig fast gegen Alles, halb kalt und zurückhaltend gegen Reinhold. Das süße, vertrauliche Hingeben, die rührende Freimüthigkeit, welche die Zärtlichkeit erhalten und beleben, und den Genuß so tausendfältig machen, waren verschwunden; von Tage zu Tage wurde Auguste verschlossener und schwermüthiger; der

schwarze Kummer schien an ihrem Leben zu nagen, und schien ihr lieb zu seyn. Sie saß jetzt oft, die Hand stundenlang an ihre Stirn gelegt, die Augen auf Eine Stelle gerichtet, und nahm an nichts mehr Theil. Immer ängstlicher wurde Reinhold; da stand er in einem Winkel des Zimmers, und betrachtete Augusten, und vergoß heimlich Thränen. Auguste! meine Auguste! rief er einmal mit Schluchzen, mit der klagenden, der herzdurchdringenden Stimme der unglücklichen Liebe, und streckte ihr die Arme entgegen. Auguste sah ihn an, ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie sprang auf, sie flog auf Reinhold ein, als ob sie ihn umarmen wollte; auf einmal blieb sie auf dem halben Wege stehen, sie legte die Hand auf das Herz, als ob sie da Schmerzen fühlte, und ging in einen Winkel des Zimmers, und überließ sich wieder einem finstern Schweigen.

Tausendmal war Reinhold Willens, sich Augusten zu Füßen zu werfen, und ihr sein Vergehen zu gestehen; allein, Scham, Furcht, Ungewißheit, ob sie es wisse, und wie sie es erfahren haben sollte, hielten ihn immer zurück.

Lange hatte Reinhold seinen Vater nicht besucht. Sein Vater ließ ihn sehnlich darum bitten. Auguste sagte wieder zum erstenmale freundlich: besuche deinen Vater doch, Reinhold! und Reinhold beschloß, den dritten Tag abzureisen. Die beiden Tage war Auguste heftig, sie fiel ihrem Mann oft um den Hals, sie erstickte ihn mit Thränen und Küssen, sie küßte ihm die Hände; sie schluchzte, sie war wie außer sich; die Stunde der Abreise kam. Reinhold ging auf Augustens Zimmer, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie saß da, finster, schwermüthig, bleich, ein Bild des Jammers. Mit einem tiefen Seufzer hob sie an: also willst du mich verlassen? Reinhold! — Bald, bald — hier endigte sie mit einem Strome von Thränen. Niemals, Reinhold, hob sie wieder und zärtlicher als jemals an: niemals wird dich Jemand so lieben, wie ich dich liebe! — Ihr Auge war wild, ihre Blicke flogen hierhin und dorthin, sie drückte ihn mit Heftigkeit die Hände. Reinhold schloß sie in seine Arme. Hab ich das verdient? rief sie, schlug die Augen gen Himmel. Reinhold

warf sich ihr zu Füßen. O Auguste, sag mir, was dich so ängstigt? rief er mit Heftigkeit. Sie bewegte ihre Hand vor ihren Augen, als wenn man etwas abschlägt. Meine Krankheit ist ohne Hülfe! Um Gottes willen, sag sie mir! — Wenn du zurück kommst, so sollst du Alles erfahren! — Ein Wort, Auguste? — Sie küßte die Hand, die Reinhold ihr bot. Jetzt wollte er gehen; sie warf sich in seine Arme, sie schrie laut in seinen Armen, sie wollte ihn nicht lassen. Sie folgte ihm bis in den Hof, sie stand vor seinem Pferde, sie reicht ihm einmal über das andere die Hand auf das Pferd, und schreiend kehrt sie ins Haus zurück.

Reinhold war drei Tage bei seinem Vater, aber wie ein Träumender; sein Geist war bei Augusten. Er hatte keine Stunde Ruhe. Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Er bestieg sein Pferd, und flog in Gallop nach Hause. Er sprengt in den Hof, er sieht einen Bedienten; blaß stürzt ihm der entgegen. Um Gotteswillen! lieber Herr — seine Augen füllen sich mit Thränen. Reinhold zit-

tert, er ist vom Pferde, die Treppe hinauf. Laut schreiend stürzt ihm Augustens Mädchen entgegen. Kinder, helft! ruft Reinhold ahnend, und sinkt nieder. Er findet sich in einem Bette wieder, umringt von Bedienten und einem Arzte. Sie ist todt? ruft er, und ein allgemeines Schluchzen beantwortet seine Frage. Ich bin ihr Mörder! schreit er fürchterlich, und springt auf. Er ist in Augustens Zimmer, er sieht ihren Leichnam, er sinkt über ihn hin, in todtenähnlicher Ohnmacht! Man bringt ihn noch einmal zu sich, und endlich erhält er diesen Brief von Augustens Mädchen. Er sieht Augustens Hand. Er zerreißt den Brief fast beim Eröffnen, und lies't mit den Schrecken der Hölle die Worte:

„Wenn du diesen Brief liesest, mein Geliebter, so bin ich nicht mehr. Reinhold, Reinhold, du kanntest das Herz deiner Auguste; du wußtest, daß eine Untreue mein Leben zerstören mußte! Mein Unglück führte mich in das Bosket, wo die Kolas — Mein Herz, nahe vor seinem letzten Schlage, empört sich noch bei diesem Namen. Ich habe es versucht,

deine Untreue zu vergessen, ach! es war nicht möglich; es war eine Last, die mein Herz zerdrückte; ich mußte, ich mußte reden! Vergieb mir, ich weiß, du wirst leiden! vergieb deiner Auguste, daß sie nicht Muth hatte, deine Untreue zu überleben. Reinhold, ich habe dich geliebt; denn ich sterbe aus Liebe zu dir! Vergieb mir, und sei der Vater des Kindes deiner Auguste. Lebe, liebe, und mache das Kind glücklicher, als seine Mutter seyn konnte. — Nein, Reinhold, ich klage dich nicht an. Es war mein Verhängniß, es war meine Bestimmung. Ach, ich liebe dich, bis in meinem letzten Seufzer. — Ich konnte nicht mehr leben; du weißt nicht, wie das Leben mich marterte. Aber du sollst leben, deine sterbende Auguste bittet dich darum; lebe und erzähle deinem und meinem Sohne zuweilen von seiner unglücklichen Mutter. Liebe mein Andenken, und wenn du stirbst, so laß dich neben mir begraben! deine Asche wird ja treu — Nein, Reinhold, du warst nicht untreu, du liebtest mich dennoch. O leb wohl, leb um Gotteswillen wohl! Grüße meinen Sohn von

mir. Ich liebe dich, wir sehen uns wieder. Deine, deine Auguste bis an den Tod!“

Reinhold hielt den Brief in seiner Hand und lächelte anfangs. Seine Bedienten dankten heimlich Gott. Schnell aber sprang seine Miene ins Fürchterliche um. Er sprang auf. Wo ist sie? wo ist das Weib? Er sprang nach einem Couteau, er zog es, und es sank aus seinen Händen, und er selbst sank mit einem wimmernden Jammergeschrei: meine Auguste! meine Auguste! zu Boden. Ein Fieber, mit den allerheftigsten Phantasieen, brachte ihn an den Rand des Grabes. Wie er seine Vernunft wieder erhielt, so wollte er mit Gewalt sterben, das einzige Mittel, ihn davon abzuhalten, war, wenn man ihm Augustens Sohn brachte. Er nahm ihn in seine Arme, er küßte ihn; er überschwemmte ihn mit Thränen, welche seine Verzweiflung linderten, aber nicht den fressenden Kummer über den Tod Augustens.

Der unglückliche Mann widerstand drei Jahre dem Wunsche zu sterben, dem Grame,

der Verzweiflung. Mitten in der Nacht schrie er sehr oft: Auguste! Auguste! Sein Leben in diesen drei Jahren war nichts, als der Kampf mit dem Tode. Endlich starb er voll Freude, und sein letztes Wort war: Auguste!

XIV.

Konversation.

Konversation ist das närrischste Ding von der Welt. Man hat Regeln für die Konversation gegeben, und es sollte mir nicht schwer werden, diese Regeln noch durch ein Paar Dutzend zu häufen, die sich alle ganz hübsch sollten lesen lassen, ohne daß dadurch den Mängeln, die man der gewöhnlichen Konversation in unsern Gesellschaften vorwirft, abgeholfen würde.

Man hat Vorschläge gethan, die Gesellschaften und ihren Ton zu bessern; Philosophen, Dichter, Moralisten, Satyriker und am meisten die jungen Herren, haben an Projekten dazu gearbeitet, und Alles bleibt beim Alten.

Rousseau thut den Vorschlag: die Damen sollten in Gesellschaften sticken, die Herren sollten in Holz schnitzeln, oder Filet machen; allein das hieße den Konversationston nicht ver-

bessern, sondern der Konversation aus dem Wege gehen. Auch war es sein Vorschlag, Bilboquet in Gesellschaft zu spielen. Bei seinem Leben wurde dieser Vorschlag zwar nicht ausgeführt; allein im vorigen Jahre wurde das jou-jou des Normans leidenschaftlich gespielt, und ich habe nicht bemerkt, daß die Konversation dadurch witziger geworden wäre. Man gab auch bald die Hoffnung, Witz durch das Jou-jou zu erhalten, auf, seitdem es ein Spiel des Pöbels und der Kinder wurde. Höchstens spielten es einige Damen noch mit, die schöne Hände hatten.

Andere haben den Vorschlag gethan, statt des Bilboquets und Jou-jous die Politik zum Spielzeuge der Gesellschaft zu machen; allein die Damen sind selbst zu politisch, als daß sie ein so wenig verschönerndes Spiel spielen sollten.

Noch Andere haben noch weniger gethan; sie haben nichts, als die gewöhnlichen Unterhaltungen der Gesellschaften getadelt, ohne etwas dafür in die Stelle zu setzen.

Im Allgemeinen will man etwas allgemein Interessantes für die Gesellschaft haben; allein was ist allgemein interessant? das ist die große Frage, die nie beantwortet werden wird, weil sie nicht zu beantworten ist. Ein jeder sieht durch seine Brille; der Mohr hält seine dicklippige, schwarze, plattstirnige Negerin für schön, und würde sich über uns zu Tode lachen, daß wir es wagen, unser Ideal schön zu nennen.

Nein, ruft man, es giebt doch allgemeine Regeln für die Konversation! — Und die wären? — Z. B. Nicht von sich selbst viel zu reden; denn was kann man von sich sagen? von seinen Fehlern reden, wäre Tollhaus toll, von seinen eingebildeten Tugenden, wäre lächerlich.

Und wenn nun ein Mensch nichts Schöneres kennt, als sein Persönchen? warum sollte er denn nicht von seinem Ideale reden? Wie viele Menschen würden nicht stumm seyn müssen, wenn sie nicht von sich selbst reden könnten.

Und im Ernst, es giebt keine allgemeinen Regeln für die Konversation, die nicht immer

ihre Ausnahmen litten; und warum sollte der ungebildetere Theil der Gesellschaft nicht mehr Ansprüche, und gerechtere Ansprüche auf die Herablassung des Gebildeten zu sich haben, als dieser auf die Erhöhung der Ungebildeten zu ihm? Der Kluge kann weit eher einmal mit Dummen scherzen, als Dumme mit Klugen reden! sagt Montagne irgend wo.

Freilich bricht mir manchmal der Angstschweiß, bei der Konversation an einer Tafel, aus, wenn ich nichts, als ein Gesumse, nichts, als eine Reihe Vokabeln, von denen auch nicht das Mindeste gesagt wird, hernennen höre. Doch tröste ich mich, daß auch so manche Andere ihr Brodt im Schweiß ihres Angesichts essen müssen; warum nicht auch ich einmal im wörtlichen Sinne?

Und wahrlich, es kann nicht anders seyn! Gesellschaft! und immer Gesellschaft! Heute Klub, morgen Resurce, dann eine Kaffeevisite, Soupees, Dinees, und wenigstens zwanzig verschiedene Menschen, aus allen Ständen, Geschlechtern und Altern. Welches ist da der

allgemein interessante Gegenstand? Welches der bessere? Wer will aus seinen Ideen ein Monopol machen?

Der Gelehrte faßt einen Gegenstand, und untersucht ihn; zwei oder drei in der Gesellschaft finden Vergnügen daran. Zwei Minuten hat er geredet, und hier halten zwei Frauenzimmer die Köpfe zusammen, und machen ihre Magd, oder ihren Kutscher zum Gegenstande ihrer Konversation; sechs andere nähern sich, finden Vergnügen an dieser Unterhaltung, und zwingen den Gelehrten zum Stillschweigen. Es hieße Grausamkeit, von diesen Menschen zu fodern, daß sie sich für das Vergnügen zweier Anderer so ganz und gar aufopfern sollten. Die Gesellschaft führt nun einen Bedienten gegen einen Kutscher auf, die Jungfer gegen die Magd; man liefert eine Bataille von Erzählungen aus dem Hauswesen. Schuß auf Schuß! die Erzählungen amüsiren gerade nicht; allein man redet, und es geht den Gesellschaften, wie einem Müßiggänger in der Einsamkeit: er setzt sich in ein Gebüsch, und unterhält sich mit dem Gesumse der vom Winde be-

wegten Blätter, oder an einem Bache mit dem Geklatsche der Wellen.

Jede Gesellschaft, jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht haben ihren eigenen Konversationsgegenstand, der ihnen interessant ist, und kommt zum Unglück einer aus einer andern Kultur, Stande, Alter und Geschlecht, in eine entgegengesetzte Gesellschaft, der finde sich in sein Unglück, so gut er kann: er ist verloren; oder er schicke sich auf eine Menge Anekdoten: das ist courante Gesellschaftsmünze. Er wird reden, und selbst reden vertreibt noch leidlich die Zeit.

Man sollte eigentlich, wollte man über Konversation etwas Brauchbares sagen, keine Regeln geben; denn wie gesagt, allgemeingeltende Regeln giebt es nicht; sondern vielmehr den Gegenstand der Konversation jeder Gesellschaft, jedes Standes, jedes Geschlechts genau angeben, damit man sich mit diesem Gegenstande bekannt machen kann, ist man durch seine Lage gezwungen, in eine fremdartige Gesellschaft oft zu kommen.

Man könnte vielleicht hier bis zum Erstaunen genau seyn; man könnte angeben, was in jeder Gesellschaft rührend, lächerlich und belehrend wäre; man könnte bis auf die O's und Ach's! jedes Wort bestimmen, was man reden sollte, um interessant zu seyn, denn die ganze große Kunst zu konversiren, ruht blos auf der Kenntniß der interessanten Gegenstände der verschiedenen Gesellschaften und Stände.

Der Gegenstand der Konversation von adelichen Gesellschaften sind gewöhnlich Familienumstände. Der Herr von ** hat das Fräulein von ** geheirathet, und die Frau von ** ist eine geborne von **, ihr Vater war Obristlieutenant, und ihre Mutter eine von **. Ein Adelslexikon, und einige spezielle Familienumstände, von dem umwohnenden Adel sind also nothwendig, um in adelichen Gesellschaften eine große Rolle zu spielen, und sehr belehrend zu seyn. Weiß man nun noch dazu, welche Dame nicht von Familie ist, und kann man obenein diejenigen aus den Familien nennen, die vor hundert Jahren etwa Generale

waren, so ist man sicher ein sehr amüsanter, ein süperber Gesellschafter.

Das Nobilitiren bürgerlicher Familien ist der Gegenstand, womit man Schrecken und Schauder erregen kann; will man die ganze Gesellschaft aufs höchste rühren, den Abscheu aufs höchste treiben, so erzähle man, daß ein Bürger Minister, oder ein Fräulein Bürgerin geworden ist.

Mitleiderregende Gegenstände sind, wenn ein Fürst einen Adelichen gegen einen Bürgerlichen zurückgesetzt hat; man schwimmt in Thränen, wenn man des Adels in Frankreich erwähnt.

Lächerliche Gegenstände sind der Fall reicher bürgerlicher Häuser, besonders wenn sie adeliche Güther besitzen; Beschimpfungen, die ein Bürger, durch Zudrängen zum Adel leidet u. s. w.

Unterhaltende Gegenstände sind alle Anekdoten der Fürsten, Satyren auf ihre Maitressen, die kleinsten Vorfälle, bis auf die

Begebnisse der Küchenjungen, in der Residenz und an dem Hofe des Landes.

Diese sind die interessanten Gegenstände der Konversation des Adels, als Stand; Modeneuigkeiten, Nachrichten von Gouvernanten, Kammerjungfern, Bedienten, Kutschern, sind mehr Konversation des Geschlechts, als des Standes. Nur bei dem männlichen Theile des Adels ist Jagd, Hunde, Pferde, Wein und Avancement, noch ein beträchtlicher Gegenstand der Standeskonversation.

Alle übrige Gegenstände der Konversation in adelichen Gesellschaften, als Wissenschaften, Landeswohl, Menschlichkeit, Lektüre, sind blos der Gegenstand für einzelne Menschen unter ihnen; sie gehören mit diesen Gesprächen wieder zu andern Klassen, als Gelehrten, Patrioten, Menschen u. s. w.

Die Konversationsgegenstände bei den übrigen Ständen, als Gelehrten, Geistlichen, Aerzten, Rechtsgelehrten, Künstlern, Kaufleuten, Oekonomen u. s. w., ließen sich eben so leicht an-

zeben, und in eben so genaue Klassen bringen, als bei dem Adel; nur mit dem Unterschiede, daß im Bürgerstande kein Frauenzimmer einen Stand hat, wie die Frauenzimmer beim Adel. Die Frau eines Gelehrten, eines Arztes, eines Geistlichen ist keine Gelehrte, keine Aerztin, keine Geistliche. Sie können also auch nicht denjenigen Antheil an den Gesprächen des Standes ihrer Männer nehmen, so wie es die adeliche Frau kann, weil diese wirklich eine Adeliche ist, und also wirklich zu dem Stande des Adels gehört.

Die bürgerlichen Frauenzimmer können also nur eigentlich als Geschlecht betrachtet werden, und nicht als Stand; und da ist der Gegenstand der Konversation mancherlei nach der Bildung des Geistes, welche die Frauenzimmer erhalten haben.

Wirklich gebildete Frauenzimmer haben das ganze Gebiet des Guten und Schönen zum Eigenthum und Gegenstande der Konversation, und ich will da einem jeden rathen, zuzuhören, weil sein Vergnügen um so größer

seyn muß, oder nur hin und wieder das Gespräch durch eine scharfe Verbindung zu leiten. Ueber diese Art Konversation läßt sich überall nicht viel aus der Erfahrung sagen, weil sie theils so selten, und theils so mannichfaltig ist, wie die Schönheit selbst, der Gegenstand der Konversation. Wer in diesen Kreis gehört, weiß wohl, was er zu sprechen hat, und die übrigen würden doch nichts davon begreifen.

Halb gebildete Frauenzimmer reden gewöhnlich von Büchern, die Mode sind; Zweifel in der Religion, und in der Moral sind Gegenstände ihrer Konversation mit Männern, oder Paradoxen, sonderbare Meinungen in der Liebe, Freundschaft, Kinderzucht u. s. w. Mit Einem Worte, alles Unerhörte, Seltene, Sonderbare, Disputerregende sind Gegenstände ihrer Konversation mit dem männlichen Geschlechte. Mit dem weiblichen Geschlechte sind es Entscheidungen über Kinderzucht, Spöttereien über Ungebildete, Erzählungen von Briefwechsel, in dem sie mit Männern stehen, Lobeserhebungen, die sie empfangen haben.

Der Hauptgegenstand aber dieser Frauenzimmer ist ihr eigenes Selbst, worauf denn zuletzt Alles Beziehung nimmt.

Ungebildete Frauenzimmer scheinen hingegen sehr demüthig; denn sie reden nie von sich selbst, sondern Haushaltung, Gesellschaften, Domestiken, Krankheiten der Kinder, des Mannes, Putz und Stadtneuigkeiten machen ihre einzige Konversation aus. Sie wirklich für demüthig zu halten, wäre eine Thorheit; sie reden nichts von sich, weil sie wirklich nichts wissen. Alles das, von dem sie reden können, muß eine Begebenheit seyn; die erzählen sie, hören eine andere dagegen an, und erzählen eine zweite. Wären sie nicht ein Wesen, wären sie selbst eine Begebenheit, sie würden nicht aufhören, von sich selbst zu reden. Man sieht, wie tief sie beleidigt werden, wenn man es in der kleinsten Form mit ihnen versieht. Man kann sie sogleich daran erkennen: wenn man ihre Erzählung mit einer Frage nach den Ursachen dieser Begebenheit unterbricht, so sagen sie gewöhnlich: das will ich

Ihnen sagen, und erzählen statt der Ursach der Begebenheit, die Begebenheit aufs neue, nur mit andern Worten.

Unter diese drei Klassen lassen sich alle Frauenzimmer, in Absicht der Konversation, bringen; auch gehören hierher die adelichen Frauenzimmer; nur daß alsdann die Konversation des Standes einige Aenderung erleidet. Die gebildete adeliche Dame wird sicher nie die Standeskonversation lieben; die halbgebildete wird Mesallianzen loben, den Adel herabsetzen, und bei der ungebildeten adelichen Dame fließt Standes- und Geschlechtskonversation so in einander, wie zwei Flüsse, die in einander fallen, und mit neuer Gewalt fortströmen.

Wenn nun, um allein bei dem weiblichen Geschlechte stehen zu bleiben, eine Gesellschaft aus so mannichfaltigen Frauenzimmern besteht, wie kann man da nur einen allgemein interessanten Gegenstand der Konversation als möglich ahnen? Die größere Parthei würde siegen, und der kleinere Theil Langeweile haben müssen.

Man hat zur Karte gegriffen! Es ist wahr, die Karte vereinigt alle Partheien; die Seele ist auf buntgemahlte Männerchen, Rois, Dames und Valets geheftet, die wahrlich oft nicht so fade sind, als die menschlichen Bilder, mit denen man in Gesellschaft ist. Man konversirt mit Pik Aß, weil man nicht mit dem Herrn * * konversiren kann.

Allein die Gesellschaften werden alle Tage häufiger, und mit jeder neuen Gesellschaft wird die Unterhaltung schwieriger. Das Spiel wird also noch herrschender werden müssen, als es schon ist, und die Folgen davon sind schrecklich. Kein Arzt, kein Freund des weiblichen Geschlechts, und kein menschlicher Mann kann dazu rathen. Unsere Mütter kamen seltener zusammen, und brachten ihre Stunde mit kleinen gesellschaftlichen Spielen sehr angenehm zu; bei ihnen waren die Männer noch den größten Theil der Gesellschaftszeit von den Weibern geschieden; die verschiedenen Stände hielten enger zusammen, und es sah gewiß um die Unterhaltung in jeder Gesellschaft besser aus, als in unsern hochberühmten geselligen

Zeiten, wo man fast in jeder Gesellschaft, wenn man nicht spielt, gewiß ist, einige Stunden Langeweile zu haben.

Man fängt auch schon an, das zu fühlen; man fängt an, sich kleinere, vertrautere Zirkel zu bilden, in denen wenige Menschen, von ähnlicher Bildung, die wahrlich feinen Freuden der Geselligkeit genießen, und man thut wohl daran. Der ungebildete Theil mag seine Klubs fortgeben, wie leicht ist ein Haufen von Menschen zusammengebracht! Der Gebildete sollte seinen Kreis immer enger beschränken. Fünf, sechs Menschen können von Glück sagen, wenn sie sich Alle gut unterhalten; wie will man zwanzig finden? Ein Gastgebot von dreißig Couverts ist ein langweiliger Handel, es gebe es ein König, oder Wieland und seine Grazien selbst. Der Grazien sind drei, und sie sind die Göttinnen der Geselligkeit!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch gern meine Zweifel über einen Zweig der weiblichen Konversation an den Tag legen. In Gesellschaft von vielen Frauenzimmern, beson-

ders jungen, habe ich sehr oft bemerkt, daß sich die jungen Mädchen in ein Fenster, oder in einen entfernten Winkel, gruppenweise zusammenziehen, dort flüstern, und dann ersticken wollen vor Lachen. Der Gegenstand ihrer Konversation muß sehr heiter und sehr unterhaltend, aber auch sehr geheimnißvoll seyn; denn so oft ich auch noch gefragt habe, so antwortete man mir laut auflachend: es ist nichts! flüsterte und lachte aufs neue.

Den Gegenstand dieser heimlichen, weiblichen Mysterien habe ich nie herausbringen können, und ich habe zu gute Begriffe von dem schönen Geschlechte, als daß ich einer von den Vermuthungen beipflichten könnte, welche die Männer gewöhnlich von diesem heimlichen Flüstern und Lachen haben. Ein Theil der Männer behauptet, wenn junge Frauenzimmer sich so in einen Winkel zurückzögen, so geschähe es gewöhnlich, um sich über einen aus der Gesellschaft lustig zu machen, ihn durchzunehmen, und seiner zu spotten; ein anderer Theil behauptet, und zwar die jungen Männer, daß solche junge Frauenzimmer alsdann von Sachen re-

deten, von denen sie sich schämen würden, laut zu reden, von Dingen, die leicht ihrem guten Rufe schaden könnten, wenn sie bekannt würden.

Ich glaube keines von Beiden; indeß, ich glaube doch, daß, wenn sie auch über einen Tischfuß oder über eine andere Kleinigkeit lachten, sie doch laut erklären müßten, wir lachen über den Tischfuß. Genug, die Ursache dieses heimlichen Flüsterns und Lachens, so unangenehm es ist, habe ich nie mit Gewißheit herausbringen können. Zwar habe ich einen Unterschied unter den Lacherinnen bemerkt, der mich zu einer Meinung beinahe hingeleitet hat. Die eine lächelt nur, die andere lacht stärker, die dritte lacht aus vollem Halse. Sollte es nicht ein Lachen seyn, ihre Schönheit zu zeigen? Die eine lächelt nur, weil ihr ein paar Grübchen in den Wangen gut stehen; die andere lacht, um eine Reihe der schönsten Zähne zu zeigen; eine dritte wirft sich mit dem Kopfe hinten über, weil sie einen runden Alabasterhals und Busen hat.

Ein Engländer wollte dieses Flüstern und

Lachen sogar auf einen Mangel des Verstandes schieben. Er sagte mir in einer Gesellschaft, wo mir eben dieses Lachen so auffiel: *) they laugh when they ſhould cry; are loud when they ſhould be ſilent, and are ſilent when their converſation is deſirable.

*) Sie lachen, wenn sie weinen sollten, schnattern, wenn sie schweigen sollten, und schweigen, wenn man auf eine Antwort hofft.

Das Kichern in den Logen bei den rührendsten Scenen der Trauerspiele, das ewige Gesumse in den Konzerten, und das schweigende Maulen mit einem Manne ist nichts Seltenes.

XV.

Der Schutzgeist.

Der giftigste Haß hatte seit einem Jahrhundert die beiden Häuser de Sousa und Hermosa entzweiet. Der Haß nahm immer zu; denn sie verfolgten sich mit wechselndem Glücke. Endlich unterlag Hermosa. Der letzte Hermosa verlor in einem mit aller Wuth des Familienhasses geführten Prozesse seine Güther. Er foderte den Sohn des alten Gabriel de Sousa, verwundete ihn gefährlich, und der junge Sousa starb an den Folgen der Wunde. Der Erbe der großen Reichthümer wurde ein unbedeutender junger Mann, Ruy de Sousa. Er war auf dem Lande in bescheidener Genügsamkeit von seiner Mutter erzogen. Er hatte wenig Theil an dem Zwiste der beiden Häuser genommen. Er wurde nach dem Tode seines Vetters der Erbe des reichen Hauses; und sein unversöhnlicher Oheim foderte von ihm die Wuth, die sein eigenes Herz erfüllte.

Hermosa entfloh den Verfolgungen Sousa's auf ein kleines Landguth, das ihm noch übriggeblieben war. Hier verlebte er seine Tage unter ohnmächtigen Wünschen und vergeblichen Entwürfen, sich zu rächen. Er bekümmerte sich nicht um seine Tochter, denn sie war für seine Wünsche gar nichts. Das Mädchen lebte bei einer Tante, der Donna de Brito; sie hatte den Namen ihrer Tante, deren Vermögen sie einmal erben sollte, angenommen, und man kannte sie nur in der Gegend, wo die Tante lebte, unter dem Namen der schönen Marie de Brito.

Marie war der Stolz der ganzen Gegend, und der Gegenstand der sehnsuchtsvollsten Wünsche aller jungen Männer der Provinz. Ein hoher, dichterischer Geist umgab das reitzende Mädchen mit der Glorie einer Heiligen. Alles näherte sich ihr mit Ehrfurcht; selbst ihre Tante, eine vortreffliche Frau, fühlte die Größe ihrer Nichte. Sie war nicht mehr ihre Mutter, sie war nur ihre Freundin geworden. Das Guth, wo sie wohnten, lag am Fuße der Asturischen Gebirge, in einer reitzenden Gegend;

und Mariens beseelender Geist hatte ein Paradies daraus geschaffen, in dem sie die Gottheit war. Ihr wunderschöner Gesang, sagte das Landvolk, das die zu Gärten gewordenen ungangbaren Wälder anstaunte, zaubert das Paradies hervor. Und alle Menschen horchten entzückt, wenn Marie auf einem Felsen, unter einem Dache von Platanen, das tausendstimmige Echo mit ihren Gesängen weckte.

Sie sang Lieder an die Einsamkeit, an die Natur; sie sang begeistert, und begeisternd die stolzen Thaten ihrer Nation, und sie entflammte Liebe und Muth in den Herzen der Männer mit ihren Liedern voll Unschuld und Freude. Sie war ein spielendes, rührend schönes Kind, wenn sie die Blumen begoß und pflegte; unter den Spielen und ihren Lämmern, die ihr folgten; unter dem Gekose mit einem Paar Turteltauben, die sie umflatterten. Dann bestieg sie die Spitze der Felsen. Der stolze Blick ihres funkelnden Auges schaute in die unermeßliche Ferne. Da stand sie stolz und groß: nun ergriff sie die Laute, und sie schien die frohlockende Königin der Gegend; ihr Kranz

von Kornblumen wurde eine Krone. Niemand wagte es, sie zu stören.

Die edelste Tugend, die schönste Natur hatte sie begeistert. Die kindlichste Unschuld, die ernste Milde machten die Begeisterung zur lieblichsten Anmuth. Da berührte die Liebe ihr Herz, und der Zauber der reinsten weiblichen Schönheit umfloß sie.

Ruy de Sousa kam nach Asturien, einen Jugendfreund zu besuchen: er blieb den Sommer bei ihm. Eine Ehrensache hatte ihn von Madrit entfernt. Er lebte hier unter dem Namen Para, bis sein Oheim ihm Verzeihung am Hofe ausgewirkt hätte.

Das schöne Gebirg zog ihn wundervoll an. Er war in dem ebenen Kastilien erzogen. Er durchstreifte in schwärmerischer Begeisterung die Höhen und die schönen einsamen Thäler. Hier fand er den Schauplatz seiner frühen Träume, seiner jugendlichen Sehnsucht. Nur diese stillen verschlossenen Thäler, durch welche ein reiner Bach hinmurmelte; diese Höhen, über die unbegrenzte Ferne erhoben, schienen ihm ein Aufenthalt, würdig der unendlichen stillen Liebe,

die sein Herz ahnete, und die er am Hofe nicht gefunden hatte, und die hier, wie ein Strom von frischem Leben, sein Herz erhob, und seine Brust mit glühender Sehnsucht erfüllte.

Er streifte weit umher in dem labyrinthischen Gewinde der Höhen und Thäler. Er folgte einst einem Bache, der ihm aus einem lieblichen Thale zum andern als Wegweiser diente. Auf einmal hörte er über sich den Gesang der schönen Marie. Er schlug seine Blicke in die Höhe durch das Dach von Buchen, und allein noch, von dem Purpur der untergehenden Sonne umflossen, stand das schlanke, liebliche Mädchen über dem grauen Abendnebel, der die Thäler bedeckte, wie auf Wolken gehoben, empor. Die vergoldete Spitze des Felsen, worauf Marie stand, erhob sich allein aus dem wallenden Nebel, der im Abendwinde fortschwebte. Die Träume von Göttinnen, von Sylphiden, von Nymphen, welche diese Thäler bewohnten, aus welchen Mariens Gesang den jungen begeisterten Spanier geweckt hatte, vermischten sich wundervoll mit der

täuschenden Gegenwart. Marie schien ihm eine Göttin auf der goldenen Wolke schwebend. Ruy sprang auf, und flog eilig die nächste Klippe hinan; da stand er endlich auf der benachbarten Klippe gegen Marien über, zwischen ihnen im Abgrunde der wallende Nebel, wie ein Purpurmeer. Der Anblick war so seltsam täuschend, auch für Marien, die ihn auf einmal erblickte, wie er die sehnsuchtsvollen Blicke auf sie heftete, die Arme ihr entgegenstreckte, daß sie in angenehmer Verwirrung, erröthend, aufschrie, noch einen Blick auf den schönen Jüngling warf, dann noch einen, dann, noch verstohlend zurückblickend, langsam in den Nebel hinabtauchte.

Ruy stieg eben so schnell den Felsen hinab. Im Thale begegneten sich Beide. Marie eilte nun ängstlich vorüber. Heilige! Engel des Himmels! hob Ruy an, wie sie bei ihm war, und mit einer Stimme, woraus der lockende Wohllaut der Liebe rührend hervortönte. Aber Marie, noch bestürzter über diesen Gruß, eilte schneller und schneller! Ruy sah die Gestalt im Nebel sich vergrößern, dann verschwinden.

Jetzt wußte er nicht, ob es Zauberei war, was ihn täuschte; oder ob die Wirklichkeit ihm das Mädchen gezeigt hatte, die er ewig lieben sollte. Er stand da, wie eingewurzelt, in der nachblickenden Stellung. Dann folgte er langsamer den Fußtritten des Mädchens, in seiner Brust die Flamme der Liebe. Nahe an dem Dorfe, wo Marie wohnte, begegnete ihm ein Hirt. Er hörte von ihm den Namen Marie de Brito, und hörte des Hirten begeisterte Erzählungen von Mariens Schönheit, von ihren Gesängen, von ihrer Güte, von ihrer Zauberei, die Felsen, Wald und Wildniß in Gärten umschuf. Da saß er, und ein neuer Strom von Liebe floß von den Lippen des Hirten in sein Herz. Er suchte im Dorfe ein Nachtlager, und sein Traum war die in goldenen Wolken schwebende Marie.

Marie war auf langen Umwegen im Garten zu ihrer Tante gegangen. Heilige! Engel des Himmels! tönte fort in ihrem Ohr, in ihrem Herzen, und der Ton brachte die schöne Brust in ein unruhiges Wallen, und die Lippen zu Seufzern. Sie sah noch immer die

schöne, edle Gestalt des Jünglings, der ihr die offenen Arme entgegen breitete; der ihr im Thale begegnete mit dieser zärtlichen Ehrfurcht. Leise hob sich der sanfte Hauch der Liebe in ihrem Herzen. Sie verschwieg ihrer Tante das erste heilige Geheimniß ihrer sehnenden Brust. Am andern Morgen flog ihr erster Blick durch ihre Jalousie auf den Felsen, auf dem sie ihn gesehen hatte. Sie erblickte die Gestalt des Jünglings oben auf dem Felsen in der Ferne. Da stand er, da saß er unverändert den ganzen Morgen, die Blicke nach ihrer Wohnung gerichtet. Sie hatte nicht den Muth, den Garten zu betreten; aber sie kam hinter ihrem Gitter nicht weg. Sie sah den Jüngling noch den andern Morgen; dann verschwand er. Sie betrat zitternd den Garten wieder. Sie belauschte den Felsen; endlich wagte sie es, ihn wieder zu besteigen. Sie fand den ganzen Platz mit Blumen bestreuet, und ihre Augen füllten sich mit zärtlichen, entzückenvollen Thränen, mit den ersten Thränen der Liebe.

Den Tag darauf rollte ein Wagen auf den Hof. Es war einer ihrer Nachbaren und seine

Frau, der Freund Ruy's. Ruy wurde ihrer Tante unter dem Namen Don Para vorgestellt. Marie erröthete, wie sie den Jüngling wieder erblickte; und Ruy konnte kaum einige Worte hervorstammeln, so außer sich war er. Aber dennoch gefiel der edle Spanier ihrer Tante, und wie er fort war, konnte sie nicht aufhören, ihn zu loben. Marie schwieg, nur ihr Herz pochte ungestüm und unruhig.

Die Tante erwiederte den Besuch. Ruy gewann das Wohlwollen der Tante durch seine ehrfurchtsvolle Bescheidenheit ganz vollkommen. Sie hatte sogar die Blicke bemerkt, die er verstohlen auf Marien warf, und sie scherzte darüber, so ernst sie sonst auch dabei bei andern ähnlichen Fällen gewesen war. Jetzt öffnete die Hoffnung das ganze Herz Mariens der Liebe, und sie floh nicht, da ihr Ruy in einem stillen Thale einige Tage nachher begegnete.

Sie gingen schweigend neben einander her. Jetzt warf Ruy seinen Blick in die Höhe. Dort, sagte er mit halb erstickter Stimme: sah ich Sie zuerst, Donna Maria! Marie schlug erröthend ihr Auge zu Boden. Er fuhr

leise fort, ihr die Täuschung zu erzählen, in welche ihn ihr Anblick versetzt hatte. Sie hörte still, in sanfter Unruhe ihn an. Sie wagte es nicht, aufzusehen. Ruy fuhr zärtlicher, feuriger fort. Er warf sich ihr auf einmal zu Füßen; er faßte ihre Hand, und sagte: jetzt, jetzt, da ich weiß, wer Sie sind, sage ich noch einmal mit größerer Ehrfurcht: Heilige! Engel des Himmels!

Marie zitterte. Sie wollte ihre Hand aus seiner losmachen; aber eine stärkere Gewalt, als seine, verhinderte sie daran. Sie schwieg; aber über die schönen Wangen rollten Thränen, die sie verbergen wollte, und die das Herz verriethen. Er wurde dreister. Er drückte seine Lippen auf ihre Hand, und unter Thränen, Seufzern, und in schöner Verwirrung gestand er ihr, daß er sie unendlich liebte.

Marie erhob die thränenvollen Augen mit Gewalt gen Himmel, um sie ihm zu verbergen. Aber ihr Busen klopfte; sie erblaßte, sie wendete sich unruhig hin und her, sie seufzte; aber die Hand entzog sie seinem Munde nicht.

O Marie! sagte er: Sie schweigen? So bin ich unglücklich! Sie warf einen schnellen Blick auf ihn, voll Betrübniß nur, ohne Zorn, ohne Liebe. Er verstand sie nicht. Marie! rief er in stillem und mächtigem Schmerze: ich verstehe Sie; aber ich danke Ihnen auch für das Mitleiden, mit dem Sie mir befehlen, unglücklich zu seyn. Eine Todtenblässe überzog sein Gesicht. Da warf sie den zweiten Blick auf ihn, und da sie seine Blässe sah, wollte sie lächeln, nur ein wenig lächeln; aber der Strahl der Liebe brach gewaltig und überwältigend aus ihren Augen hervor. Sie beugte das lächelnde Gesicht näher zu ihm hinab. Er breitete die Arme aus, er sah sie so sanft flehend an. Sie seufzte, sie bebte, sie schluchzte, und versank an seine Brust, und Himmel und Erde verschwanden in der ersten Umarmung der unendlichen Liebe.

Aber wie sie sich aus der Umarmung empor richtete, hatte sie mit der Gewißheit ihres Gefühls auch ihre ganze Stärke wieder. Para, sagte sie, und reichte ihm ernst die Hand. Ich bin schwach gewesen; ja, ich liebe Sie! Von

dem ersten Augenblicke an, da ich Sie dort oben wie die Erscheinung eines höhern Geistes auf dem Felsen über den Wolken sah. Jetzt aber — mein Vater heißt Hermosa, und —

Hermosa? rief Ruy, und fuhr erblassend einen Schritt zurück. Hermosa? Hermosa? Ich dachte Brito?

So heißt meine Tante. Was fällt Ihnen so erschreckend auf? Ich heiße Hermosa.

Und ich, Unglücklicher, fuhr er langsam fort: heiße Sousa! Marie erblaßte wie er. O, ihr Mächte des Himmels! rief er gen Himmel mit wilder Bitterkeit. Hier, hier, hier unter der leuchtenden Sonne fasse ich des Engels Hand, und wehe dem, wehe ihm, der diese Hände, diese Herzen trennen will! Marie lächelte. Ich erschrack bei dem Namen Sousa, sagte sie: man hat mich von Jugend auf gelehrt, bei diesem Namen an etwas Schreckliches zu denken. Aber jetzt tönt er als der Ton der reinen Freude in meiner Seele. Sousa heißt meine Liebe; Ihre Hermosa, und unsere Liebe soll den feindseligen Namen versöhnen. Kommen Sie zu meiner Tante.

O, du Heilige, sagte Sousa, das lächelnde Mädchen an seine Brust drückend: du kennst den Haß nicht, der unsere beiden Namen auf ewig trennt. Wie eine zerstörte und zerstörende Welt stürzt er sich über das Paradies unserer Liebe; wie eine tödtliche Schlange windet er sich um unsere Herzen voll Frieden und Eintracht. Ich gehe zu deiner Tante nicht; denn ich kenne ihre Herzen, sie fühlen nichts als Haß und Zerstörung. Aber wirf ihn von dir den verhaßten Namen Hermosa, wie ich den Namen Sousa von mir werfe; sei du Marie, ich bin Ruy. Marie heiße meine Liebe, wie deine Ruy.

Sousa heißt meine Liebe. Mein Vater ist gut, lieber Ruy.

Er heißt Hermosa, und mein Oheim Sousa. Sieh, Marie, nun weiß ich, daß ich auf der weiten Erde nichts habe, als diese Hand, und ein Herz voll reiner unvergänglicher Liebe. Alles Andere ist uns dahin. Ich habe keine Verwandten mehr. Du bist mir Alles: meine Welt, mein Stamm, mein Adel, mein Reichthum. Ich entsage Allem auf der Erde, um

dich damit zu gewinnen. Ich habe nur dich, glaube mir, du hast nur mich.

Ich habe noch meine Tante, sagte Marie lächelnd. Sie wird unsere Schützerin seyn.

So rede mit ihr, rief Ruy nachgebend; mich aber sieht sie nicht wieder. Morgen erwarte ich dich hier, Marie; du wirst sehen, daß sie dich Alle verlassen, wenn du den Namen Sousa nennst. Verrathe unsere Liebe nicht. Prüfe den Haß deiner Tante, und du wirst erzittern.

Zuversichtlich sagte Marie: ich werde ihr Herz prüfen. Ich bin dein. Morgen sehe ich dich, ich bin dein, Maria oder Hermosa! Ich bin dein!

Marie ging nach Hause. Sie fand die Nachricht, daß ihr Vater sie besuchen würde. Da gab selbst ihre Tante die Veranlassung, von den Sousa's zu reden. Ruy hatte Recht. Marie erschrack vor der Heftigkeit des Hasses, der auch das milde Herz ihrer Tante gegen diesen verhaßten Namen erfüllte. Ihr Vater kam. Er kam, seiner Tochter einen Heirathsvorschlag zu thun. Die Tante redete von dem

Don Para mit bestimmter Vorneigung. Das ist Eins, sagte der alte Hermosa, mit tiefgefurchter Stirn. Liebt er sie, wie du glaubst, Schwester, desto besser. Liebt er sie mit unendlicher Leidenschaft, desto besser, so sei meine Rache an den Sousa's der Preis für Mariens Hand. Marie erblaßte.

Dann wagte sie es, in dem Augenblicke der Ergießung des våterlichen, von dem Reitze der Tochter befriedigten Herzens, ein Wort für die Sousa's zu sagen.

Wie? rief der Vater, und zog zürnend die Stirn über die Augen, und sein Gesicht glühete: eine Hermosa wagt es, ohne Verwünschung den verhaßtesten Namen in Spanien zu nennen? Ich hasse diese Sousa's, ich suche ihr Verderben, und nur des Sousa's grimmigster Feind kann deine Hand und meinen Namen Hermosa erhalten. Ach, sie sah den Tag durch, wie sehr Recht Ruy gehabt hatte; der Haß ihrer Verwandten war unüberwindlich; aber noch unüberwindlicher, als ihres Vaters Haß, war ihre Liebe. Sie ging in stillem Schmerze in das Thal, wo Ruy ihrer wartete.

Ich heiße Marie, sagte sie, die Hand ihm reichend: Ruy's Marie. Mein Vater ist hier. Er haßt dich. Aber was hat meine Liebe mit seinem Hasse zu schaffen? Was Marie und Ruy mit den Hermosa's und Sousa's? Ich bin dein!

Welche Stunde gab die Alles aufopfernde Liebe den Liebenden! Sie fühlten sich von der Vorsehung bestimmt, die beiden feindseligen Namen in der reinsten Liebe wieder zu vereinigen. Der Himmel, so schien es dem frommen begeisterten Mädchen, segnete ihren Bund. Selige Geister, die Gottheit selbst lächelte auf ihre Liebe herab. Sie waren tugendhaft, und waren glücklich. Sie machten ein verborgenes Thal aus, wo sie sich ohne Wissen irgend eines Menschen sprechen wollten. Sie waren zu Allem bereit, zu fliehen, Spanien, Europa, ja das Leben selbst zu verlassen, wenn ihre Liebe es foderte. Sie schworen sich ewige Treue, und sie waren überzeugt, daß sie wahr schworen.

Ruy schwieg von Marien gegen seinen Freund, und dieser meinte, es wäre nichts, als ein flüchtiges Aufwallen einer leichten Neigung

gewesen. Mariens Tante erwartete den Don Para vergebens. Er kam nicht wieder. Sie beruhigte sich, weil sie Marien ruhig und h ei-ter sah.

Mariens Vater war wieder weggereißt. Er hoffte auf Nachricht von dem Para, und er-hielt keine. Er wartete geduldig auf ein an-deres Mittel zu seiner Rache. Marie machte alle Versuche, den Haß ihrer Tante gegen die Sousa's zu mildern; aber vergebens.

Vergebens, meine Marie, sagte Ruy: ver-gebens hoffst du von den Menschen Etwas. Nein, Marie, hoffe nicht länger; auch hat ja der Schutzgeist unsere Liebe und unser Geschick vorher gezeigt. Wie ich dich zuerst erblickte, und liebte, wie du mich; da standest du hoch in der von einer bessern Sonne vergoldeten Wolke, entfernt mit mir von der verächtlichen Erde, unsichtbar Allen, nur allein uns sichtbar. Das deutete uns, daß wir Alles vergessen soll-ten, außer uns selbst; daß unsere Liebe uns trennen würde von dem, was unser war auf der Erde. O, zögre nicht länger, Marie. Ge-stern, — sieh, wie der Himmel selbst uns leitet,

da ich von dem Felsen hinab in deinen Garten schaue, begegnet mir der Freund meiner Jugend, Gusmann, ein Mönch im Orden des heiligen Franziskus. Er geht aus seinem Kloster über das Gebirge in ein anderes. Er war von Kindheit an der Vertraute meiner Geheimnisse. Ich gestand ihm das heiligste, unseres, meine Liebe. Er segnete unsere Liebe, als ein Wunder der Vorsehung, den langen Haß unserer Häuser zu endigen. Er erbot sich freiwillig, unsere Hände in einander zu legen, und uns den Segen der Kirche zu geben. Während wir reden, gehen, und uns in dem Gewinde des Gebirges verirren, stoßen wir auf eine kleine Kapelle, der heiligen Fidelitas gewidmet. Ein frommer Eremit versieht die Kapelle. Gusmann trug dem Eremiten unsere Geschichte ohne Namen vor. Er billigte meinen Plan. Der Altar, sagte er feierlich, ist der heiligen Treue geweiht. Er ermahnte mich, durch meine Verbindung mit dir, den sündlichen Haß unserer Häuser zu endigen.

Der einsame, unbekannte Altar, unbekannt

wie unsere fromme Liebe, die Heilige, die heißt wie unsere Liebe, Treue, wartet auf uns. Die Heiligen führten uns zusammen, lehrten uns unsere Liebe, und sie wollen sie belohnen. Marie, folgst du mir?

Marie stand, sah still auf den Boden, hob die furchtsamen Blicke in die Wolken, als suchte sie dort Rath. Aber Ruy bestürmte sie mit Bitten und Liebkosungen; der Beifall zweier Geistlichen, die sonderbare Begebenheit, die ihr eine besondere Fügung des Himmels schien; am meisten ihr eigenes Herz voll Liebe, entrissen ihr das entscheidende Ja! Sie versprach, um Mitternacht Ruy's am Ausgange des Gartens zu warten.

Um Mitternacht schwankte sie zitternd durch den Garten. Sie fand den treuen Ruy an dem Ausgange des Gartens. Er leuchtete mit einer Blendlaterne ihr den steilen Pfad ins Gebirge vor. Aber von dem Felsen sah sie den flammenden Himmel; der Mond ging auf, ihnen zu leuchten. Still gingen sie in die Klippen hinein. Sie hörten die kleine Glocke der

Kapelle von Zeit zu Zeit anschlagen. Endlich waren sie da. Der Eremit empfing das zitternde Mädchen; er sprach ihr Muth ein; er stellte ihr vor, daß der Himmel ihren Entschluß gut heiße. Er führte sie an dem Altar. Der Freund ihres Ruy's verrichtete die heilige Zeremonie. Er sprach den Segen der Kirche über ihren Bund aus. Aber als der Eremit die Namen de Sousa und Hermosa verlesen hörte, erschrack er. Er hatte nicht gewußt, daß es der Erbe des reichen und mächtigen Gabriel de Sousa war, der in der Kapelle getrauet wurde. Er schlich sich am Ende der Zeremonie sogleich fort in seine Hütte. Gusmann suchte ihn auf, um seinem Freunde einen Trauschein zu schreiben. Die Liebenden waren am Altare der heiligen Treue allein. Nun bin ich dein, sagte Marie heiterer. Ich schwöre dir Treue bis in meinen Tod, Treue für das ganze Leben. Die Heiligen, alle Seligen des Himmels, Gott selbst, sind meine Zeugen! Ich zittere nicht mehr, Ruy! ob ich gleich einer schwarzen Zukunft entgegen sehe. Unsere

Verwandten sind mächtig, man könnte uns trennen; aber diese Hand ist dein, bis man sie leblos deiner Marie über die Brust faltet.

Ruy schwor ihr Treue bis an den Tod. Er legte die Hand auf die Brust des heiligen Bildes, wie er das schwor.

Und nun laß uns gehen, sagte sie. Was unser Geschick auch nun seyn mag, ich bin dein, im Leben und Tode dein.

Sie gingen hinab vom Gebirge. Am Garten eine Umarmung, und Marie schlüpfte unbemerkt in ihr Haus.

Sie sahen sich oft. Verkleidet war oft die junge Gattin Ruy's bei dem Geliebten in der Hütte eines Landmannes, den er durch Wohlthaten gewonnen hatte. Sie waren unbegrenzt glücklich. Der Plan für die Zukunft war gemacht. Ruy erwartete noch Nachrichten aus der Hauptstadt; dann wollten sie nach Portugall fliehen, und dort glücklich und einfach leben.

Ruy hatte längst Verzeihung von dem Monarchen erhalten. Sein Oheim hatte schon längst

seine Zurückkunft verlangt. Er brauchte unwahrscheinliche Vorwände, sie aufzuschieben. Der mißtrauische Oheim, der von dem Erben seiner Güter unbedingten Gehorsam foderte, faßte Verdacht. Er hatte seinen Kammerdiener abgesandt, seinen Neffen zu beobachten, und zurückzubringen. Der Kammerdiener, ein listiger Mensch, kam an, forschte, hörte von Ruy's Gängen ins Gebirge. Er verfolgte ihn, er entdeckte Ruy's Zusammenkünfte mit Maria de Brito. Er erkundigt sich näher, und erschrickt, da er hört, daß Marie eine Tochter des verhaßten Hermosa ist.

Er schreibt seinem Herrn, und in wenigen Tagen ist Don Gabriel in Asturien, mit königlicher Vollmacht versehen, von Häschern begleitet. Er dringt in die Hütte, die sein Neffe bewohnt. Marie springt auf von dem Herzen des Geliebten, wie die Thüre eingestürmt wird. Gabriel tritt mit funkelnden Augen ins Zimmer, und Ruy ist sogleich ergriffen. Bringt ihn in den Wagen! sagt Don Gabriel kalt. Man führt ihn fort. Treue bis in den Tod!

ruft er, und wendet die sterbenden Blicke auf die Geliebte, die, von einem übermenschlichen Muthe in dieser schweren Minute gestärkt, fest und ruhig antwortet: Treue bis zum Tode, Ruy!

Gabriel wirft kalte, durchbohrende Blicke auf Marien. Donna Hermosa! sagte er finster. Marie sah ihn stolz an. Mein Neffe liebt Sie, Sie lieben meinen Neffen. Er ist ein Sousa, das haben Sie nicht bedacht. Sie sah ihn schweigend und noch stolzer an. Ich glaube, Donna Hermosa, Sie trotzen mir. Sie sind Ihrer Sache so gewiß? fragte er bitterlachend.

Wessen ich gewiß bin, antwortete sie sanft, aber fest: kann kein Mensch mir rauben. Dieses Herzens bin ich gewiß, und des Glaubens an seines.

Donna Hermosa, sagte er kalt, bitter, zerschmetternd: Ruy ist der letzte Sousa; aber sehen Sie, — er zog einen Dolch hervor — dieses Gewehr ist für seine Brust geschliffen. Am heiligen Altare der Kirche hätte diese Hand den letzten Sousa den Armen einer Hermosa entrissen. Verstehen Sie mich. Wenn Sie ihn

lieben, so wagen Sie es nie, die Seinige zu seyn. Ich hasse Sie mehr, als ich mich selbst liebe.

Er verließ stolz das Zimmer, und nun stieg er kalt zu seinem Neffen in den Wagen. Er sprach nicht ein Wort mit ihm. Ruy kannte seinen Oheim zu gut, als daß er eine Bitte, ein flehendes Wort hätte verlieren sollen. Wenn der stolze Alte zu beugen war, so konnte es nur ein höherer Stolz. Sie fuhren Tag und Nacht, und sie waren in Madrit. Es fiel dir nicht ein, fragte der Oheim, da sie allein im Zimmer waren, wie du den Namen Hermosa hörtest, daß nur die Sousa's die Hermosa's hassen können?

Ich liebe Donna Hermosa, sagte Ruy kalt: und ich will doch sehen, wer mich hindern soll, meinem Herzen zu folgen.

Ich! — Gut denn, so laß uns um den Preis ringen, ob deine Liebe so viel kann und darf, als mein Haß, unbesonnener junger Mensch! Dieses Leben gehört dem Gedanken an Rache; sie allein giebt diesem Leben einen

Reitz. Das Uebrige haben sie mit meinem Sohne begraben, den der Vater des Mädchens, das du liebst, ermordete. Gieb deine Hand der Hermosa, und meine Hand giebt ihr den Tod, und ich sterbe zufrieden.

Dies Alles sagte Don Gabriel tonlos, ohne Leidenschaft, mit einer feindlich verzehrenden Kälte. Da hast du meinen einfachen Plan, fuhr er fort. Fliehe, wohin du willst, thörichter Jüngling. Ich habe ein Leben, dich aufzusuchen, und eine Hand, das Herz deiner Hermosa zu durchbohren. Von nun an thut die Hermosa keinen Schritt, den ich nicht kenne. Wag es, mit der Rache eines kinderlosen Vaters zu ringen. Dieser Dolch war, — er zog ihn hervor, und prüfte die Spitze mit lächelnder Kälte an den Finger — wenn ich dich mit ihr verbunden traf, für ihre Brust bestimmt.

Ruy erblaßte. So kannte er seinen Oheim noch nicht: er schauderte, sein Muth war gebrochen. Er warf sich ihm zu Füßen. Bitterlachend sah der Alte ihn schweigend an, und schüttelte nur mit furchtbaren Blicken den Kopf.

Ruy sprang auf, er schwankte auf sein Zimmer. Eine ungewöhnliche Glut brannte in seinen Adern. Ein Fieber ergriff ihn. Don Gabriel blieb kalt. Ruy versank nach dem Fieber in eine unheilbare Schwermuth. Er stieß alle Hülfe des Arztes von sich. Er sagte dem Arzte hundertmal, nur mein Oheim kann mein Leben retten.

Endlich erklärte der Arzt dem Don Gabriel, daß sein Neffe sterben müsse, wenn man nicht die Ursach seines Kummers aus dem Wege schaffte. Es war in Gegenwart Ruy's, da der Arzt diese Erklärung dem Oheim machte. Don Gabriel war unbeschreiblich zärtlich gegen seinen Neffen gewesen. Der Arzt hoffte Alles, selbst Ruy hoffte. Sein Tod ist unvermeidlich! sagte der Arzt feierlich.

So ist er dann unvermeidlich, antwortete Don Gabriel, die Achseln zuckend, mit unbeschreiblicher Kälte: er ist der letzte Sousa, setzte er doch mit einem bebenden Tone hinzu; aber so muß er sterben.

Diese Kälte machte eine günstige Wirkung auf die Gesundheit Ruy's. Seine Seele wurde mit einer mutherregenden Leidenschaft, mit Zorn, mit Haß gegen seinen Oheim, erfüllt. Er drückte die Lippen fest auf einander. Sie haben mein und ihr Urtheil gesprochen, Oheim! sagte er scharf. Laßt mich allein! Er verhüllte sein Gesicht in das Kissen. Seine Kräfte erwachten bei dieser starken Empfindung. Seine Seele erhob sich. Alle Quellen seines Lebens fingen an zu strömen. Er wurde täglich gesünder. Er verließ bald das Bett.

Er wurde eng bewacht. Wie er völlig gesund war, redete sein Oheim ihn an: Ich habe für dich die Hand der Donna Fonseka bestimmt. Für mich, antwortete Ruy noch kälter: ist nur Eine Hand bestimmt oder keine.

Du nimmst dir vier Wochen Bedenkzeit; sagst du dann noch so, so gehst du nach Indien. Ich habe meinen Schwager geschrieben. Ruy lächelte. So gehe ich nach Indien, antwortete er achselzuckend. Er wurde das Echo seines Oheims. Er wagte es nicht, seinem

Oheim zu sagen, daß er mit Marien verbunden war. Er fürchtete für ihr Leben.

Gut! sagte Don Gabriel. Nach vier Wochen fragte er ihn wieder. Ruy sagte ruhig: Nein! Du gehest nach Indien! war die kalte Antwort. Die Nacht wurde er nach Kadix eingeschifft, und nach einem Befehl des Monarchen in sehr strenge Aufsicht genommen. Es gelang ihm doch, einen Zettel an Marien mit den paar Worten: Mein Oheim steht nach deinem Leben, Marie rette dich. Ich gehe nach Indien. Treue bis zum Tode! — vom Schiffe weg, und in die Hände Mariens zu schaffen.

Das Schiff segelte die Nacht ab: er hatte nicht einmal den Trost, dem Lande ein Lebewohl zuzurufen, wo er schutzlos sein unglückliches Weib, der Rache eines Barbaren preis gegeben, zurückließ. Er machte tausend Versuche, von dem Schiffe beim ersten Landungsplatze zu entkommen; vergebens. Er kam in Rio Janeiro an, und wurde seinem Oheim, dem Vicekönige, übergeben. Er sah keine Möglichkeit, zu entfliehen; denn er war in der Gewalt

des allmächtigen Vicekönigs; alle Menschen waren seine Gefangenwärter, das ganze Land sein Gefängniß.

Er versank, nach mehrern vergeblichen Versuchen, zu entfliehn, in einen stillen Gram, aus dem ihn nichts emporreißen konnte. Der Vicekönig brachte ihn in die Gesellschaft der schönsten Mädchen; aber seine Treue zu Marien war eben so unerschütterlich, als die Standhaftigkeit seiner Verwandten, seine Verbindung mit ihr zu hindern. Er verträumte sein Leben. Er hörte von Reisenden erzählen, daß die Donna Hermosa aus dem Hause ihrer Tante entwichen, weil ihr Vater sie zu einer Heirath hatte zwingen wollen. Man wüßte gar nicht, wo sie geblieben sey.

Er rang die Hände; aber er hielt sie für glücklicher, als sich selbst. Sie war doch frei. Sie konnte ihn doch aufsuchen. Sie konnte doch von Zeit zu Zeit die Hütte besuchen, wo sie so glücklich gewesen war. Er versank langsam unter der Bürde seines Grams.

Marie blieb betäubt von den letzten Wor-

ten Don Gabriels stehen, mit denen er sie in der Hütte verließ, wie er ihren Geliebten Ruy entführte. Sie zitterte vor der Eiskälte, mit welcher er sagte, er würde seinen Neffen ermorden. Sie war fest entschlossen gewesen, ihm zu sagen, daß sie die Kirche auf ewig vereinigt hätte. Sie schwieg. Sie schlich ängstlich nach Hause.

Den andern Morgen war die Gegend voll von dem Gerüchte, daß man in eines Bauern Hütte einen Vornehmen auf Befehl des Königs aufgehoben, den man in den Armen eines Mädchens gefunden hätte. Aber kein Verdacht traf Marien. Immer hatte sie verschleiert und verkleidet die Wohnung des Bauern betreten. Man hatte sie nie gesehen. Der Gram, und Ruy, die Ungewißheit seines Geschicks, stürzte sie in eine Krankheit. Sie phantasirte viel von der Kapelle der heiligen Treue, von der Liebe über den Wolken. Man merkte nichts. Aber nun kam ihr Vater. Er hatte ihre Hand versprochen, an einen jungen, reichen und liebenswürdigen Mann, aus einem der ersten Häuser

des Königreichs, der sie bei ihrer Tante gesehen hatte, und ein Feind der Sousa war. Hermosa kündigte seiner Tochter ihr Geschick kalt an; sie warf sich ihm zu Füßen. Sie beschwor ihn, ihres Herzens zu schonen. Liebst du? fragte der Vater gütig. Was sollte sie sagen? Was konnte sie sagen?

Ihr Vater nannte sie eine Thörin, da sie den Namen des Mannes, den sie liebte, nicht nennen wollte. Sie zerfloß in Thränen. Sie nannte den Namen Sousa. Der Vater sprang wüthend auf, und seine Schwester versicherte ihm, daß Marie eine Närrin sei, die nicht wisse, was sie rede. Marie bestätigte das endlich, wie sie den Zorn des Vaters sah, der wie eine verzehrende Flamme bei dem Namen Sousa aufloderte. Er stieß so fürchterliche Drohungen gegen den jungen Sousa aus, daß Marie froh war, wie ihr ihre Tante den Vorwand gab, ihr Wort zurückzunehmen.

Ihr Vater hieß sie jetzt wieder lachend eine Närrin. Man packte sie in einem Wagen, ihr Vater nahm sie mit nach Hause.

Hier lebte sie voll Unruhe und Schmerz; denn ihr Vater drängte sie, dem Manne, dem er sie versprochen hatte, ihre Hand zu geben. Sie sah sehr wohl, daß ihr Vater den festen Entschluß gefaßt hatte, mit Gewalt seinen Plan durchzusetzen. Sie konnte durchaus nicht sagen, daß sie das Weib eines Andern war; denn sie zitterte nicht für ihr eigenes, sondern für des geliebten Ruy's Leben. Nun machte sie die entzückenvolle und furchtbare Entdeckung, daß sie Mutter war. Die finsterste Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Sie kannte den wüthenden Zorn ihres Vaters. Es blieb ihr kein Ausweg übrig, als die Flucht aus dem väterlichen Hause. Sie faßte den Entschluß dazu mit Festigkeit. Sie sammelte die reichen Geschenke ihrer Tante, die sie sonst an die Armen vertheilt hatte. Sie bemächtigte sich des sehr reichen Schmuckes, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Sie arbeitete die Nächte hindurch an der Kleidung eines Landmanns für sich, in der sie fliehen wollte. Sie machte sich mit der umliegenden Gegend bekannt.

Ihr Vater verreiste auf einige Tage. Sie verließ die Nacht das väterliche Haus. Sie warf sich auf der Schwelle nieder, sie benetzte sie mit heißen Thränen. Dann floh sie, wie ein verscheuchtes Reh, schnell in den Wald, dessen Gänge sie kannte. Am Eingange des Waldes gesellte sich ein Reisender zu ihr. Er kam nach seiner Aussage aus Kastilien, seine Verwandten in Asturien zu besuchen. Sobald sie das wußte, blieb sie gern in seiner Gesellschaft. Es war ein alter Mann, der sich bald ihr Zutrauen erworben hatte. Ach! sie wußte es nicht, daß eben dieser Alte ihr Feind war. Es war der Kammerdiener des Don Gabriel, der den strengen Auftrag von seinem Herrn hatte, Marien nicht aus den Augen zu lassen. Don Gabriel fürchtete, Marie könnte auf den Gedanken kommen, ihrem Geliebten nachzufliehen. Er wußte, daß sie sich mit unüberwindlicher Standhaftigkeit dem Willen ihres Vaters entgegensetzte. Der Kammerdiener ließ sie durch ihr Mädchen, das er bestochen hatte, auf das allergenaueste beobachten. So erfuhr er, daß

sie die Nächte durch an der Kleidung eines Mannes arbeite, so schloß er auf ihre nahe Flucht. Ein Paar Bedienten des Don Gabriel, die er bei sich hatte, hatten Marien selbst gesprochen. Sie hatte sich bei ihnen sehr angelegentlich nach dem Wege durch den Wald erkundigt, der in die Gegend, wo ihre Tante wohnte, führte.

Aus der heftigen Rührung, in der sie ihrem Vater Lebewohl sagte, aus den kleinen Geschenken, die sie an alle Leute im Hause vertheilte, schloß der schlaue Alte, daß ihre Flucht nahe war. Aus den Anstalten, die Marie noch den Abend machte, wurde er seiner Sache gewiß. So erwartete er sie die Nacht durch im Garten, und am Walde gesellte er sich zu ihr.

Am Morgen trafen sie noch einige Reisende, die übrigen Bedienten Don Gabriels. Der Kammerdiener that Marien den Vorschlag, sie für seinen Sohn auszugeben. Das nahm die zutrauliche Marie an. Die Gesellschaft kam endlich in die Asturischen Gebirge. Marie er-

klärte ihrem Vater, daß sie das Gelübde gethan habe, in der Kapelle der heiligen Fidelitas eine Nacht zu beten. Der Alte versprach, sie zu begleiten. Sie kamen in der Kapelle an. Marie warf sich an dem Altare, an dem sie so glücklich geworden, voll heißer Andacht nieder. Sie bat die Heilige um Schutz für sich und den geliebten Mann. Dann besuchte sie, ehe die Sonne aufging, alle die Thäler und Höhen, die ihre Liebe geheiligt hatte.

Der Kammerdiener war dem liebenden, schwärmerischen Mädchen überall hin gefolgt. Sie warf sich jetzt trostlos in die Arme des Alten, und sagte ihm, daß sie eine stille Zuflucht suchte, wo sie verborgen leben könne. Der Kammerdiener that ihr den Vorschlag, mit zu seinen Verwandten zu gehen, ehrlichen Landleuten, jenseits des Gebirges. Marie nahm mit Freuden den Vorschlag an. In zwei Tagen hatten sie das Dorf erreicht. Der Kammerdiener führte sie dahin, und sie wurden herzlich aufgenommen.

Lächelnd sagte der Alte, wie er mit Ma-

rien allein war: Ich glaube, mein liebes Kind, daß du ein Mädchen bist. Marie gestand, und bat um seinen Schutz. Er gab ihn ihr. Man brachte die Kleider einer Bäuerin. Der Kammerdiener verließ die Hütte endlich, nachdem er seinen Verwandten seine Nichte, so nannte er Marien, empfohlen hatte.

Marie dankte den Heiligen, daß sie sie so glücklich geführt hatten. Nach einigen Monaten gebahr sie einen schönen Knaben. O, Schmerz! o, Seligkeit! in Einer Minute! Sie lebte verborgen in der Hütte. Ihr Sohn war ihre Seligkeit! Fast ein Jahr hatte sie hier gelebt, da brach die schwerste Minute ihres Lebens über sie zerstörend her. Sie kam von einem kleinen Spatziergange zu Hause, und fand die Wiege leer, in der ihr Sohn geschlummert hatte. Sie fragte, sie suchte, sie schluchzte, sie erfüllte Hütte, Dorf und Gegend mit den wilden Klagen einer verzweifelnden Mutter. Niemand wußte etwas; bis endlich, von den Schmerzen der Mutter überwältigt, die Frau des Hauses, selbst eine Mutter,

ihr zuwinkte. Sie zog sie in eine Ecke. Wenn du schweigen kannst, so —

Ich kann Alles! Gieb mir meinen Sohn!

Don Gabriel, sagte die Bäuerin, und Marie erstarrte bei dem Namen. Die Bäuerin vertraute Marien das ganze Geheimniß. Ihr Sohn war nach Madrit gebracht. Der alte Kammerdiener war der Räuber. Marie schwieg, trocknete die Thränen, die Nacht nahm sie die männliche Kleidung wieder. Sie entfloh. Sie durchzog das Gebirge, sie floh alle Menschen; denn sie wußte, daß ihr Don Gabriels Leute folgen würden, die sie zu beobachten Befehl hatten. Sie ging die unwegsamsten Theile des Gebirges. Sie kam in ein Städtchen. Hier kaufte sie Farbe. Sie verstellte ihr Gesicht mit Farbe. Sie war unkenntlich. Sie ging den Weg nach Madrit, so schnell sie konnte. Sie kam an den Pallast des Don Gabriels. Sie machte Bekanntschaft mit einem Pagen aus dem Hause, dessen Freundschaft sie mit einigen Geschenken erkaufte. Sie entlockte ihm alle Geheimnisse seines Hauses, auch das ihrige.

Der Page wußte, daß ein Kind von dem Kammerdiener zu Don Gabriel gebracht war; er wußte, daß auf diesem Kinde ein Geheimniß ruhete; denn man war sehr geheimnißvoll damit gewesen. Marie wurde neugierig, scherzte mit dem Pagen über seine Unwissenheit mit seines Herrn Geheimnissen. Marie wettete, der Page würde nicht herausbringen, wo das Kind hingebracht sei. Der Page brachte es heraus, und gewann die reichliche Wette.

Das Kind war zu einer Wittwe auf ein Dorf, nahe bei Madrit, gebracht worden. Man hatte der Wittwe aufgetragen, das Kind unter keinem Vorwande aus den Augen zu lassen. Es war Mariens Sohn. Wie sie es auf den Armen der Wittwe sah, warf sich Marie auf die Kniee, und dankte Gott inbrünstig, daß sie ihn wiedergesehen hatte. Marie suchte sich mit Vorsicht der Wittwe nach und nach zu nähern. Aber vergebens. Man gab der Wittwe, von Madrit aus, Wärterinnen für das Kind. Man wußte, daß Marie entflohen war, um ihr Kind zu suchen. Man fürchtete sogar,

daß die Bäuerin einen Theil des Geheimnisses verrathen hätte. Das Kind wurde gehütet wie eine köstliche Perle, Marie aber war eben so vorsichtig, als ihre Feinde es waren. Ihr Gesicht war so entstellt, daß man sie unmöglich erkennen konnte. Sie war zufrieden, wenn sie ihren Sohn nur täglich sah. Die Wittwe faßte die zärtlichste Liebe für das Kind, und Marie konnte ihr ruhig die Pflege des Kindes überlassen.

Sieben Jahr war ihr Sohn alt; da wurde er aus der Pflege der Wittwe weggenommen, und unter dem Namen Ruy Alveyras, eines Verwandten des Don Gabriel, einem Hofmeister, übergeben. Don Gabriel war nun ganz sicher, daß er von Mariens Nachsuchuugen nichts mehr zu befürchten hatte. Er setzte für die Erziehung des Kindes eine beträchtliche Summe aus. Der Kammerdiener, der das Bubenstück ausgeführt hatte, war gestorben. Marie war dreister geworden. Man war weniger vorsichtig mit dem Kinde. Marie bot sich dem Hofmeister als Page, für den kleinen Ruy, an. Sie ließ

den Hofmeister merken, daß es ihr mehr darauf ankomme, in dem Hause des Don Gabriel zu dienen, als auf ihr Unterkommen. Sie wurde angenommen. Mit welchem Entzücken trat Marie den Dienst des Bedienten bei ihrem Sohne an. Mit welchem überseligen Entzücken drückte sie in der ersten unbewachten Minute das geliebte Kind an die Mutterbrust.

Marie sah sehr bald, daß das, was anfangs ihr Plan gewesen war, das Kind zu entführen, nicht gut auszuführen sei. Wohin konnte sie mit einem Kinde fliehen, ohne durch das Kind selbst erkannt zu werden? Ja, sie konnte ihm sogar die Bequemlichkeiten nicht verschaffen, die es in Don Gabriels Hause erhielt. Hier war sie ja bei ihrem Sohne; sie konnte über ihn wachen, ihn lieben. Man überließ das Kind der Vorsorge des guten besorgten Pagen. Marie war den ganzen Tag, auch in seinen Unterrichtsstunden bei ihm. Was konnte sie mehr wünschen? Aber vorbereiten wollte sie ihn, einst zu seinem Vater mit ihr zu gehen. Sie erwarb sich in wenig Zeit die höchste Liebe,

das kindlichste Vertrauen ihres Sohnes; denn sie durfte ihm nur die Liebe der Mutter, nicht den Eigensinn, nicht die Herrschsucht einer Mutter zeigen. Der Knabe liebte seinen Alvaro — so nannte sich Marie — unbeschreiblich, so wie das ganze Haus den guten, gefälligen Alvaro liebte. Wie sie der Liebe und des Vertrauens des Kindes gewiß war, fing sie an, ihren Plan auszuführen. Sie schlief mit dem Kinde allein auf einem Zimmer. Eine Nacht wusch sie die braune Farbe aus dem weißen Gesichte. Sie flocht das schöne lange Haar in reiche Locken, durch das Haar zog sie einen Kranz von Myrthen, ein langes faltenreiches Gewand erhöhte die schlanke Gestalt des hohen Weibes. In der Hand trug sie einen Palmenzweig. Sie stand in dem hellen Glanze eines Lichts, das sie angezündet und so gestellt hatte, daß sie es in jedem Augenblicke verlöschen konnte. Jetzt rief sie laut mit weiblicher Stimme: Ruy!

Der Knabe erwachte, erschrak, wurde ganz munter, sahe diese hohe weibliche Gestalt, die ihm mit unbeschreiblicher Anmuth zulächelte,

vor sich stehen. Er schrie laut: Alvaro! Alvaro! — Das Licht verlöschte, die Gestalt war verschwunden, und Alvaro kam nach einigen Minuten zu Ruy, und fragte ihn nach der Ursach seines Rufens. Der Knabe erzählte zitternd. Alvaro sagte: wenn du nicht geträumt hast, Ruy, so hast du deinen Schutzgeist gesehen. Das Kind fragte, was das sei, und Alvaro erzählte ihm viel liebliche Mährchen davon, daß das Kind mit weniger Schrecken an die Erscheinung dachte. Alvaro bat ihn, keinem andern etwas von der Erscheinung zu sagen.

Ruy und Alvaro redeten so viel von der Erscheinung des Schutzgeistes, daß der Knabe mit Sehnsucht an eine nochmalige Erscheinung dachte. Er wurde in einer Nacht wiederum von seinem Schutzengel erweckt. Er erschrak. Die Gestalt winkte ihm freundlich zu, und eine leise, schöne, zärtliche Stimme hauchte die Worte: Ich liebe dich, mein Sohn! dann verlöschte die Helle, und die Gestalt war verschwunden. Der Knabe rief den Pagen, der aus dem tiefsten Schlafe erwachte. Man re-

dete über die Erscheinung. Das Fürchterliche, das sie gehabt hatte, verlor sich nach und nach. Der Knabe wünschte jetzt sogar, die Erscheinung zu sehen.

Sie blieb lange weg. Endlich nach langer Zeit kam sie wieder; sie näherte sich jetzt mehr, aber nicht ganz, dem Lager des Kindes. Ich liebe dich, mein Sohn, sagte die liebliche Stimme wieder. Niemand liebt dich als Alvaro! dem vertraue! ihm allein! Sie warf ihm eine Blume von ihrer Brust zu, und verschwand.

Ruy hing sich noch mit innigerm Vertrauen an seinen Alvaro. Er liebte ihn unaussprechlich. So lebten sie einige Jahre, ohne daß die Erscheinung sich sehen ließ. Der Knabe war jetzt zehn Jahre alt. Manches wurde ihm jetzt bedeutend, woran er vorher nicht gedacht hatte. Er kannte seine Aeltern nicht. Niemand konnte sie ihm nennen. Er wußte nicht, in welchem Verhältnisse er mit Don Gabriel stand. Mit sehr großer Vorsicht hatte Marie diese Vorstellungen in der Seele ihres Sohnes er-

regt. Er dachte mit Sehnsucht an die Aufhellung dieses Dunkels. Da erschien ihm sein Schutzgeist eine Nacht wieder. Ich kenne deine Aeltern, hauchte die Stimme wieder. Frage Niemanden. Don Gabriel ist dein Feind. Alvaro liebt dich. Wenn du Muth hast, und fromm bist, so sollst du deine Aeltern finden. Sie verschwand, eben wie Ruy fragen wollte.

Ruy dachte nun an nichts mehr, als an den Augenblick, da er seine Aeltern finden würde. Die Erscheinung hatte Recht. Don Gabriel war der Feind des Knaben. Er ließ ihn anständig erziehen; aber er behandelte ihn beständig mit einer schneidenden Kälte, mit einer bittern Strenge. Schon im zwölften Jahre entdeckte er ihm seine Bestimmung, Geistlicher zu werden. Dieselbe Nacht erschien der Schutzgeist wieder. Don Gabriel haßt dich. Alvaro liebt dich. Muth, und du sollst deine Aeltern finden, die um dich weinen.

Ruy gab sich seinem Alvaro ganz hin. Der Knabe hatte einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen seine Bestimmung, ein Geistli-

cher zu werden aber er verschwieg ihn, denn er traute seinem Schutzgeiste, daß der ihm die Mittel angeben würde, den Plan des Don Gabriel zu vereiteln. In Ruy's funfzehntem Jahre machte man Vorbereitungen, ihn in ein Kloster zu bringen.

Sein Schutzgeist erschien. Jetzt ist es Zeit, zu fliehen, sagte die Stimme. Hast du Muth, Ruy? Ja! rief Ruy mit Festigkeit. So schweig! Entdecke dich Alvaro! Er liebt dich. In Rio Janeyro wirst du glücklich werden! Die Erscheinung verschwand.

Am andern Morgen flog der Jüngling seinem treuen Alvaro in die Arme. Wir müssen fliehen, nach Rio Janeyro. Ich begleite dich, geliebter Ruy! rief Alvaro. Die Anstalten zur Flucht wurden gemacht. Don Gabriel bereiste seine Güter. Ruy bekam die Erlaubniß, mit dem Pagen eine kleine Reise zu machen, die einen Monat dauern sollte. Alles ging glücklich. Die Registerschiffe lagen in Cadix, um nach Rio Janeyro abzugehen. Marie und ihr Sohn flohen beide nach Cadix. Sie gaben sich

für Brüder aus, die ihren Vater, der aus Verzweiflung über seine Armuth, nach Indien gegangen sei, aufsuchen wollten. Wir bringen ihm, sagte Marie mit ihren rührendsten Tönen: eine kleine Erbschaft, die unser armer Vater gethan hat. Sie wird ihn glücklich machen, und wir wollen unsern Vater wieder haben.

Der Kapitain nahm die großmüthigen Kinder gern auf. Das Schiff ging unter Segel, und sie landeten in Rio Janeyro. Sie erhielten ihre Wohnung bei einem wohlhabenden Kolonisten. Die Nacht wurde Ruy sanft erweckt. Ich bin dein Schutzgeist, sagte eine schöne Stimme im Dunkel der Nacht: verschweig deinen Namen, dein Schicksal. Du bist nahe bei deinen Feinden, und bei der Erfüllung deiner Wünsche. Sage Ruy de Sousa: Marie lebt und hofft auf dich! Liebe den de Sousa! Ein sanfter Kuß berührte seine Wangen, und Alvaro kam schnell und fragte: Wer redete hier, Ruy?

Mein Schutzgeist, antwortete Ruy. Er erzählte Marien, was ihm aufgetragen war. Er wußte, daß der Erbe des Don Gabriel hier

lebte. Marie redete mit ihm ab, was er dem Sousa sagen, was er ihm verschweigen sollte.

Am andern Morgen ging Ruy zu Sousa. Er fand ihn auf einem einsamen Landhause, fern von der Stadt. Er ließ sich bei ihm melden. Sousa nahm ihn ernst an. Ein tiefer Gram hatte sich in seine Gesichtszüge eingedrückt. Don Sousa, sagte der Jüngling: ich habe einen seltsamen Auftrag an Sie. Ich soll Ihnen sagen: Marie lebt, und hofft auf Sie!

Marie? rief mit zitternder, froher Stimme Sousa: Marie? Sie lebt? O, gütiger Gott! wenn das wäre! Wer bist du, junger Mensch? Wo sagte sie dir das? wo lebt sie? wo sprachst du das theuerste Wesen, das unglücklichste Weib?

Ich sprach sie nicht, ich kenne sie nicht. Haben Sie Zeit, mich allein zu hören? Sousa nahm den Jüngling in eine einsame Laube. Hier erzählte ihm der Jüngling die Erscheinung seines Schutzgeistes, er verschwieg aber, daß er dem Don Gabriel angehöre. Sousa hörte diese Erzählung mit finsterm Unglauben an, und

doch, wenn er seine Blicke auf das schöne unschuldige Gesicht des Jünglings richtete, der ihm mit schönen Thränen die Wahrheit seiner Erzählung versicherte, so wußte er nicht, was er zu dieser seltsamen Sache sagen sollte. Er fragte den Jüngling, was er hier in Rio Janeyro suche, Ruy antwortete: Mein Schutzgeist hat mir versprochen, hier meine Aeltern mir zu geben, und hat mir befohlen, Sie zu lieben, Don Sousa. Ruy ergriff die Hand seines Vaters, und drückte sie an seine Lippen.

Sousa stand finster da. Das Räthsel blieb ihm unerklärbar. Die Versicherungen des Jünglings waren so unbeschreiblich ehrlich, daß er ihn unmöglich für einen Betrüger halten konnte. Und wie konnte er von Marien etwas wissen, da er erst gestern aus Europa angekommen war? Er erkundigte sich nach den kleinsten Umständen. Ruy blieb sich überall gleich. Sousa gerieth immer mehr in unauflösliches Dunkel. Stete Hoffnung, seine heiß geliebte Marie wiederzusehen, belebte seinen Muth. Er umarmte den Boten der frohen Nachricht. Er

bot ihm sein Haus an. Dies schlug Ruy ab. Ich darf nichts thun, ohne den Willen meines Bruders.

Sousa wollte den Bruder sprechen. Ruy versprach es, ihn mitzubringen, und sie trennten sich.

Welch ein reicher Strom von hoher Seligkeit brach gewaltsam in Mariens Herz, da sie von ihrem Sohne hörte, wie groß die Bewegung gewesen war, in die der Name Marie den edlen Sousa gesetzt hatte. Sie konnte kaum die Stunde erwarten, da sie den geliebten Mann wiedersehen sollte; dem sie nun endlich so nahe war. Sie gingen den andern Tag zu Sousa. Er kannte Marien nicht, so hatte die Farbe und die Kleidung sie verstellt. Sie bestätigte ihres Bruders Erzählung, ohne nur im mindesten etwas zur Erklärung hinzuzufügen. Marie verbarg die fruchtbare Bewegung, worin der Anblick ihres treuen Sousa sie setzte, unter den Schmerz, unter das Verlangen, womit sie sich hier nach dem Wiederfinden ihres Vaters sehnte.

Sousa bot ihnen noch einmal seine Wohnung an, und jetzt nahmen die beiden Brüder es an. Eine Erscheinung! sagte sich Sousa unaufhörlich. Nach ein Paar Tagen fragte er Ruy, ob er hoffen könnte, daß sein Schutzgeist bald wieder erscheinen könnte. Diese Nacht wird er erscheinen! antwortete Ruy. So hat mir seine Stimme versprochen. Diese Nacht? fragte Sousa wild. Diese Nacht? Nun denn, Geist oder Mensch, er wird mir antworten! Mir! er soll! Ruy hatte nichts dagegen, wenn Sousa bei ihm bleiben wollte. Sein Bruder hatte nie Etwas von der Erscheinung gesehen. Er äußerte auch heute eine Furcht, Zeuge davon zu seyn. Er wollte im Nebenzimmer bleiben, um zu Hülfe kommen zu können.

Die Nacht kam. Sousa und Ruy saßen in ängstlicher Erwartung da. Auf einmal stand ihnen zur Seite der Schutzgeist. Ruy faßte seines Vaters Hand, um seinen Blick dahin zu ziehen, wo die Erscheinung war. Sousa sah hin, erblaßte, und rief mit schrecklicher Stimme: Marie! Sie ist hin! Sie ist todt!

Da öffnete die treue Marie die Arme, und rief: Sousa, Marie lebt! Sie ist dein! und nun flog sie in seine umschlingenden Arme. Sie hielten sich umarmt, lange im Taumel des höchsten Entzückens umarmt! Ruy erstaunte jetzt. Er konnte nicht begreifen, daß sein Schutzgeist lebte. Aber jetzt wendete Marie sich an den Jüngling; sie ergriff seine Hand, sie führte ihn zu Sousa. Dein Vater, Ruy, und ich deine Mutter!

Er warf sich seinen Aeltern zu Füßen. Der Vater verging in dem steigenden Meere der stürmenden Wonne. Mein Sohn! Meine Marie! Meine Marie! Mein Sohn! Alvaro! rief Ruy ins Nebenzimmer. Ich bin Alvaro! sagte Marie lächelnd. Ich habe dich erzogen, geliebtes Kind, als dein Page, ich habe dich geleitet, ich bin dir als dein Schutzgeist erschienen. Jetzt, o himmlische Vorsicht! jetzt sind wir glücklich! Nun setzte sich Sousa, seinen einen Arm um Marien, seinen andern um seinen Sohn geschlungen, und Marie erzählte die Begebenheiten ihres treuen Herzens. Den übri-

gen Theil der Nacht brachten sie mit der Ueberlegung hin, wie sie ihr Glück, ihren Frieden verbergen wollten.

Marie nahm ihre Kleidung und ihre Farbe wieder, und verließ den andern Tag das Haus ihres Mannes. Sousa nahm seinen Sohn als Pagen in seinen Dienst. Marien brachte er nach einigen Wochen als eine Bediente, in der Kleidung ihres Geschlechts, ins Haus. Der Vicekönig fand es nicht besonders, daß Sousa in seiner Abgeschiedenheit eine reitzende Frau liebte, die in seine Dienste getreten war. Er gründete sogar die Hoffnung darauf, daß nun die Donna Hermosa vergessen sei.

Marie gebahr ihrem Manne noch eine Tochter, dann zwei Söhne. Sie waren unbeschreiblich glücklich. Marie blühete in dem vollen Kranze ihrer Schönheit. Sie lebten einsam, verborgen, in dem Genusse des höchsten Glücks.

Don Gabriel faßte wieder neue Hoffnungen, da der Vicekönig ihm das von seinem Neffen schrieb. Er hatte den Sohn seines

Neffen in ganz Spanien aufsuchen lassen. Man hatte in eben der Zeit in der Gegend, wohin Ruy hatte reisen wollen, den Leichnam eines ermordeten jungen Menschen gefunden, und begraben. Don Gabriel zweifelte nicht, daß es Ruy gewesen sei. Er erkundigte sich aufs allergenaueste nach der Donna Hermosa. Die Familie Mariens hatte, um die Schande der Flucht Mariens zu bedecken, aussprengen lassen, sie sei in ein Kloster gegangen. Die Aebtissin des Klosters, eine Verwandtin der Hermosa's, bestätigte das Gerücht. Eine junge Nonne wurde für Marien ausgegeben. Sie starb, und Don Gabriel hielt sich nun für sicher, da Marie und ihr Sohn todt waren. Er wollte seinen Neffen aus Indien nach Europa zurück kommen lassen.

Sousa widersetzte sich mit einem so festen Muthe dieser Rückreise, daß der Vicekönig sich fürchtete, ihn dazu zu zwingen. Die Briefe des alten Gabriel wurden dringender. Er zitterte jetzt nahe vor dem Tode, vor dem Untergange seines Namens. Er beschwor seinen Nef-

fen, zu heirathen, welches Mädchen er wolle, wenn nur das Mädchen von edler Geburt sei.

Der Vicekönig sagte ihm das. Gut denn! sagte Sousa, ich bin verheirathet gewesen. Er gab dem Vicekönige das Papier, welches das Zeugniß seiner Verheirathung mit Maria Hermosa, in der Kapelle der heiligen Fidelitas, enthielt. Auch, setzte er bitter hinzu, hat meine Gemahlin einen Sohn, den Don Gabriel geraubt hat. Er wird wissen, wo mein Sohn, wo mein Weib sind. Der Vicekönig seufzte, da er den Trauschein seines Neffen mit Marien las.

Unglückliches Geschick! sagte er. Sie sind todt. Donna Hermosa starb in einem Kloster; dein Sohn fiel von der Hand eines Mörders. Ich bin gewiß, dein Oheim würde nichts mehr gegen diese Verbindung haben, wenn sie noch lebten. Sousa schwieg bitter. Aber zur Reise war er nicht zu bewegen. Endlich kam Don Gabriel selbst nach Rio Janeyro, seinen Neffen zu bitten, den Namen Sousa nicht ausster-

ben zu lassen. Er ließ seinen Neffen kommen. Er zeigte ihm sein graues Haar, und bat ihn, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Darf ich? sagte Sousa ernst: mein Sohn soll ermordet seyn, meine Gattin soll todt seyn. Wie? wenn sie nun noch lebten? wenn sie sich nur Ihrer Verfolgung entzogen hätten? Wie? wenn ich sie Beide, oder einen von ihnen wiederfände, so würden sie aufs neue das Ziel ihrer unversöhnlichen Rache seyn?

Nein! mein Sohn! sagte Don Gabriel gerührt: Hermosa hat mich kinderlos gemacht, ich ihn. Wir Beide sind gleich unglücklich. Ich habe ihn gesehen, den unglücklichen Vater, und der gleiche Schmerz hat uns versöhnt. Marie ist todt, und auch dein Sohn!

Und wenn sie noch lebten? fragte Sousa kalt.

So ist sie dein Weib und meine Tochter. Und dein Sohn heiße Sousa d'Hermosa. Die Namen der unversöhnlichsten Feinde leben dann in einem Hause fort!

Ich will es überlegen, sagte Sousa mit gerunzelter Stirn, und ging. Den andern Tag, da der Vicekönig eine große Audienz allen Offizieren der Krone gab, trat Ruy de Sousa, mit dem Kalatravaorden bekleidet, an seiner Hand ein schönes Weib in prächtigen Kleidern, und mit einem Gefolge von Bedienten und Pagen in den Saal. Seine vier Kinder waren um ihn. Er verbeugte sich gegen den Vicekönig; dann knieete er vor seinem Oheim hin, der sein Auge fest auf den Sohn Sousa's hielt, den er fast erkannte. Sousa sagte: Hier, Don Gabriel, stelle ich Ihnen in dieser erlauchten Versammlung meine Gemahlin, Donna Maria Hermosa, und meine vier Kinder vor. Der älteste, mein und Ihr Erbe, Don Ruy Sousa d'Hermosa, will Ihre Knie umfassen; denn Ihnen verdankt er seine Erziehung, bis seine Mutter mit ihm ihrem Manne nach Indien folgte.

Don Gabriel erschrak, halb vor Zorn, halb vor Freude, da er seine Enkel, schön wie die Engel, und den ältesten, stolz wie einen

Spanier, unbesorgt wie einen Gott, vor sich stehen sah. Aber da Marie und ihre Kinder um ihn traten, umfaßte er einen nach dem andern.

Sousa d'Hermosa, rief er, heißen die Kinder meines Neffen! Er vergoß sogar Thränen, da er Mariens Leiden hörte. Die Liebe, das Glück, sagte er zu dem Vicekönige allein, hat meinen Haß versöhnt; wie leicht hätte es nicht der Tod und die Verzweiflung thun können! Gott sei gelobt!

Sie gingen nach Europa. Aus den Armen ihrer Tante und ihres Vaters eilten Marie und Sousa ins Gebirge, in die Kapelle der heiligen Fidelitas. Hier knieeten sie; aber sie fühlten mit Entzücken, daß nie ein würdigeres Paar am Altar der heiligen Treue geknieet hatte, als Marie und Ruy.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht

Bd.: 2

Görlitz 1804

Ph.pr. 725 i-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041056-2